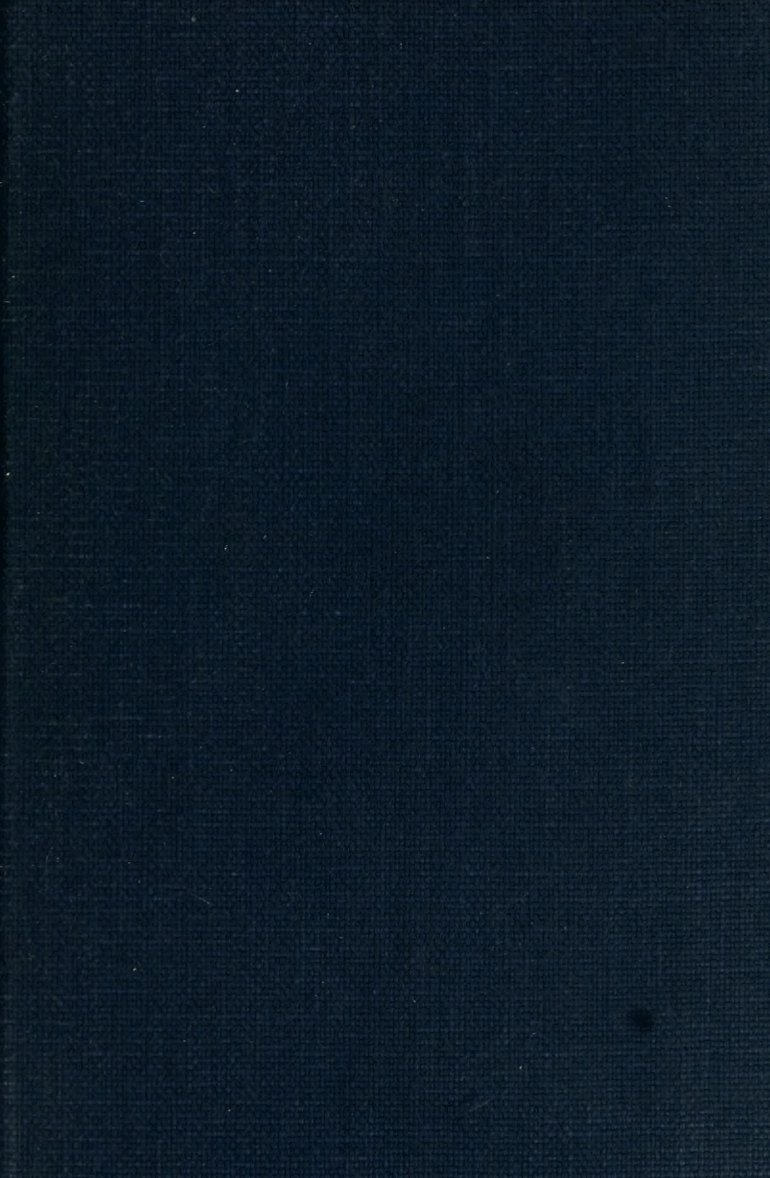
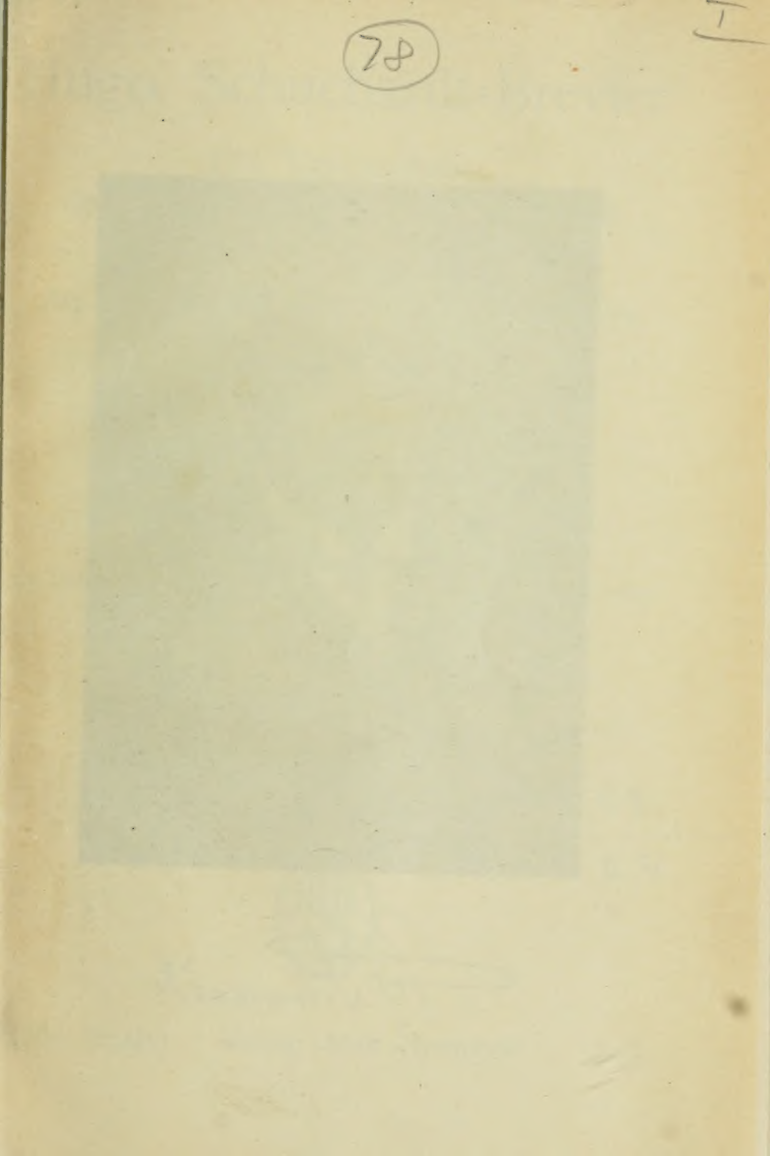
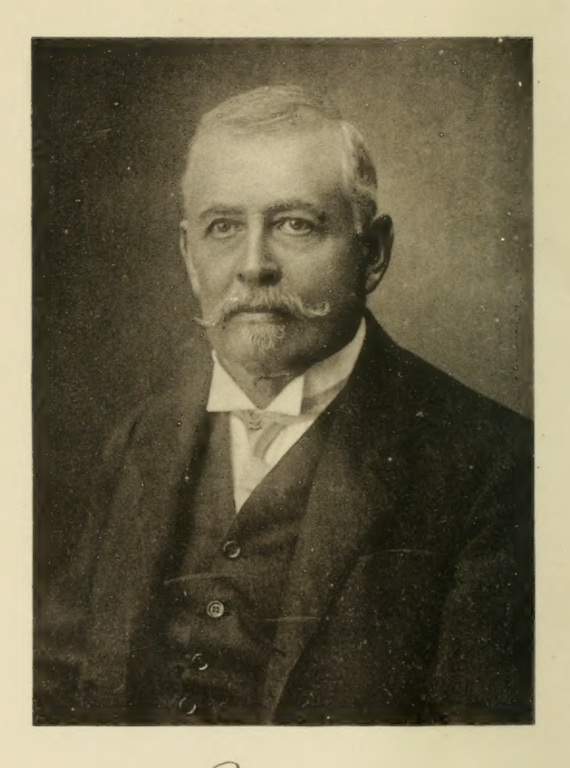








H Schuchardt

Hugo Schuchardt-Brevier

Ein Vademekum der allgemeinen Sprachwissenschaft

Als Festgabe zum 80. Geburtstag des Meisters
zusammengestellt und eingeleitet

von

Leo Spitzer

Gedruckt
mit Unterstützung einer Anzahl schweizerischer Forscher und Lehrer

Mit einem Porträt Hugo Schuchardts

Motto: ¡Vivas, gran señor, mil siglos!



Halle (Saale) / Verlag Max Niemeyer / 1922

Folgende schweizerische oder in der Schweiz lebende Forscher, Hoch- und Mittelschullehrer, eingedenk der reichen geistigen und wissenschaftlichen Förderung durch Hugo Schuchardts Arbeiten, haben durch opferfreudige Unterstützung das Erscheinen dieses Huldigungsbandes ermöglicht:

E. Abegg, Zürich
P. Aebischer, Hauterive (Freiburg)
A. Bachmann, Zürich
Ch. Bally, Genf
G. Bertoni, Freiburg
E. Bovet, Zürich
R. Brandstetter, Luzern
A. Debrunner, Bern
E. Eggenschwiler, Solothurn
F. Fankhauser, Winterthur
L. Gauchat, Zürich
Deutsches Seminar, Zürich
K. Göhri, Zürich
W. Hebeisen, Bern
P. Herzog, Zürich
E. Hoffmann-Krayer, Basel
C. Hoppeler, Olten
G. Huber, Zürich
J. U. Hubschmied, Küsnacht b. Zürich
K. Jaberg, Bern
J. Jeanjaquet, Neuchâtel
J. Jud, Zürich
G. Kuhn, Maur bei Zürich
P. Lansel, Sent (Engadin)
Chr. Luchsinger, St. Gallen
E. Muret, Genf
M. Niedermann, Basel
R. v. Planta, Fürstenau (Graubünden)
Ch. Pult, St. Gallen
Romanisches Seminar, Basel
Romanisches Seminar, Zürich
J. Ronjat, Genf
P. Scheuermeier, Zürich
H. Schmidt, St. Gallen
E. Schopf, Zürich
Schweiz. Neuphilologenverband (Präsident: L. Zbinden, Genf)
E. Schwyzer, Zürich
Ch. A. Sechehaye, Genf
Seminar für indogermanische Sprachwissenschaft, Basel
S. Singer, Bern
Th. Spoerri, Gümlingen bei Bern
A. Steiger, Zürich
M. Szadrowsky, Chur
E. Tappolet, Basel
J. Vetsch, Zürich
Jak. Wackernagel, Basel
Ernestine Werder, Zürich
Zentralbibliothek, Zürich
Marg. Zweifel, St. Gallen.

INHALT.

Am 4. Februar 1922 feiert HUGO SCHUCHARDT seinen 80. Geburtstag. Er hat uns selbst belehrt, wie er sich eine wahrhaft diesen Namen verdienende Festschrift denkt:

„... man wird einen Gelehrten mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschenken; nur mufs diese, was nicht immer geschehen ist, die scharfen Kanten der Objektivität verlieren, um sich in die festliche Gelegenheit einzubetten. Es müssen in ihr die Beziehungen zwischen Geber und Empfänger zum Ausdruck kommen, nicht blofs die äufseren, sondern vor allem die inneren; der Geber mufs der frühere Empfänger sein, er mufs bis zu einem gewissen Grade wiedererstatten. So wird der Gefeierte hier sein geistiges Bild im Spiegel erblicken, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten sein leibliches Bild, als Büste oder Denkmünze entgegennimmt. Das Persönliche aber wird in das Allgemeine hinübergeleitet, so dafs weite Kreise sich daran zu erbauen vermögen. ... Es ist nun allerdings denkbar, dafs man die Einrichtung vervollkommnete, das heifst verinnerlichte; es würde jemandem etwas zugeeignet, was ihm in gewisser Hinsicht schon eignete. Dafs man an die Spitze der Festschriften mit dem Bild des Gefeierten auch einen Umrifs seines Werdens und Wirkens stellt, das würde zu dem oben dargelegten Grundgedanken stimmen, wenn man nur das nicht wie einen Prolog zum Publikum gewendet, sondern dem, den es hauptsächlich angeht, ins Gesicht sagen wollte. Freilich müfste das ohne alle Schönfärberei, wenn auch mit Geschick und Feingefühl, geschehen; eine Lichtgestalt wird nicht durch das Aufsetzen einiger Schatten entstellt. So mancher ist zu Grabe gegangen, ohne die Durchschnittsmeinung der Sachverständigen über seine wissenschaftliche Persönlichkeit erfafst zu haben, und würde daher für einen solchen vorzeitigen Nekrolog recht dankbar gewesen sein; zwar hätte er vielleicht sich selbst nicht mehr bessern, Versäumtes nicht mehr nachholen können, aber doch andere berichtigen und aufklären." Allg. Zeitung (1903) Nr. 159, S. 114f.

Ich glaube, der Gedanke eines Hugo-Schuchardt-Brevier als Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft erfüllt die vom Jubilar gestellten Bedingungen so vollkommen als nur möglich: der Herausgeber erstattet dem Beschenkten wieder, was dieser ihm an geistigem Gut gegeben, in der Auswahl des ihm wesentlich Scheinenden gibt er das Bild, das er von Hugo Schuchardt in seinem Geiste trägt, und er spricht den Prolog auch halb zum Publikum der Studierenden und Fachgenossen gewendet, vor denen er „Schuchardt raconté par lui-même“ entfalten darf.

Vielleicht wird der Gedanke eines Cento aus den streng fachlichen Arbeiten eines Linguisten manchen esoterisch veranlagten Mitforscher befremden, die Methode der rhapsodischen Zerkleinerung geistigen Gutes schon in der Anwendung auf unsere Klassiker der Dichtkunst wenig geschmackvoll oder mindestens zur Schmackhaftigkeit wenig beitragend scheinen — ich mufs also nachweisen, dafs ein Schuchardt-Brevier möglich, ja, dafs es vielleicht sogar nötig ist.

Dafs Schuchardt ein Klassiker der Sprachwissenschaft ist, wird wohl niemand leugnen, wenn man unter diesem vielleicht etwas hausbackenen Worte den Autor versteht, der zu uns in allen Lebenslagen das richtige Wort sprechen kann, in dem wir blättern, wenn uns ein Problem unlösbar dünkt, den wir zitieren, wenn unsere wissenschaftlichen Behauptungen einer Stütze bedürfen. Schuchardts Motto ist ja: „Das Kleinste nicht verachten und nach dem Gröfsten trachten“ (Verzeichnis der Druckschriften S. 3) — er verbindet Mikroskopie und Makroskopie — er blickt gen Himmel, nachdem er alle Wörterbücher und Traktate mit unvergleichlicher Akribie durchpflügt hat — er hat aber leider selbst darauf verzichtet, uns das zu zeigen, worauf es ihm ankommt, „dafs aus dem vielen Zerstreuten, Zerstückelten, Bruchstückhaften sich die Umrisse eines bescheidenen Gebäudes von einheitlichem und eigenem Stil erkennen lassen“ (ebenda). Dieses Ideengebäude aus der Umklammerung des Speziellen, des Details, wie wir heute sagen: des Positivistischen loszulösen, Fern- und Tiefsichtspunkte zu eröffnen, ohne den Leser den Weg dahin nochmals zu führen, war die keineswegs leichte, aber doch scharf umschriebene Aufgabe des Herausgebers.

Das Herausheben des geistigen Bandes tut vielleicht gerade dem Studierenden not, der Schuchardtschen Arbeiten etwa ohne

Vorbereitung nahte: die in ihnen latenten, oft nur leicht angedeuteten Gedanken können nur von dem voll gewürdigt werden, der die Haupttragbalken des Gebäudes kennt. Auch ist SCHUCHARDT ein Autor, von dessen Büchern man dasselbe sagen kann, was Gilliéron von den seinen behauptet: „il n'est pas de ceux qu'on lit en chemin de fer et à la vapeur" — oft ballen sich bei ihm in einem baskischen oder georgischen Wetterwinkel die Gedankenmassen zusammen, oft sind in einer Rezension die Gedanken einer ganzen Schaffensperiode bescheidentlich untergebracht. Eine Zusammenstellung wie die meine kann auch von der Kontinuität seines Denkens ein Zeugnis geben: ich hatte von vornherein erwartet, bei dem SCHUCHARDT, der so oft anderen widersprochen hat, Widersprüche mit sich selbst, besonders mit dem Selbst früherer Entwicklungsperioden zu finden. Ich kann sagen, ich bin in dieser Beziehung aufs angenehmste enttäuscht worden: abgesehen von einem kleineren Hiatus zwischen dem „Vokalismus des Vulgärlateins" und dem späteren Schaffen habe ich eigentlich nur ausdrücklich als solche bezeichnete Meinungsänderungen gefunden (vgl. etwa über die Teleologie in der Annahme der Hiatustilgung in 785), wodurch wieder die Zusammenfassung der Persönlichkeit zur Einheit gerechtfertigt erscheint. Ich habe selbst eine derartige praktische Einführung in die Gedankenwelt unserer einzelnen großen Forscher im Universitätsbetrieb stets vermißt und wiederholt[1] die Vorlesung über eine sprachwissenschaftliche Disziplin aufgelöst in eine Serie charakterologischer Studien über die Persönlichkeit und Methode einzelner Forscher — ein Vorgehen, das zwar der dogmatisch herrschenden und selbst häufig subjektiv gewonnenen, von SCH. abgelehnten Gleichung Wissenschaft = objektiv widerstreitet, mir aber mehr der Entwicklung der Wissenschaft, die wie die Kunst auf den Schultern atlasstarker Individualitäten ruht, Rechnung zu tragen scheint. Die Individualität gleicht einem Farbstoff, der, auch in kleinsten Dosen angewendet, eine ganze Lösung umfärben kann. Wir sollten uns, so denke ich, mehr den künstlerischen Gruppierungsmethoden zuwenden, die ja nicht bloß Mozart, Beethoven, Schubert,

[1] Ähnliche Versuche hatten, ohne daß ich es wußte, schon GAUCHAT und JUD an der Zürcher Universität gemacht.

Wagner unter Oper, Symphonie, Quartett, Sonate aufteilen, sondern auch „Mozart“, „Beethoven“, „Schubert“, „Wagner“ als einheitliche Komplexe gelten lassen, über die man schreiben darf. Auch die Wissenschaft ist, wie die Kunst, bis zu gewissem Grade stets expressionistisch gewesen und es ist bezeichnend, dafs dieses Epitheton als lobende Bezeichnung sich neuerdings auch in ernstesten sprachwissenschaftlichen Kreisen hat durchsetzen können (*Lbl.* 1921, Sp. 122; *Lit. Echo* 1919, Sp. 1089). SCHUCHARDT, der stets das Gefühlsmäfsige, Deduktive, Idealistische gegenüber dem Mechanistischen, Induktiven, Realistischen betont hat, ist in diesem Sinn der Ahnherr und Vorahner des sprachwissenschaftlichen Expressionismus. Wenn anders aber die Geschichte der Wissenschaft das Schöpferische bei den schöpferischen Forschern nicht ausschalten darf, so müssen die Forscher selbst die Materialien zur Ideengeschichte ihrer Grofsen herbeitragen dürfen.[1]

Aber das Anschauungsmaterial zur „Schuchardtlehre“, das ich ausbreite, dient vielleicht noch einer anderen, im Augenblick wichtigeren Demonstration: den nicht verstummenden und sehr berechtigten Klagen über die „Grammatikalisierung“ unseres sprachwissenschaftlichen Betriebes, über den Geist der Geistlosigkeit und das tote Haften am Wort, über die Abneigung gegen alle Abstraktion und philosophische Betrachtung — Klagen, die nicht mehr nur Künstler vom Schlage KARL VOSSLERS, sondern heute schon das grofse Publikum, die Unterrichtsbehörden, die Fakultäten, ja die Philologen selbst erheben — können wir ein sprachphilosophisches Gebäude entgegenstellen, das sich vor denen WUNDTS, MARTYS, DITTRICHS nicht nur nicht zu verstecken braucht, sondern eben, weil nicht auf philosophischer oder psychologischer, sondern auf linguistischer Basis errichtet, der sprachlichen Realität näher ist, dabei die Grenzen der Sprachwissenschaft weiter steckt als das H. PAULS und am besten mit dem VON DER GABELENTZENS — welch letzteres übrigens vom Autor selbst aphoristisch dargeboten ist — verglichen werden kann. Wir können auf SCHUCHARDTS Ideenpanorama hinweisen und sagen: Diese Erkenntnisse sind unser Besitz;

[1] Die geistige Persönlichkeit SCH.'s wird an anderer Stelle und von anderer, jüngerer Hand gezeichnet werden.

aus der Welt der Tatsachen ragen sie in die der Gedanken; soviel wissen wir Linguisten — bauet weiter, Philosophen! Ich unterstreiche in dem Worte „Ideenpanorama“ die einst zur Gottheit emporgedeutete Silbe *pan*: SCHUCHARDT hat nicht nur über fast alle allgemeinen Probleme der Sprachwissenschaft nachgedacht, sondern alle irgendwie zur Linguistik peripherisch gelegenen Gebiete des Lebens abgesucht, von der Sprachwissenschaft als Zentrum aus seinen Beitrag zur Lösung der drängenden Lebensprobleme gegeben, von einer Anschauung der Wörter zu der der Dinge, der materiellen wie der geistigen, sich vorgerungen und unsere höchsten geistigen Güter, die Idee des Staates, der Religion, der Kultur, mit dem am Sprachlichen geschulten Sensorium durchhellt. Obwohl Individualist reinsten Wassers ist er sich der ζῷον πολιτικόν-Pflichten wohl bewufst: er schaut in sich, dann um sich und über sich. Obwohl Monograph und lehrhaften Zusammenfassungen abgeneigt, trägt er doch eine immanente Synthese in sich, die immer wieder, als Schlufsmoral von Spezialarbeiten oder als latente Unterstimmung, durchbricht. Wollte ich dem literarhistorischen Drange nach Klassifikation, den SCHUCHARDT an mir und anderen gerügt, und der saturnalischen Redefreiheit, die er für Festtage gestattet hat, nachgeben, so würde ich sagen, das Wesentlichste, das er uns zu geben habe, sei der Blick für die Nuance, für die unmerklichen und unwägbaren Übergänge, die in der Sprache wie im Leben merkliche und wägbare Ergebnisse zeitigen, für das Ewig-Unentwirrbare der Motive des Geschehens, das nur dilettantischer „Simplismus“ allzu verstandesklar zu zerfasern weifs. SCHUCHARDT sieht nicht Schwarz oder Weifs, nicht Abszissen oder Koordinaten, sondern Schwarz und Weifs in ihren Übergängen, Abszisse und Koordinate in ihren je nach den Beziehungspunkten variierenden Lagerungen. Er ist weniger Zeichner denn Kolorist, ja Pointillist. Daher seine Abneigung gegen allzu straffe Systeme und Tabellen, gegen einseitig scharfe Hervorhebungen, seine Liebe zu einem „juste milieu“, das schon durch seinen gesunden Widerspruchsgeist von platter Durchschnittlichkeit ferngehalten wird, sein Streben nach Ausgleichung von Trennendem.

Aus dieser „nüanzierenden“ Sehart ergibt sich die ganze Betrachtungsweise SCH.s; für ihn sind weniger Mutationen als sanfte Übergänge vorhanden: In der Lautlehre vertritt er den Standpunkt,

die Laut„gesetze“ seien nicht von den psychisch bedingten Tatsachen geschieden und zwar gesetzlich bedingt, aber nicht selbst Gesetze. Von hier aus hat sich seine ganze Forschung konsequent und gewissermaſsen radial weiterentwickelt. Die Etymologie ist nicht nur auf lautlichem Wege, sondern vor allem mit Berücksichtigung der Bedeutungen, auf einem prozessualen Weg durch Rede und Widerrede, durch eine Art Wahrscheinlichkeitsrechnung zu ergründen; von dem Wort wird er zur Sache geführt, womit die Sprach- in die Kulturwissenschaft einlenkt. Neben die Sprachgeschichte muſs die Sprachpsychologie treten, gilt es das Sprachwerden restlos zu erklären. Aller Sprachwandel, daher auch der Lautwandel, beruht auf Sprachmischung; daher Verwerfung des Stammbaums und Einführung des Begriffes der „geographischen Abänderung“ (Wellentheorie); Sprachverwandtschaft ist nur ein Abbild der leiblichen Verwandtschaft, nicht schlechthin mit ihr zu identifizieren; alle menschlichen Sprachen sind letzten Endes miteinander verwandt, ur- oder elementarverwandt; daher die Forderung nach einer allgemeinen Sprachwissenschaft, deren letztes Problem, der Sprachursprung, aus dem Beobachteten wie dem Erschlossenen gedeutet wird; Sprache ist nicht *φύσει* und nicht *θέσει*, sondern *φύσει καὶ θέσει* entstanden; das Künstliche in der Sprache gestattet theoretisch die Sprachtherapie, die Heilung von in der Sprache entstehenden Schäden, so beteiligt sich SCH. an orthoepischen wie weltsprachlichen Bestrebungen, an letzteren auch deshalb, weil er die logischen Schäden an jeder Sprache wahrnimmt und weil er durch leichtere Verständlichkeit des Sprachlichen die Verständigung der Völker beschleunigen möchte: das Nationalitätenproblem wird auf seine Zusammenhänge mit Sprachlichem geprüft. Dieser rasche Rundgang durch SCH.s mehr als 50 Jahre umspannende Wirksamkeit (zugleich auch durch die hier schlagwortartig angedeuteten Kapitel unseres Breviers) zeigt, daſs wir es tatsächlich mit einer in sich geschlossenen, „runden“ Lehre zu tun haben: das Bild des Kreises scheint mir am ehesten geeignet, SCH.s Gedankenweben zu versinnbildlichen: wir haben nie bei ihm ein tangentiales Abirren von seiner Bahn, sondern ohne Kanten und Härten läuft sie in sich zurück. Auch schlieſsen sich in jedem Punkte seines Lebens die Gedanken zum Kreise: er hat in jeder Epoche immer wieder

alle Probleme, die ihn zeitlebens bewegten, durchdacht, nicht etwa von Zeit zu Zeit neue Kapitel seines Denkens eröffnet. Und konzentrisch erweitert sich in jeder seiner gröſseren Arbeiten der Kreis pes Speziell-Einzelsprachlichen zum Allgemeinsprachlichen, zum Menschlichbesonderen, gelegentlich sogar zur Betrachtung des Weltenlaufs (vgl. z. B. 262). Eine derartig das Absolute ins Relative, die Quantitäten in Qualitäten, die Farben in Nuancen, die Kanten in Facetten auflösende Lehre hält sich wissentlich von dem *simplex sigillum veri* als einer künstlichen Verunstaltung der Wirklichkeit zurück uud nicht mit Unrecht hat SCHUCHARDT S. REINACHs Wort „l'esprit simpliste n'est pas l'esprit scientifique" verteidigt. Es ist mir als geborenem Österreicher noch eine angenehme Pflicht, die mir nicht als Kirchturmpatriotismus ausgelegt werden möge, auf die Zwangsläufigkeit der Verkettung dieses halbjahrhundertlangen Gelehrtenlebens mit dem Qualitäten über Quantitäten stellenden Österreich hinzuweisen, dessen kulturelle Mischungsverhältnisse SCHUCHARDT in seiner angeborenen Betrachtungsweise bestärkt haben mögen.

Die praktische Darstellung von SCHUCHARDTs Lehre wird auch im gegenwärtigen Augenblick, da ganz Europa aus noch nicht geschlossenen Wunden blutet, nicht ungelegen sein: aus seinen Theorien vom Ewig-Gemischten unserer Rassen, Kulturen, Sprachen folgt seine Gerechtigkeit und Toleranz den Sprachen wie den Nationen gegenüber. SCHUCHARDT ist ein Völkerversöhner, vielleicht nicht Pazifist, aber ein Pacifex — er, der Wissenschaft in die Politik tragen will, die verbindende Aufgabe der Wissenschaft erkennt und im Kriege der Romania aus seinem Herzen wehmutsvolle Grüſse sendet, ohne ein urtümlich kräftiges Deutschtum zu verleugnen — er ist wohl der berufenste Mittler im wirren Ringen der Völker.

Über die Art der Anlage des Breviers will ich mich kurz fassen. Ich habe alle Nummern der Bibliographie — die ihrerseits aus dem von SCHUCHARDT selbst 1916 herausgegebenen „Verzeichnis der Druckschriften", von SCH. mitgeteilten und selbstgefundenen Nachträgen besteht — gewissenhaft durchgearbeitet und unter gleichartigen Äuſserungen die ausführlichste, am besten aus dem Zusammenhang isolierbare und m. E. am treffendsten formulierte übernommen, manchmal allerdings die Evolution der Gedanken dargestellt (so bei der Sprachverwandtschaft), öfters den ersten Beleg für eine im späteren

Denken SCH.s zentrale Ansicht festgehalten, dabei alles Bibliographische, Spezielle oder Augenblickliche, das den Beleg allzu sehr an die besondere Gelegenheit kettet — SCH. ist ja in GOETHES Sinne ein richtiger Gelegenheitsdichter, insofern ihm oft aus Widerspruch sein Spruch quillt —, weggelassen, was aber durch den jedem Beleg beigegebenen Verweis auf die Bibliographie jederzeit leicht aufgefunden werden kann. Auf markante und leicht verständliche Beispiele habe ich nicht verzichtet, auch wenn sie den Spezialgebieten SCH.s, der Romania, dem Baskischen, Georgischen, Nubischen etc. entnommen sind, aber diese Beispiele nie als Selbstzweck angesehen. Es scheint mir nicht nötig, die Schriften von Gelehrten, deren Ansichen SCH. zurückweist, ausführlich zu zitieren, da es hier nicht auf diese, sondern auf das Bild der SCH.schen Persönlichkeit ankommt, zudem die Originalstelle alles Nötige lehrt. Im allgemeinen habe ich weniger aphoristische als essayistisch breitausgesponnene Stellen angeführt. Wiederholungen sind dabei unvermeidlich gewesen, da SCH. stets an das Spezielle eine allgemeine und an diese eine allgemeinste Erfahrung zu heften pflegt, aber vielleicht ist auch der wiederholte Hinweis auf dieselbe Tatsache in jeweilig anderem Lichte gerade geeignet, dem Leser einen Begriff von der Verknüpftheit und gegenseitigen Bedingtheit der sprachlichen Probleme zu geben. Oft bezwecken die ähnlichen Zitate aus verschiedenen Lebensepochen nur, die Einheit und Kontinuität des SCH.schen Gedankens klarzustellen. Das Register am Schlusse des Bändchens erlaubt nicht nur die Gleiches behandelnden Stellen innerhalb dieses aufzusuchen, sondern führt unter „vergl.“ auch nicht aufgenommene Parallelstellen auf. Vollständigkeit in der Aufzählung aller Gedanken konnte naturgemäſs nicht erstrebt werden, aber ich glaube, daſs kein wesentlicher und für SCH. eigentümlicher Gedanke fehlt oder nicht in entsprechender Proportion vertreten ist. Der Text ist unverändert abgedruckt, nur die Orthographie (nicht die Interpunktion) der heutigen SCH.s angepaſst; Punkte bedeuten Auslassungen (weggelassene Anmerkungen bezeichne ich nicht eigens), || einen neuen Absatz im Original, [ ] verständlichende Angaben meinerseits. Die Zahlen am Ende der Belege bedeuten die Nummer des bibliographischen Verzeichnisses und die Seitenzahl.

Mein innigster Dank gebührt den Schweizer Gelehrten, die durch ihre Subskription dem rührigen und opferbereiten Herrn Verleger den Druck ermöglicht haben, unter ihnen besonders JAKOB JUD, Zürich, auf dessen Anregung und Tatkraft das Werkchen zurückgeht.

In den Universitätsvorlesungen wie in den Seminarübungen schweizerischer Linguisten, aber ebenso in den sprachgeschichtlichen und allgemein linguistischen Arbeiten schweizerischer Gelehrten haben SCHUCHARDT's wissenschaftliche Anschauungen neben denen JULES GILLIÉRON's stets starken Widerhall gefunden. Es sei daran erinnert,[1] dafs L. GAUCHAT im Jahre 1905 schrieb: „la brochure de M. Schuchardt „Über die Lautgesetze“ est encore pour moi le livre de chevet du philologue“. E. TAPPOLET hat in seiner Universitätsvorlesung sich mit SCH. auseinandergesetzt, J. JUD seine wissenschaftliche Arbeit mit einem Motto aus SCH.s Arbeiten begonnen, GILLIÉRON ist, durch J. M. HUBSCHMIED angeregt, dem Grazer Meister wieder näher getreten, dem er die erste Serie seiner sprachgeographischen Studien zueignete. Bereits zum 70. Geburtstag huldigten die Schweizer Romanisten dem grofsen Forscher mit einem Festbande und dieselbe warme Verehrung hat auch in der Subskription für diesen Band Ausdruck gefunden.

Vor allem aber danke ich dem Jubilar selbst, der nicht nur die Herausgabe des Werkchens gestattete, sondern, wie er humorvoll schrieb, „seinen eigenen Strick knoten half“, indem er mir zahlreiche Publikationen zugänglich machte.[2]

Und nun, Büchlein, nimm deinen Lauf, grüfse zum Fest den Altmeister im trauten grünen österreichischen Lande, kein „vorzeitiger Nekrolog“, sondern ein Bild des Lebens der Sprache, ein Spiegel der geistigen Jugend ihres Erforschers — dann aber ziehe in die Ferne, so weit der Name SCHUCHARDT hallt und klingt!

---

[1] Die folgenden Daten verdanke ich Freund JUD.

[2] Einzelne Arbeiten werden überhaupt erst der Lesewelt durch den Abdruck zugänglich, da sie früher nicht im Buchhandel erhältlich waren, z. B. Nr. 352, 786, verschiedene wieder zugänglich, da die Auflage erschöpft ist, wie Nr. 172.

BONN, im Sommer 1921

LEO SPITZER

VERZEICHNIS DER DRUCKSCHRIFTEN.

Abkürzungen:

A: = Anzeige von.
AZ = Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Augsburg, München).
GT = Tagespost (Graz).
Lb = Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie.
LZ = Literarisches Zentralblatt.
NF = Neue Freie Presse.
RB = Revue intern. des études basques.
WZ = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
ZR = Zeitschrift für rom. Philologie.

1864.

1 De sermonis Romani plebei vocalibus. Bonnae; 1—23 (Anfang der eingereichten Doktordissertation).

1866.

2a Der Vokalismus des Vulgärlateins I. Leipzig, Teubner; —XII, 1—476.

1867.

2b Der Vokalismus des Vulgärlateins II. Leipzig, Teubner; 1—530.

1868.

2c Der Vokalismus des Vulgärlateins III. Leipzig, Teubner; —IV, 1—356.

3 Das Ballspiel in Rom — Globus 14, 73—75.

4 *Slipe, slape, snorio, basilorio* (zu Zeitschr. XIV, 397—399 [von Ascoli]) — Kuhns Ztschr. 17, 396—400.

1870.

5 Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen. (Leipziger Hab.-Schr. 1870.) Gotha; 1—51.

6 A: Fr. Rausch, Geschichte der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes — LZ 1084—1087.

7 A: A. de Cihac, Dictionnaire d'étymologie daco-romane — LZ 1336f.

8 A: M. Landau, Die Quellen des Decamerone — LZ 1369f.

1871.

9 Das Französische im neuen deutschen Reich I. II. — AZ 1205 f. 1219 f. 1269—1271 (s. 185).

10 G. G. Belli und die römische Satire I—III. — AZ 2925 f. 2946—2948. 2971 f. 2994 f. (s. 185).

11 Giovanni Pontano's Leben — AZ 4401 f. 4422—4424.

12 Die Geschichte von den drei Ringen — Im neuen Reich 481—485 (s. 185).

13 Etymologisches. *Corbaccio. Azzimare. Bizzeffe* — Eberts Jahrb. 12, 114 f.

14 Zu Brinkmanns Metaphern — Herrig's Archiv, S. 347 ff.

15 A: C. BURSIAN, Erophile — LZ 159 f.

16 A: V. BÜHLER, Davos in seinem Walserdialekt, 2. Halbb. — LZ 207 f.

17 A: A. MUSSAFIA, Darstellung der romagnolischen Mundart — LZ 1063—1065.

1872.

18 Pompei und seine Wandinschriften — AZ (s. 185).

19 Der Rumänen Herkunft I. II. — AZ 1321—1323. 1374 f.

20 Albanisches und romanisches. Zu Miklosich's albanischen forschungen — Kuhns Ztschr. 20, 241—302.

21 Gegen Zöllners und E. von Hartmanns Ansichten über das Privatleben der Gelehrten [Brief an den Redakteur, P. Lindau] — Die Gegenwart 1, 285—287.

22 A: MAX MÜLLER, Essays III. übertragen von F. LIEBRECHT — LZ 64 f.

23 A: FROISSART, Poésies publ. par M. AUG. SCHELER — LZ 956 f.

24 A: G. FLECHIA, Di alcune forme dei nomi locali dell' Italia superiore — Kuhns Ztschr. 25, 454—456.

1873.

25 Reim und Rhythmus im Deutschen und Romanischen — Im neuen Reich (s. 185).

26 Virgil im Mittelalter — Im neuen Reich 334—339 (s. 185).

27 Zu Lindau's Molière — AZ 2283 f.

28 Romanische sprachwissenschaft. Aus zeitschriften — Kuhns Ztschr. 21, 434—461.

29 De l'Orthographe du roumain — Romania 2, 72—79.

30 A: A. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française — LZ 433—436.

31 A: N. Caix, Saggio sulla storia della lingua e dei dialetti d'Italia — LZ 436 f.

32 A: B. Schmitz, Die neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie — LZ 466—469.

33 A: C. E. Geppert, Reiseeindrücke aus Spanien — LZ 714 f.

34 A: Bibliographie Molièresque, par le bibliophile Jacob — LZ 721 f.

35 A: Le théâtre français avant la renaissance, par M. Ed. Fournier — LZ 722 f.

36 A: J. Storm, De romanske Sprog og Folk — LZ 724.

37 A: H. Loeschhorn, Zum normannischen Rolandsliede — LZ 724 f.

38 A: D. Medić, Grammatica tedesca — LZ 881 f.

39 A: Canti antichi portoghesi . . . [hg. von] E. Monaci — LZ 882.

40 A: Bibliographia critica de historia e litteratura, publ. por F. A. Coelho — LZ 1523 f.

1874.

41 Ritornell und Terzine (Festschrift der Universität Halle zu K. Wittes 60jährigem Doktorjubiläum). Halle, Niemeyer; 1—147 Quart.

42 Phonétique comparée. I. Les modifications syntactiques de la consonne initiale dans les dialectes de la Sardaigne, du centre et du sud de l'Italie — Romania 3, 1—30.

43 Phonétique française. I. *Oi, ui* = *o* + *i*, *u* + *i*. II. *CH*. III. *Lz, nz* — Romania 3, 279—286.

44 Zur romanischen sprachwissenschaft. Lateinische und romanische deklination [Besprechung von Schriften H. Arbois de Jubainvilles, Fr. d'Ovidios, O. Sievers'] — Kuhns Ztschr. 22, 153—190.

45 A: G. de Rada, Grammatica della lingua albanese — Kuhns Ztschr. 22, 69—88.

46 A: G. Gröber, Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen — LZ 50.

47 A: A. v. Flugi, Die Volkslieder des Engadin — LZ 50.

48 A: Fiabe popolari veneziane, raccolte da D. G. Bernoni — LZ 51.

49 A: La littérature française ... Lectures choisies par Staaff I—III. — LZ 1403 f.

50 A: E. Boehmer, Romanische Studien, 3. H. — LZ 1556 f.

51 A: A. Mussafia, Beitrag zur Kunde der nordital. Mdd.
— Zur Katharinenlegende
— Cinque sonetti antichi
— Über die prov. Liederhdss. des G. M. Barbieri
— LZ 1627 f.

52 A: G. Flechia, Nomi locali del Napolitano — LZ 1628.

53 A: J. Baumgarten, Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens — LZ 1706 f.

54 A: Ein altladinisches Gedicht [hg. von] A. Rochat — LZ 1707.

55 A: Dante Alighieri, La Divina Commedia I. [hg. von] G. A. Scartazzini — LZ 1751 f.

1875.

56 Lodovico Ariosto — AZ 2333 f. (s. 185).

57 Französisch und Englisch — AZ 5641 f. (s. 185).

58 Ymweliad a Chymru [kymr.; Brief an den Hg. der Zeitung] — Yr Herald Cymraeg, Caernarfon 20. Aug.

59 Ymweliad a Chymru (zweiter Brief) — ebd. 3. Sept. (wieder abgedruckt in Y Wawg, Pittsburgh Pa. 24. Sept.).

60 Sur *oi* et *ui* — Romania 4, 119—122.

61 Parfaits français en *ié* — Romania 4, 122.

62 Étymologies. I. Esp. *aguinaldo*, fr. *aguilaneuf*. II. Lad. *balchar*, norm. *baquer*. III. *Balinare*. IV. *Chalaverna*. V. Pr. *pairol*, esp. *perol*. VI. Lad. *tschadun*. VII. It. *voto*, fr. *vide*, VIII. All. *Senn* — Romania 4, 253—257.

63 Schreiben an den Herausgeber [zu Jahrb. 13, 380 f.] — Eberts Jahrb. 14, 246.

64 A: L. de Camões, Os Lusiadas ... [hg. von] C. von Reinhardstoettner, 1. Lief. — LZ 21—23.

65 A: Il Contrasto de Ciullo d'Alcamo ... [hg. von] A. d'Ancona — LZ 79—81 f.

66 A: K. Hillebrand, Italia I. II. — LZ 321—323.

67 A: B. P. HASDEŬ, Istoria critică a Românilorŭ II, 1 } LZ 380—382.
— Principie di filologia comparativă I.
— Columna luĭ Traĭanŭ
68 A: T. MAIORESCU, Critice
69 A: E. LAUR, Zur Geschichte der französischen Literatur — LZ 455 f.
70 A: A. ALEARDI, Discorso su Francesco Petrarca — LZ 456.
71 A: Padova a Francesco Petrarca — LZ 456.
72 A: B. ZANDONELLA, Saggio sulla ritmica dei dialetti italiani — LZ 456 f.
73 A: E. RITTER, Recherches sur le patois de Genève — LZ 1078.
74 A: K. HILLEBRAND, Zeiten, Völker und Menschen, 2. Bd. — LZ 1113—1115.
75 A: B. PRINA, Alessandro Manzoni — LZ 1115.
76 A: N. CAIX, Osservazioni sul vocalismo italiano — LZ 1329—1331.
77 A: J. L. KLEIN, Geschichte des Dramas XI, Das spanische Drama 4 — LZ 1392.
78 A: Archivio glottologico italiano III, 1; IV, 1 — LZ 1462.
79 A: Molière's Werke . . . [hg. von] A. LAUN — Revue critique 9, II, 139—143.

1876.

80 Keltische Briefe I. II. — AZ 179 f., 250—252 (s. 185).
81 A: F. DEMATTIO, Fonologia italiana — LZ 148.
82 A: P. LACROIX, Bibliographie moliéresque, 2. éd. — LZ 148 f.
83 A: H. WINGERATH, Choix de lectures françaises — LZ 150 f.
84 A: L. GELMETTI, La lingua parlata di Firenze — LZ 365 f.
85 A: Communicazioni dalle biblioteche di Roma . . . I. Il Canzoniere portoghese . . . [hg. von] E. MONACI — LZ 366 f.
86 A: Opere scelte . . . di G. GIORDANI — LZ 367.
87 A: Collection philologique, 5. fasc.: Les noms de famille par E. RITTER — LZ 406.
88 A: CAMÕES [s. 64], 2. Lief. — LZ 406 f.
89 A: BÜHLER [s. 16], II. Teil, 2. Heft — LZ 407.

1877.

90 Eine Diezstiftung — AZ 737. (s. 185).
91 Die Diezstiftung — Die Gegenwart 11, 222—224.

92 Aufruf zur Diezstiftung, mitunterzeichnet von Demattio, Hortis, Martin, Miklosich, Mussafia. — Flugblatt vom 11. Apr.

93 A: L. Stünkel, Lex Romana Utinensis — ZR 1, 111—125.

94 A: Columna luĭ Traĭan, Jahrg. VII. — ZR 1, 481—484.

95 A: H. Wendel, Die Aussprache des Französischen ... I. — LZ 51 f.

96 Erwiderung auf Wendels „Entgegnung“ — LZ 364.

97 A: Rime di Francesco Petrarca [hg. von] G. Carducci — LZ 52—54.

98 A: Fr. Diez, Romanische Wortschöpfung — LZ 118—120.

99 A: Dante Alighieri, La Divina Commedia II. [hg. von] G. A. Scartazzini — LZ 153—155 [s. 53].

100 A: C. Ayer, Phonologie de la langue française
A. Scheler, Exposé des lois qui régissent la transformation française des mots latins } LZ 182 f.

101 A: Fr. G. Bergmann, Cours de linguistique ... — LZ 183.

102 A: L.-Fr. Meunier, Les composés qui contiennent un verbe ...
A. Darmesteter, Traité de la formation des mots composés ... } LZ 183—186.

103 A: J. Brivois, Bibliogr. de l'œuvre de P.-J. de Béranger — LZ 186.

104 A: K. Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen, 3. Bd.: England — LZ 186—188.

105 A: Dante Allighieri, La vita nuova [hg. von] C. Witte — LZ 218 f.

106 A: L. C. M. Giani, Italienische Sprichwörter ... — LZ 219 f.

107 A: J. Rhys, Lectures on Welsh philology — LZ 1250—1255.

1878.

108 Keltische Briefe III—V. [s. 80] — AZ 2305 f. 2322—2324. 2433—2435. 2537—2539. 2554—2556. 2562 f. (s. 185).

109 Eine portugiesische Dorfgeschichte — NF 17. Mai (s. 185).

110 Bessarabien (ein Nekrolog) — NF 23. Juli.

111 Zu Havet, La prononciation de *ie* en français [Romania 6, 321 ff.] — ZR 2, 187 f.

1879.

112 Vom Barcelonaer Carneval — GT 4. März.

113 Liebesmetaphern — NF (s. 185).

114 **Lorenzo Stecchetti — NF (s. 185).**

115 Fonética andaluza — La Enciclopedia, Sevilla 25. Juni; 137—139. Daraus El Porvenir, Sevilla 19. Juli, La Andalucía, Sevilla 25. Juli '79, El Eco de Fregenal 24. Mai '83.

1880.

116 Camoens. Ein Festgruſs nach Portugal zum 10. Juni. Graz; 3—14 Quart.

117 Über B. P. Hasdeu's „Altrumänische Texte und Glossen" — B. P. Hasdeu, Cuvente den bătrâni, Suplement la tomul I; III—XLIV.

118 Boccaccio — NF (s. 185).

119 Zu Foersters romanischer „Vokalsteigerung" — ZR 4, 112—123.

120 Zu Ztschr. IV, 143 — ZR 4, 384 f.

121 A: E. WINDISCH, Irische Grammatik — ZR 4, 124—155.

122 A: A. SANCHEZ MOGUEL, España y la filología neolatina — ZR 4, 186.

1881.

123 Neueste deutsche Calderon-Literatur I—III. — AZ 2817—2819. 2897—2899. 2906. 2922—2924 3161—3163 (s. 185). Berichtigung dazu — ebd. 4550.

124 Zu Calderons Jubelfeier — NF (s. 185).

125 Die Cantes Flamencos — ZR 5. 249—322.

126 Franz. *gilet* — ZR 5. 100.

127 A: FR. RODRIGUEZ MARIN, Juan del Pueblo — ZR 5, 578 f.

128 A: C. BAISSAC, Étude sur le patois créole mauricien; F. ADOLPHO COELHO, Os dialectos romanicos ou neo-latinos na Africa, Asia e America — ZR 5, 580 f.

129 A: E. WINDISCH, Irische Texte mit Wörterbuch — LZ 58—62.

130 Erklärung [gegen Zimmer] — LZ 1595 f.

1882.

131 Zur afrikanischen Sprachmischung — Das Ausland 867—869.

132 Kreolische Studien I. Über das Negerportugiesische von S. Thomé SB d. Wien. Ak. 101, II, 889—917.

133 — II. Über das Indoportugiesische von Cochim — SB d. Wien. Ak. 102, II. 799—816.

134 Sur le créole de la Réunion — Romania 11, 589—593.

135 Analogía entre los cantares alpinos y los andaluces. Carta á Demófilo. — El Folk-Lore Andaluz 1, 259—286 [vgl. auch die Übersetzungen der Tiroler Schnadahüpfl bei RODRIGUEZ MARIN, Cantos populares españoles V, 71, 84].
136 Zimmeriana — Rev. celt. 5, 394—396.
137 Zu rumän. *-ua* — *-lla* — ZR 6, 119f.
138 Lad. *aŋžueda* us., Frühling — ZR 6, 120.
139 Span. port. *nata* — ZR 6, 121.
140 Span. port. *brincar* — ZR 6, 423f.
141 Span. *losa*, port. *louza* — ZR 6, 424.
142 Zu Ztschr. VI, 112—113 [frz. *rincer, assener*; Nasalierung] — ZR 6, 424f.
143 A [zusammen mit G. Meyer]: K. SITTL, Die lokalen Verschiedenschiedenheiten der lat. Spr. — ZR 6, 608—628.
144 A: B. GÜTERBOCK, Über die lat. Lehnwörter im Irischen — Rev. celt. 5, 489—495.

1883.

145 „Zeitungsdeutsch" [zu einer so betitelten Schrift von R. Halatschka] — Deutsche Zeitung, Wien 24. Nov.
146 Zum Baccelli'schen Gesetze — AZ 2779f.
147 Kreolische Studien III. Über das Indoportugiesische von Diu — SB d. Wien. Ak. 103, I, 3—17.
148 — IV. Über das Malaiospanische der Philippinen — ebd. 105, I, 111—150.
149 — V. Über das Melaneso-englische — ebd. 105, I, 131—161.
150 — VI. Über das Indoportugiesische von Mangalore — ebd. 105, III, 882—904.
151 Über die Benguelasprache — ebd. 103, I, 21—32.
152 Bibliographie créole — Rev. crit. 17, I, 314—318.
153 A: F. BLUMENTRITT, Vocabular [des Philippinenspanisch] — Ztschr. f. d. öst. Gymn. 34, 316—319.
154 A: J. LEITE DE VASCONCELLOS, O dialecto mirandez — Lb 4, 108—111.
155 A: Ystên Sioned [kymr.] — Lb 4, 153—156.
156 A: J. ULRICH, Rhätoromanische Texte — Lb 4, 233—236.

157 A: L. ADAM, Les idiomes négro-aryen et maléo-aryen — Lb 4, 236—240.

158 A: F. A. COELHO, Os dialectos romanicos ou neo-latinos na Africa, Asia e America. Not. compl. — Lb 4, 279—282.

159 A: A. MARX, Hülfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vokale in positionslangen Silben — Lb 4, 266—268.

1884.

160 Dem Herrn Franz von Miklosich zum 20. Nov. 1883. Slawodeutsches und Slawo-italienisches. Graz, Leuschner u. Lubensky; 3—140 Grofsquart.

161 Zu meiner Schrift „Slawo-deutsches und Slawo-italienisches" — Ztschr. f. d. öst. Gymn. 35, 900f.

162 A: G. Meyer, Albanesische Studien I. J. U. JARNÍK, Příspěvky ku poznáni nářečí albánských } Lb 5, 195—198.

163 A: A. MUSSAFIA, Zur Präsensbildung im Romanischen — Lb 5, 61—68.

164 A: J. ULRICH, Rhätoromanische Texte II. — Lb 5, 75 (s. 156).

165 A: E. BOEHMER, Romanische Studien, 20. H. — Lb 5, 119f.

166 A: L.-L. BONAPARTE, Initial Mutations in the Living Celtic, Basque, Sardinian and Italian Dialects — Lb 5, 273—277.

167 A: E. ROLLAND, Faune populaire de la France I—VI. — Lb 5, 281—284.

168 A: J. D. M. [José Domingo Medrano], Apuntaciones para la critica sobre el lenguaje maracaibero — Lb 5, 334—336.

169 A: L. HÉRY, Esquisses africaines — Lb 5, 369—371.

170 A: The Gaelic Journal 1—12. — Lb 5, 242f.

171 Berichtigung zu W. Meyer, Lb. 5, 186 — Lb 5, 252.

1885.

172 Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker. Berlin, Oppenheim; —VI, 1—39.

173 Маймачинское нарѣчіе — Р. Ф. Вѣстн.; 318—320.

174 Ein Nachtrag zu S. 73 [Fehlen der Kopula im Russ.] — Jagićs Arch. 8, 334f.

175 Selbstanzeige von: Slawo-d. u. Slawo-it. [s. 149] — Lb 6, 37f.

176 A: H. Gaidoz et P. Sébillot, Blason populaire de la France — Lb 6, 70—72.

177 A: R. Thurneysen, Keltoromanisches — Lb 6, 110—114.

178 A: Ch. Baissac, Cours de Grammaire française | — Conférences sur les Contes populaires de l'île Maurice | Lb 6, 415—417.

179 A: R. J. Cuervo, Apuntaciones criticas sobre el lenguaje bogotano | P. F. Cevallos, Breve Catálogo de errores en órden á la lengua i al lenguaje castellanos | J. Calcaño, Resumen de las Actas de la Academia Venezolana | Lb 6, 422—424.

180 A: N. Mansvelt, Proeve van ecn Kaapsch-Hollandsch Idioticon — Lb 6, 464—470.

181 A: Volsy Focard, Du patois créole de l'île Bourbon — Lb 6, 313—515.

182 A: A. Rösiger, Neu-Hengstett — LZ 311 f.

183 A: А. Александров Субститутьі отдѣльныхъ звуковъ ... — LZ 352 f.

184 Gegen Morfill, The Academy 29. Mai — The Academy (Edinburgh) 20. Juni

1886.

185 Romanisches und Keltisches. Berlin, Oppenheim (= 18. 26. 118. 12. 56. 116. 124. 123, II, 10. 109. 114. 25. 113. 9. 90. 57. 80. 108).

186 c. E. Schuchardt 1828 — Goethe-Jahrbuch 7, 276 f.

187 Zu meiner Schrift „Slawo-deutsches und Slawo-italienisches" II. — Ztschr. f. d. öst. Gymn. 37, 321—352.

188 Sur les lois phonétiques. Réponse à M. V. Henry. (Voir Rev. crit., nº 12, art. 66) — Rev. crit. 20, I, 293—300.

189 *Kračunъ* — *koročunъ* — Jagiés Arch. 9, 526 f.

190 *Karácson* — Magyar Nyelvőr 15, 299—303.

191 Rom. *illi*, *illui* für lat. *ille*, *illi* — ZR 10, 482—484.

192 A: Lafcadio Hearn, „Gombo Zhêbes" — Lb 7, 72—74.

193 A: Ásbóth O., Szlávság a magyar keresztény terminologiában | Volf Gy., Kiktől tanúlt a magyar írni, olvasni? | Lb 7, 152—157.

194 Erwiderung [gegen Paul in der Frage der Lautgesetze] — Lb 7, 80—83.

195 A: J. Balassa, A phonetika elemei — LZ 1162—1164.

196 A: Kr. Nyrop, Adjektivernes Könsböjning i de romanske sprog — Deutsche Literaturz. 1202.

197 A: O. Jespersen, Til spörgsmålet om lydlove; J. Hornemann Bredsdorff, Om Aarsagerne til Sprogenes Forandringer — Deutsche Litteraturz. 1556—1559.

1887.

198 Au félibre Albert Arnavielle, en responso à sa graciouso pouësio [Verse] — Les Tablettes d'Alais 21. Mai.

199 [Ein Distichon] — Gedenket eurer Kinder! Handschriftliche Aussprüche zur Schulreform, Berlin; 12.

200 Romano-baskisches I. *P-* — ZR 11, 474—512.

201 *Zöld* — Magyar Nyelvőr 16, 125. 505—508.

202 A: G. J. Ascoli, Due recenti lettere glottologiche e una poscritta nuova — Lb 8, 12—26.

203 A: O creôlo de Cabo Verde — Lb 8, 132—141.

204 A: K. Krumbacher, Ein irrationaler Spirant im Griechischen — Lb 8, 179—182.

205 A: M. Grünbaum, Mischsprachen und Sprachmischungen — Techmers Zeitschr. 3, 291.

1888.

206 Auf Anlass des Volapüks. Berlin, Oppenheim; 3—48.

207 Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch:
I. Allgemeineres über das Negerportugiesische — ZR 12, 242—254.

208 II. Zum Negerportugiesischen Senegambiens — ebd. 301—312.

209 III. Zum Negerportugiesischen der Kapverden — ebd. 312—322.

210 Kreolische Studien VII. Über das Negerportugiesische von Annobom — SB d. Wien. Ak. 116, 1, 193—226.

211 — VIII. Über das Annamito-französische — ebd. 116, 1, 227—234.

212 Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch I. — Engl. Studien 12, 470—474.

213 *Andare*, etc. — Romania 17, 417—421.

214 *Ramachor* — *Hermagoras* — Jagićs Arch. 11, 631 f.
215 A: G. GERLAND, Die Basken und die Iberer — Lb 9, 225—234.
216 A: J. PSICHARI, Quelques observations sur la phonétique des patois et leur influence sur les langues communes — Lb 9, 481—490.
217 A: B. SAINT-HILAIRE, Les Euskariens ou Basques — LZ 95.

1889.

218 Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch:
IV. Zum Negerportugiesischen der Ilha do Principe — ZR 13, 463—475.
219 V. Allgemeineres über das Indoportugiesische (Asioportugiesische) — ebd. 476—517.
220 VI. Zum Indoportugiesischen von Mahé und Cannanore — ebd. 516—524.
221 Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch II. Melanesoenglisches — Engl. Stud. 13, 158—162.
222 A magyar nyelv román elemeihez — Magyar Nyelvőr 18, 385—396. 433—442 (s. 242).
223 Hiatustilgung (zu Zeitschrift XII, 442 ff.) — ZR 13, 317 f.
224 Port. *eiró*, *eiroz*; span. *chorizo*; port. *chouriço*, *-a* — ZR 13, 525—526.
225 Span. port. *fofo* — ZR 13, 527.
226 Franz. *aller*; span. *lerdo* usw.; port. *árdego*; span. port. *lóbrego*; port. *manteiga*, span. *manteca*; port. *vadio* — ZR 13, 527—532.
227 *Aliboron* — ZR 13, 532 f.
228 *Disio*; *reproche* ZR 13, 533.
229 A: A. DE PAULA BRITO, Dialectos creoulos-portuguezes — Lb 10, 452—458.
230 A: Zwei Briefe [veröffentlicht von E. S. DODGSON] — „Euskara“ 53 f.

1890.

231 Brief von J. Grimm an Schelling; baskisches Lied — Zum 24. Juni 1890 begrüfsen Reinhold Köhler vier Grazer Freunde [G. Meyer, Schönbach, Seuffert und Sch.]; 5 f.
232 Kreolische Studien IX. Über das Malaioportugiesische von Batavia und Tugu — SB d. Wien. Ak. 122, IX, 1—256.

232 Span. *dengue* — ZR 14, 175—177.
234 *Mimus*, *momus* — ZR 14, 177 f.
235 *Malandria* — ZR 14, 178 f.
236 Franz. *gilet* — ZR 14, 180.
237 Span. port. *tomar* — ZR 14, 180.
238 Franz. *mauvais*; altfranz. *mauvé* — ZR 14, 181—183.
239 A: G. Runze, Sprache und Religion — LZ 24—27.
240 A: Th. Curti, Die Sprachschöpfung — LZ 1645 f.

1891.

241 Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch III. Das Indo-englische — Engl. Stud. 15, 286—305.
242 Romano-magyarisches I. — ZR 15, 88—123.
243 Italo-Slawisches und Slawo-Italienisches — Jagićs Arch. 13, 157—160.
244 Prov. altfranz. *anceis* usw. — ZR 15, 237—240.
245 Ital. *adesso*; rum. *iară* — ZR 15, 240 f.
246 Franz. *maint* — ZR 15, 241.
247 Span. *dejar* — ZR 15, 241.
248 A: A. Tobler, Vom Gebrauch des Imperfectum Futuri im Romanischen — Lb 12, 124—127.
249 A: R. Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen — Lb 12, 217—219.
250 A: Philologische Abhandlungen H. Schweizer-Sidler gew. — Lb 12, 411—424.
251 Selbstanzeige von: Kreolische Studien IX. — Lb 12, 199—206.
252 A: A. Petőfi, Gedichte. Aus dem Magy. übertr. von H. Melas — Deutsche Litteraturz. 1923—1927.

1892.

253 Vorschlag [wegen < >] — ZR 16, 288. Lb 13, 40 und 112. Paul und Braunes Beitr. 16, 566. Idg. Forsch. 1, Anz. 205 f. Kuhns Zeitschr. 32 ('93), 595.
254 *Lausa* — Wölfflins Arch. 7, 113 f.
255 *Archiater* — ZR 16, 521 f.
256 Fr. *oriflamme* > *labari flamma* — ZR 16, 522.
257 Altprov. *sais* — ZR 16, 522 f.
258 Fr. *ribon-ribaine* — ZR 16, 523.

259 A: J. Vinson, Essai d'une bibliographie de la langue basque — Lb 13, 161—164.

260 A: C. Michaelis de Vasconcellos, Der portugiesische Infinitiv — 13, 197—206.

261 A: Fr. Wulff, Un chapitre de phonétique avec transcription d'un texte andalou
— Von der Rolle des Akzentes in der Versbildung
} Lb 13, 235—246

268 A: P. Passy, Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux
Rousselot, Les modifications phonétiques du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin
} Lb 13, 303—315.

263 A: Cl. Giacomino, Delle relazioni tra il basco e l' antico egizio — Lb 13, 426—430.

264 Anfrage [bibliogr.] — Lb 13, 254.

1893.

265 Baskische Studien I. Über die Entstehung der Bezugsformen des baskischen Zeitworts — Denkschr. der Wien. Ak. 42, III, 1 82; s. Anz. vom 11. Jänner.

266 Der mehrzielige Frage- und Relativsatz — Analecta Graeciensia 195—217.

267 Germanische Wörter im Baskischen (zu Beitr. 18, 397—340) — Paul und Braunes Beitr. 18, 532—534.

268 *Velence* — Magyar Nyelvőr 22, 85 f.

269 Neapel sehen und sterben — GT 11. März.

270 A: G. v. d. Gabelentz, Baskisch und Berberisch — Lb 14, 334 —338.

277 A: J. Vila, Elementos de la Gramática ambú ó de Annobón
— Compendio de la Doctrina cristiana en castellano y Fa d'Ambú
} Lb 14, 401—408.

278 A: K. Borinski, Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik — Lb 14, 41—47.

273 A: J. Loth, Les mots latins dans les langues brittoniques — Lb 14, 94—105.

274 A: der Neuesten Literatur über die lat. und rom. Bestandteile der südosteuropäischen Sprachen — Lb 14, 175—178.

275 A: G. Paris, L'altération romane du *c* latin — Lb 14, 360—363.

276 A: B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Einleitung — Lb 14, 417—421.

277 A: J. D. Cordeiro da Matta, Ensaio de diccionario Kimbúndu-Portuguez — LZ 1437 f.

1894.

278 An August Leskien zum 4. Juli 1894. Graz; 3—7 Quart.

279 Weltsprache und Weltsprachen. An Gustav Meyer. Strafsburg, Trübner; 3—54.

280 Baskisch und Germanisch. (Zu Beitr. 19, 326 und 327—329) — Paul und Braunes Beitr. 19, 537—543.

281 Das baskische Zeitwort und Julien Vinson — ZR 18, 532—538.

282 Prov. altfr. *bloi* — ZR 18, 433.

283 A: J. Rhys, The Rhind Lectures in Archæology — The Inscriptions and Language of the Northern Picts. } Lb 15, 125—128.

284 A: V. Collins, Attempt at a Catalogue of Library of the late Prince L.-L. Bonaparte — Lb 15, 200 f.

285 Erklärung [in bezug auf < >, vgl. 253] — Lb 15, 215 f.

286 Selbstanzeige von: Baskische Studien I. — Lb 15, 237 f.

287 A: A. Parépou, Atipa
Lafcadio Hearn, Two Years in the French West Indies } Lb 15, 309—312.

288 A: J. Topolovšek, Die basko-slavische Spracheinheit I. — Jagićs Arch. 16, 528.

1895.

289 Über das Georgische. Wien; 5—16 Quart.

290 Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz; 3—11.

291 Über den passiven Charakter des Transitivs in den kaukasischen Sprachen — SB d. Wien. Ak. 133, I, 1—91.

292 Le verbe basque. A M. Julien Vinson — Rev. de lingu. 28, 200—209.

293 *Bakeljauw* — Paul und Braunes Beitr. 20, 344.

294 [Nachfrage nach dem Verfasser der von Lessing aus dem Span. übersetzten Verse: „Gestern liebt' ich . . ."] — Caridad, Album lit.-art., Madrid; 54.
295 *Mauvais* — ZR 19, 577.
296 A: A. A. Tsagareli, Свѣдѣнія о памятникахъ грузинской письменности I. II. III. — LZ 1331—1333.
297 A: Simonyi, Zs. Tüzetes magyar nyelvtan történelmi alapon I. — LZ 1840—1842.

1896.

298 Kharthwelische Sprachwissenschaft I. — WZ 10, 115—128.
299 — — II. — WZ 10, 309—322.
300 Georgische Handschriften in Torre del Greco — AZ 101, 5f.
301 Georgisches *-ge* — Mélanges Charles de Harlez; 278—280.
302 A keresztnevek ‚forditása' [an 290 sich anschliefsend] — Magyar Nyelvőr 25, 97—107.
303 A *természetes* szónak egy új jelentése — Magyar Nyelvőr 25, 86.
304 Span. *sabio* usw. — ZR 20, 535.
305 *Afflare* — ZR 20, 535f.
306 Zu *mauvais* = *malifatius* — ZR 20, 536f.
307 A: M. Wardrop, Georgian Folk Tales — LZ 29f.
308 A: A. K. Fischer, Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale — LZ 335f.
309 Anfrage [bibliogr.] — LZ 366.
310 A: Proverbes basques-espagnols . . . de 1596 . . . [hg. von] W. J. van Eys — LZ 589f.
311 A: H. Stumme, Elf Stücke im Šilḥa-Dialekt
— Dichtkunst und Gedichte der Schluḥ
— Märchen der Schluḥ } LZ 1011f.
312 [Über Habilitation] Graz 16. März; 1—4.

1897.

313 Kharthwelische Sprachwissenschaft III. — WZ 11, 167—180.
314 Zur Geographie und Statistik der kharthwelischen (südkaukasischen) Sprachen (mit Karte) — Petermanns Geogr. Mitt. 49—59. 80—86. 119—127 (in russ. Sprache hat den Aufsatz der kaukasische Sbornik, Bd. 26 gebracht).
315 Rumänisches in georgischer Schrift — WZ 11, 207f.

316 Brief an Prof. Fr. Müller in Angelegenheit des georgischen Kreuzes von Pawlicki — WZ 11, 294—296.

317 Romanische Etymologieen I. — SB d. Wien. Ak. 138, I, 1—82.

318 It. *fisima,* franz. *salope* — ZR 21, 129 f.

319 Keltorom. *frog-, frogn-*; Lautsymbolik — ZR 21, 199—205.

320 Rom. = vulgärlat. *ai* (1. P. S. Perf.). Zu Ztschr. XXIX, 309 — ZR 21, 228 f.

321 Zu Ztschr. XXI, 132. Fränk. *tins.* Ladin. *barmier, barmör* — ZR 21, 235.

322 A: V. Henry, Antinomies linguistiques — Lb 18, 238—247.

323 A: A. R. Gonçalves Vianna, Les vocables malais empruntés au portugais — WZ 11, 105—114.

1898.

324 Tchèques et Allemands. Lettre ... à M***. Paris, Welter; 3—44.

325 Zur Literatur über die Sprachenkämpfe I—III. — AZ 249, 1—3. 250, 3—6.

326 Über die georgische Handschrift 17 der Pariser Nationalbibliothek — WZ 12, 79 f.

327 Zu Ztschr. XXI, 454 [frz. *dupe*] — ZR 22, 95.

328 Ven. *turlon* „Kuppel des Kirchturms" — ZR 22, 262.

329 Ital. *froge* — ZR 22, 393 f.

330 Astur. *cabo?* — ZR 22, 394—397.

331 Ital. *toccare* usw. — ZR 22, 397.

332 Bol. *cuslir* usw. } *coc(h)learium* — ZR 22, 398.

333 *Ambulare* usw. Zu Ztschr. XXII, 265 f. — ZR 22, 398—400.

334 *Rugidus* — ZR 22, 532.

1899.

335 Romanische Etymologieen II. — SB d. Wien. Ak. 141, III, 1—222; s. Anzeiger vom 12. April.

336 Zum Iberischen, Romano-baskischen, Ibero-romanischen — ZR 23, 174—200.

337 *Ambulare* (zu Ztschr. XXII, 515 ff. und Rom. XXVII, 626 f.) — ZR 23, 325—331.

338 *Toccare — caporale — cuslir* (s. Ztschr. XXII, 394 ff.) — ZR 23, 331—333.

339 *A* } *ac* — ZR 23, 334.

340 Gen. cors. *camallu* „Lastträger“ (*camallâ* tragen) — ZR 23, 334.
341 *Carilium* (zu Ztschr. XX, 192 ff.) — ZR 23, 334.
342 Bask. *zerga* „Steuer“ (zu Ztschr. XXIII, 182) — ZR 23, 418.
343 Bask. *donge* „schlecht“ (zu Ztschr. XXIII, 180) — ZR 23, 418 f.
344 Span. *corzo* „Reh“ (zu Ztschr. XXIII, 189) — ZR 23, 419.
345 Rum. *întărîta* „reizen“ (zu Rom. XXVIII, 65 f.) — ZR 23, 419 f.
346 *Carilium* usw. (zu Ztschr. XXIII, 192 ff. 334) — ZR 23, 420 f.
347 Span. *légamo* (zu Ztschr. XXIII, 196) — ZR 23, 422.
348 Zu *camallu* Ztschr. XXIII, 334 [= 340] — ZR 3, 422.
349 A: E. ROLLAND, Flore populaire ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folklore I. II. — Lb 20, 280—282.
350 A: V. THOMSEN, Remarques sur la parenté de la langue étrusque — WZ 13, 388—392.
351 Zur „Streitfrage“ — GT 23. Dez.

1900.

352 Über die Klassifikation der romanischen Mundarten (Leipziger Probevorlesung von 1870). Graz; 3—31.
353 I. Leizarragas Baskische Bücher von 1571 . . . [hg. von] Th. Linschmann und H. Sch. Strassburg, K. J. Trübner; Einl. (IX—CXX) von H. Sch.
354 Romanische Etymologien. Tessin. (Aibedo) *papadúu*. Sard. (log.) *ruspiare* — ZR 24, 127.
355 *Tropare* — ZR 24, 411 f.
356 Franz. port. *corme* — ZR 24, 412 f.
357 Ven. *anguela* — ZR 24, 413—415.
358 Port. *fisga*, md.-ital. *puschia* — ZR 24, 415—417.
359 Schweiz.-franz. (wall.) *cocalè* — ZR 24, 417.
360 Zu oberital. *bórrer* usw. Rom. Etym. II, 132 — ZR 24, 417 f.
361 Zu *întărita* Ztschr. XXIII, 419 f. — ZR 24, 418.
362 Zu Ztschr. XXIII, 423 ff. [frz. *permaine*] — ZR 24, 418.
363 Zu A. Ives I dialetti ladino-veneti dell' Istria (Strasburgo 1900) — ZR 24, 419 f.
364 A: H. OSTHOFF, Vom Suppletivwesen . . . — ZR 24, 440—444.
365 Die romanischen Namen der Glocke — ZR 24, 566—569.
366 Zur Methodik der Wortgeschichte — ZR 24, 569—571.

367 Franz. *calibre* ZR 24, 571.
368 *Fillér* — Magyar Nyelvőr 29, 377f.
369 Ragus. *follér* — ZR 24, 571.
370 Franz. *thie* (zu Rom. XIX, 200f. 208) — ZR 24, 572.
371 Zu ven. *folpo* Ztschr. XXIV, 416 — ZR 24, 572f.
372 Die Kritik einer „Kritik“ (zu Rom. XXIX, 438—440) — ZR 24, 592—595.
373 *Stube — Kuchen — Wirtel* — Kluges Ztschr. 1, 66f.
374 *Schnörkel* — ebd. 77f.
375 *Esperes(t)* — Nyelvtudományi Közlemények 30, 269.
376 A *szamár*ról — Magyar Nyelvőr 29, 231.
377 A: H. STUMME, Handbuch des Schilḥischen — LZ 451f.
378 A: J. JANKÓ, Herkunft der magyarischen Fischerei — Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien 30, 158—167.
379 „Rule Britannia“ [Verse] — GT 25. Februar (wiederholt 20. Sept. 1914).
380 Britischer Humor [Verse] — GT 8. März.
381 Das „neue Jahrhundert“ in sprachlicher Hinsicht — AZ 3, 5f.
382 Was bedeutet die Jahreszahl? — GT 3. Jänner.
383 (1900 oder 1901) — GT 6. Jänner.

1901.

384 Die Wahl einer Gemeinsprache — AZ 230, 1—5
385 Sichel und Säge; Sichel und Dolch I. II. [mit 31 Abb.] — Globus 80, 181—187, 205—209.
386 Basken und Romanen — SB der Anthrop. Ges. in Wien 21, 40—42.
387 Zum Stande unserer Kenntnis über die Basken (zu Globus 79, 117ff.) — Globus 79, 208.
388 *Triangel, Hydrociped* — Kluges Ztschr. 2, 76f.
389 *Wolf* 1. ‘Garnreuse’; 2. ‘Lehre’ (Seilerspr.) — ebd. 2, 82—84.
390 Franz. *caillou*, lat. *coclaca* (vgl. Rom. XXIX, 438ff.). — Über Laut- und Bedeutungswandel (vgl. Rom. XXIX, 583f.) — ZR 25, 244—256.
391 *Ecclesia* — ZR 25, 344f.
392 Franz. *glaive* — ZR 25, 345.
393 Franz. *bouée* } mhd. *bouchen* — ZR 25, 345—347.

394 Franz. *bretelle*, *bretellière* — ZR 25, 347.
395 Franz. *plie* „Scholle" — ZR 25, 348 f.
396 Franz. *turbot* (d. *Dornbutt*) — ZR 25, 349.
397 *Ischl* } *Insula?* — ZR 25, 349—353.
398 Franz. *permaine* — ZR 25, 353 f.
399 Lat. *torta*, *tartarum* (zu Ztschr. XXIV, 250 f.) — ZR 25, 490.
400 *Κάλυμμα*, *κολυμβᾶν*, *(?) κάλως* im Romanischen — ZR 25, 490—498.
401 Franz. *guideau* — ZR 25, 498.
402 Franz. *bœuf*, *vache* (Fischerspr.) — ZR 25, 498—501.
403 Ostital. *togna*; ital. *volantino* (Fischerspr.) — ZR 25, 501—503.
404 Span. *cazarete*, port. *caçarete* (Fischerspr.) — ZR 25, 503.
405 *Ficătum*, *fecătum* } *ficŏtum* + *hepăte?* — ZR 25, 615 f.
406 (Die katholische Universität) — NF 30. Dez.
407 Über Fremdenlisten — GT 17. Febr.

1902.

408 A M. Julien Vinson — Rev. de lingu. 35, 86—100.
409 Gezähnte Sicheln — Globus 81, 228.
410 Fischnetzknoten [mit 6 Abb.] — Globus 82, 330.
411 *Szurum-burum* — Ethnographia (Budapest) 13, 94.
412 A *buta* eredete — Magyar Nyelvőr 31, 74 f.
413 *Meerschaum* (s. Zeitschr. I, 361) — Kluges Ztschr. 2, 345 f.
414 Ital. span. *daga* } lat. *daca*; franz. *daille* usw. } lat. **dacula* — ZR 26, 115.
415 Ital. *Isca* } lat. *insula* — ZR 26, 115.
416 Franz. *creuset* usw. (zu Rom. Etym. II, 15 f. 188 f.) — ZR 26, 314—324.
417 *Tortula* + *tartaro* (zu Ztschr. XXV, 251) — ZR 26, 331—332.
418 Engad. *lindorna* — ZR 26, 332.
419 Lad. (obw.) *reginavel* — ZR 26, 332 f.
420 Franz. *osier* — ZR 26, 333 f.
421 Etymologische Probleme und Prinzipien (zu A. Thomas Romania XXXI, 1 ff. und Mélanges d'étymologie française 1902) — ZR 26, 385—427.
422 Nochmals engad. *lindorna* — ZR 26, 584 f.
423 Friaul. *schelfe* „Haarschuppen" — ZR 26, 585.

424 Ital. *schienale* „Stockfisch“ — ZR 26, 585f.
425 Rum. *gărgără, -iţă; gărgăun* — ZR 26, 586—588.
426 Zu Zeitschr. XXVI, 138 [*cochlea*] — ZR 26, 588.
427 Zu altfranz. *jagonce*, mhd. *iâchant* (Ztschr. XXXVI, 318) — ZR 26, 588.
428 Zu Romania XXXI, 237 Anm. 1 [*-e -enis*] — ZR 26, 637 f.
429 A: KR. NYROP, Ordenes liv — Lb 23, 97—100.
430 A: E. MARTINAK, Psychologische Untersuchungen zur Bedeutungslehre — Lb 23, 204—208.
431 A: A. THUMB und K. MARBE, Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung — Lb 23, 393—400.
432 A: F. N. FINCK, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung — Die Klassifikation der Sprachen } Lb 23, 277—279.
433 A: MUNKÁCSI B., Árja és kaukázusi elemek a finn-magyar nyelvekben I. — WZ 16, 286—297.
434 Armenisch *-k'* als Pluralzeichen — WZ 16, 304 f.
435 A: S. CHUNDADZE, Saliteraturo kharthuli [georg.] — WZ 16, 362—379.
436 A: M. H. ADJARIAN, Étude sur la langue laze — WZ 16, 379—404.
437 Georg. [Buchstaben] = *ts', tš'* — WZ 16, 420—423.
438 Für den Zweikampf? — GT 17. Dez.
439 (Über Antiquarkataloge) — LZ 1410.

1903.

440 *Trouver* (zu Romania XXXI, 625—630) — ZR 27, 98—101.
441 *Trouver* (zweites Stück) — ZR 27, 101—105.
442 Lat. *īlex*, lat. *cisterna* — ZR 27, 105—110.
443 Franz. *sage* (zu Arch. f. d. St. d. n. Spr. u. Litt. CIX, 130—136) — ZR 27, 110—112.
444 Zur Methodik der Wortgeschichte — ZR 27, 609—615.
445 *Sapidus*, rom. *savio* usw. (zum JBRPh. V, 1, 130 f.) — ZR 27, 621—623.
446 Lat. *cisterna* (zu Ztschr. XXVII, 106) — ZR 27, 623 f.
447 *Tölpel* — Kluges Ztschr. 4, 330.

448 Patvarist und Patvarie — Ztschr. d. Allg. D. Sprachvereins 18, 144.

449 Er spricht französisch wie eine Kuh spanisch — ebd. 18, 368 f.

450 Zum ägyptischen Arabisch — Orient. L.-Z. 6, 267 f. 427—429.

451 Das georgische Volk — AZ 217, 580 f.

452 A: C. C. UHLENBECK, Beiträge zu einer vergleichenden Lautlehre der baskischen Dialekte — Museum (Leiden) 10, 393—406.

453 Über die Festsammelschriften — AZ 159, 114 f.

454 Zur internationalen Fischereiausstellung in Wien (6.—21. Sept. 1902) — AZ I, 33—36. 44—46.

1904.

455 Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung — Almanach d. Wien. Ak. 281—296.

456 Zur Frage einer Gemeinsprache — AZ 20, 157 f.

457 Das georgische Epos „Dilariani" — AZ 65, 519.

458 *Curva* — Wölfflins Arch. 13, 406.

459 *Cyprianus. Koprianus* (Archiv XIII, 406) — ebd. 13, 572.

460 *Trouver* (drittes Stück) — ZR 28, 36—55.

461 *Entre chien et loup* — ZR 28, 98.

462 Ital. *caffo*; *patta* — ZR 28, 98 f.

463 Bask. *ope*, *opil* } lat. *offa*, *offella?* — ZR 28, 99—101.

464 Zum Iberischen (Ztschr. XXIII, 174 ff.) — ZR 28, 101—102.

465 A: DODGSONS Neudruck des bask. N. T. von 1571 — ZR 28, 117—121.

466 Triest. *faloto*; franz. *falot* usw. — ZR 28, 129—146.

467 Altfranz. *jagonce* (zu Ztschr. XXVI, 398. 588) — ZR 28, 146—156.

468 Franz. *potiron* — ZR 28, 156—159.

469 Zu *mimus, momus* (Ztschr. XIV, 177 f.) — ZR 28, 159.

470 *Marrubium* — ZR 28, 160.

471 Ital. *corbezzolo*, span. *madroño*, sard. *olidone* „Erdbeerbaum"; franz. *micocoulier* „Zürgelbaum" — ZR 28, 192—195.

472 Span. *babazorro* — ZR 28, 195.

473 Ital. *ciabatta* usw. — ZR 28, 195—197.

474 Zur Methodik der Wortgeschichte (zu Ztschr. XXVIII, 102 ff.) — ZR 28, 316—325.

475 Lat. *(h)epar* im Romanischen (zu Ztschr. XXV, 615 f.) — ZR 28, 435—449.

476 Zu lat. *fala*, *favilla*, *pompholyx* im Romanischen (Ztschr. XXVIII, 139 ff.) — ZR 28, 737—741.

477 Kleine Nachträge — ZR 28, 741 f.

478 A: A. Dirr, Theoretisch-praktische Grammatik der modernen georgischen Sprache — WZ 18, 241—260.

279 A: A. M. Диррь Грамматика удинскаго языка — WZ 18, 405—441 (s. 501).

1905.

480 An Adolf Mussafia [Festschrift zum 70. Geburtstag]. Graz, Leuschner und Lubensky; 1—41 Folio (mit 67 Abb.).

481 Zu span. *madroño* (Ztschr. XXVIII, 193 f.) — ZR 29, 218—223.

482 Rum. *găun* „Hornis“ (zu Ztschr. XXVIII, 618) — ZR 29, 224 f.

483 Port. (mdl.) *colaga* (zu Ztschr. XXVIII, 602 f.) — ZR 29, 225.

484 Bellun. *sčuç* „Schnecke“ (zu Ztschr. XXII, 477) — ZR 29, 225.

485 Ibero-romanisches — ZR 29, 226 f.

486 Lat. *galla* — ZR 29, 323—332.

487 Ital. *pisciare*, franz. *pisser* (zu Ztschr. XXVIII, 646 f.) — ZR 29, 340—342.

488 Abruzz. *curce* usw. (zu Ztschr. XXIII, 189) — ZR 29, 449 f.

489 Port. *cavidar* — ZR 29, 451.

490 Baskische Namen des Erdbeerbaumes — ZR 29, 451.

491 Lat. *semen* im Bask. — 29, 452.

492 Altprov. *dolsa* — ZR 29, 452 f.

493 Norm. *caieu* „Miesmuschel“ — ZR 29, 453—455.

494 Niedermain. *cosaque* „Schober“ — ZR 29, 455—456.

495 Notiz [Korrekturen zu 480] — ZR 29, 512.

496 Ibero-romanisches und Romano-baskisches — ZR 29, 552—565.

497 Sachen und Wörter — ZR 29, 620—622.

498 *Caillou* — ZR 29, 622.

499 *Entre chien et loup* (zu Ztschr. XXVIII, 98) — ZR 29, 622 f.

500 Rum. *scălâmb* — ZR 29, 623.

501 A: A. M. Диррь Грамматика удинскаго языка — WZ 19,

502 Ud. *gergets* Kirche — WZ 19, 249 f.
503 Ein kurzer Glückwünscher für die Grazer Tagespost zu ihrem Jubiläum am 1. Januar.
504 Baskisch und Romanisch. Zu de Azkues Bask. Wtb. I. — 6. Beiheft zu ZR; 1—62.
505 Über den aktivischen und passivischen Charakter des Transitivs — Idg. Forsch. 18, 528—531, hierzu Berichtigung am Ende des Anzeigers.
506 Die romanischen Nominalsuffixe im Baskischen — ZR 30, 1—10.
507 Franz. *mauvais* } lat. *malifatius* (zu Ztschr. XIV, 181 ff. XIX, 577. XX, 536) — ZR 30, 320—328.
508 Zu lat. *ambitus* (Ztschr. XXIX, 513 ff.) — ZR 30, 83.
509 Berichtigung zu Ztschr. XXVIII, 154 — ZR 30, 128.
510 *Derla*, *Negossa* (zu Ztschr. XXX, 79. 81 ff.) — ZR 30, 207—210.
511 Roman. *gorr-* — ZR 30, 210—213.
512 Bask. *chindar, chingar* „Funke" (zu Ztschr. XXIX, 232) — ZR 30, 213 f.
513 Zu lat. *galla* (Ztschr. XXIX, 323 ff.) — ZR 30, 214 f.
514 Zur Verbreitung des Katalanischen — ZR 30, 329—332.
515 Zu Ztschr. XXX, 534 ff.: *Negozza* — ZR 30, 637—640.
516 Zu den Fischnamen des Polemius Silvius — ZR 30, 712—732.
517 Piac. *tazná* (zu Ztschr. XXVIII, 323) — ZR 30, 745 f.
518 Galiz. *estrar* (zu Ztschr. XXX, 325) — ZR 30, 746.
519 Ven. *folpo* (zu Ztschr. XXIV, 572 f.) — ZR 30, 746 f.
520 Poschiav. *sdramà, sdràm* — ZR 30, 747.
521 Romano-griechisches — ZR 30, 747—749.
522 Zu Romania XXXV, 13, Anm. 1 [gegen Philipon] — ZR 30, 751.
523 *Csúf* — Magyar Nyelvőr 35, 334.
524 A: U. T. Sirelius, Über die Sperrfischerei bei den finnisch-ugrischen Völkern — Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien 36, 156—160.
525 [Strafsenbenennung in Graz] — GT 7. Aug.

1907.

526 Eingesendet (von einem deutschen Universitätsprofessor) — GT 14. Nov.
527 Zur Frage der künstlichen Gemeinsprache — AZ 107, 259—261.

528 Die iberische Deklination — SB d. Wien. Ak. 157, II, 1—90.
529 Explication des formes verbales simples *dautza* et *dauntza* — RB 1, 154.
530 Altital. *ciofo* — ZR 31, 1—5.
531 *Negozza*, *nassa* — ZR 31, 5.
532 Märk. *troentare* — ZR 31, 5—8.
533 Lat. *grammatica* und *-us* — ZR 31, 8—11.
534 Franz. *épingle* — ZR 31, 11.
535 Lat. *hystriculus* — ZR 31, 12.
536 Graub.-lad. *salip*, märk. *salippo* „Heuschrecke" — ZR 31, 12—18.
537 *Faluppa*; **caluppa (-fa)* (zu Ztschr. XXIX, 327f. XXX, 71ff.) — ZR 31, 18—24.
538 Span. *babazorro* (zu Ztschr. XXX, 568) — ZR 31, 24f.
539 Span. *locusta* „Hummer" — ZR 31, 25—28.
540 „Maulwurfsgrille" im Rom. (zu Studj rom. IV, 149—165) — ZR 31, 28—30.
541 Lat. *caucus* — ZR 31, 30.
542 Ital. *tecomeco* — ZR 31, 30f.
543 Mlat. *papparo* „Kropf" — ZR 31, 31f.
544 Span. *amorío* — ZR 31, 32.
545 Berg. *lẹcna*, *ẹg'na*, *ẹcna* „Epheu" — ZR 31, 32—34.
546 Kelto-baskisches — ZR 31, 34f.
547 Lomb. *smètiga* — ZR 31, 106f.
548 Zur Methodik der Wortgeschichte — ZR 31, 107—109.
549 Zu *faluppa* — ZR 31, 236.
550 Lat. *labeo*; *labrax*, *lupus* (Fischnamen) — ZR 31, 641—646.
551 Venet. *bibiar* „trödeln" — ZR 31, 646—650.
552 Lat. *attilus*, *acupenser* u. a. „Stör" — ZR 31, 650—655.
553 *Diluviare*, **ingluviare* — ZR 31, 655—657.
554 Zu Sainéans Notes d'étymologie romane, 3me série; insbes. franz. *cloporte* (Ztschr. 31, 257—281) — ZR 31, 657—664.
555 Ital. *(s)cutérzola* „Ameise" 30, 298. 537ff. — ZR 31, 664—666.
556 Port. *camarça*, tir.-lad. *tχamorts̆* u. ä. „Gemse" — ZR 31, 718f.
557 Ital. *indarno* — ZR 31, 719.
558 Tosk. *arfiare* — ZR 31, 719—721.
559 Lat. *alapa* (zu Ztschr. 31, 582—586) — ZR 31, 721—725.

560 Über das älteste rätoromanische Sprachdenkmal III. — ZR 31, 711 f.

1908.

561 Berberische Studien I. Ein alter Plural auf *-u*? — WZ 22, 245—264.

562 — — II. Zu den arabischen Lehnwörtern — ebd. 351—384.

563 Liçarrague ou Leizarraga? — RB 2, 253.

564 Vinson über Iberisch und Baskisch — ZR 32, 349—359.

565 Lat.-rom. *Confluentes*, *Interamnes* = hisp.-kelt. *Complutum* = iber. bask. *Urbi-*; *Biscarr-* — ZR 32, 77—83.

566 *Marsuppium*, *rapax*, **thynnina*, rom. „Meerschwein" (zu Ztschr. 30, 723 f.) — ZR 32, 83—86.

567 Port. *alabão*; südfranz. *alẹvo* (zu Ztschr. 31, 721 ff. 583 f.) — ZR 32, 87.

568 Transitive Verben aus intransitiv-reflexiven (*alapari*); *afflare* — ZR 32, 231—238.

569 *Scolopendra*; aus Oudins und Duez' Wörterbüchern; franz. *nadelle* — ZR 32, 238—245.

570 Rom. „umsonst" aus arab. *bāṭil* — ZR 32, 465—472.

571 Rum. *se uita* „schauen" — ZR 32, 472—474.

572 *Larva* (zu Ztschr. 32, 241) — ZR 32, 474 f.

573 *Culercia* (zu Ztschr. 31, 664) — ZR 32, 475.

574 Span. *macoca* „Bärteldorsch" — ZR 32, 475—477.

575 Kymr. *efr* „Taumellolch" — ZR 32, 477.

576 Mlat. *ladasca* „ein Insekt" — ZR 32, 477 f.

577 Zu Ztschr. 31, 646 Anm. und 651 f. [ven. *ẹzo*, *copeje*] — ZR 32, 384.

578 Fliegendes Blatt [gegen R. Meringer]. Graz 1—3.

1909.

579 Sprachgeschichtliche Werte — *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ* (Grazer Festgabe zum 50. Philologentag) 155—173.

580 Briefe des Prinzen L.-L. Bonaparte an H. Schuchardt — RB 3, 132—139.

581 Iberische Personennamen — RB 3, 237—247.

582 Rum. *nastur* „Knopf" } ital. *nastro* „Schleife" [zu Ztschr. '08, 462—464] — ZR 33, 79—84.

583 *Gurna*; *pisterna* (zu Ztschr. '03, 107 f. '04, 362 f. '06, 748) — ZR 33, 84.
584 *Caffo* (zu Ztschr. '08, 424) — ZR 33, 84 f.
585 Romanisch *bast-* — ZR 33, 339—346.
586 Lat. *buda*; *tamarix*; mlat. *tagantes* — ZR 33, 347—352.
587 Gr. *ῥοῦα* „Strafse"? — ZR 33, 352 f.
588 Die Lingua franca — ZR 33, 441—461.
589 Span. *vega*; *nava* — ZR 33, 462—468.
590 Sachen und Wöiter. *Furca*; *bifurcus* (zu Ztschr. '08, 78) — ZR 33, 469—473.
591 Zur Dissimilation — ZR 33, 474 f.
592 Lat. *dactylus*; franz. *perce-oreille* usw. — ZR 33, 590 f.
593 Bret. *eskop* } franz. *escope* } niederd. **s(k)oppa* } lat. *scyphus* + *cup(p)a* „Wasserschaufel" — ZR 33, 641—658.

1910.

594 Zu den Verben mit *i-* im Masai — WZ 24, 287—293.
595 Iberische Deklination — RB 4, 323.
596 Sachwortgeschichtliches über den Dreschflegel — ZR 34, 257—294.
597 Sard. *cugurra*; *anna e mele* — ZR 34, 212—215.
598 Pistoj. *farfecchie* — ZR 34, 216 f.
599 *Hiacynthus* (zu Ztschr. '04, 146 ff.) — ZR 34, 217.
600 Port. *chold(r)abold(r)a* — ZR 34, 217 f.
601 Span. *ladilla*; sard. *gintilla* : *surzaga* — ZR 34, 331—342.
602 Zu Ztschr. '10, 162 f. [sard. *truvare*] — ZR 34, 377 f.
603 *Volantino* (zu Ztschr. '01, 501 ff.) — ZR 34, 734—737.
604 Berichtigung — Germ.-rom. Monatsschrift 2, 368.
605 (Vom Grazer Gehen) — GT 17. Nov.
606 [Zu: Der zerrissene Tag] — GT 30. Nov. (der vernächtlichte Tag).

1911.

607 Cose e parole — SA aus der Rassegna Contemporanea anno IV, n. 11; 3—10.
608 Gegen R. Meringer. Graz; 1—4 Quart.
609 Zur gegenwärtigen Lage der baskischen Studien. Einige Bemerkungen aus Anlafs von Telesforo de Aranzadi, Antropología y Etnología del País Vasco-navarro — Anthropos 6, 941—950.

610 Finnisch-ugrisch, Baskisch, Romanisch (zu Ztschr. XLIV, 136f.) — Kuhns Ztschr. 44, 366—368.
611 Finnisch und Baskisch — RB 5, 97.
612 Leizarragana — RB 5, 194—197.
613 Leizarragana II. — RB 5, 466—471.
614 Dechepareana — RB 5, 445—450.
615 Zu den Sprichwörtern Oihenarts — RB 5, 451—456.
616 *Gauntza*, *zauntza*, *dauntza* — RB 5, 457—465.
617 Zu Meyer-Lübkes „Romanischem Etymologischem Wörterbuch" — ZR 35, 383f.
618 Zum Nasaleinschub — ZR 35, 71—92.
619 Siz. *burda* (zu Ztschr. '09, 347 ff.) — ZR 35, 97—99.
620 „Zürgelbaum" (zu Ztschr. '10, 338 ff.) — ZR 35, 385—396.
621 Rom. „Katze" = „Rausch" — ZR 35, 737—739.

1912.

722 Dankschreiben für die Wahl zum auswärtigen Mitglied der Akademie — SB der Berl. Ak. d. W. 983f.
723 Geschichtlich verwandt oder elementar verwandt? — Magyar Nyelvőr 41, 3—13.
724 Bari und Dinka — WZ 26, 11—41.
725 Zu den berberischen Substantiven auf *-im* — WZ 26, 164—170.
726 A: C. Meinhof, Die Sprache der Hamiten — WZ 26, 407—413.
727 Zu den meroitischen Inschriften — WZ 26, 416—418.
728 Nachschrift zu T. de Aranzadi De cosas y palabras vascas — Anthropos 7, 425—428.
729 Sachen und Wörter — Anthropos 7, 827—839.
730 Zusammenhang der Bedeutung von „rechter (oder linker) Hand" mit „essen" — Anthropos 7, 1059.
731 [Mitteilung zu: Altir. *esarn* „Firnewein" bei K. Meyer, Zur keltischen Wortkunde] — SB der Berl. Ak. d. W. 1150f.
732 *Tšingurri* — RB 6, 104—110.
733 *Erraintzac*; *emainzquiçue* — RB 6, 132—136.
734 Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch) — RB 6, 267—281 (als SA: Leo Reinisch zum 26. Okt. 1912).
735 Bask. *i-*, *e-* — RB 6, 282 f.

736 *Ganzua* — RB 6, 283.
737 Span. *zanahoria* — RB 6, 283.
738 La „Couvade" chez les Basques — RB 6, 284.
739 Romano-baskisches — ZR 36, 33—41.
740 Romano-baskische Namen des Wiesels (zu Ztschr. '10, 215 Anm.) — ZR 36, 160—169.
741 *Farfecchie* (zu Ztschr. 34, 216 f.) — ZR 36, 598.
742 Zum Nasaleinschub (zu Ztschr. '11, 71 ff.) — ZR 36, 90 ff.
743 „La ville de Paris" — ZR 36, 725—727.

1913.

744 An THEODOR GARTNER zum 70. Geburtstag (4. November 1913). Deutsche Schmerzen. Graz; 1—20 Quart.
745 Das Meroitische — WZ 27, 163—183.
746 A: Nubische Übersetzung der Evangelien — WZ 27, 97—118.
747 A: H. ABEL, Eine Erzählung im Dialekt von Ermenne (Nubien) — WZ 27, 455—473.
748 Baskisch-hamitische Wortvergleichungen [Sondertitel: Baskisch und Hamitisch] — RB 7, 289—340.
749 Zu ir. *aidircleóc* „Kiebitz" — Ztschr. für celt. Ph. 9, 299 f.
750 Altrom. *bessu* Gewohnheit; der Grammatiker Virgilius Maro — ZR 37, 177—185.
751 Zur Lautbeschreibung — ZR 37, 204 f.
752 *Bliktri* — Magyar Nyelvőr 42, 34.
753 A szófejtés módszeréhez — Magyar Nyelvőr 42, 422.
754 Die Sparbriefkästen — GT 12. Aug.

1914.

755 Zum Negerholländischen von St. Thomas — Tidjschr. v. Ned. Taal- en Letterk. 33, 123—135 (mit „Naschrift" und „Aanteekeningen" von D. C. Hesseling 135—142).
756 Die Sprache der Saramakkaneger in Surinam — Verh. d. K. Akad. v. Wet. te Amsterdam, Afd. Letterkunde. Nieuwe Reeks, Deel XIV N° 6; III—XXXV, 1—121.
757 Deutsch gegen Französisch und Englisch. Graz, Leuschner und Lubensky; 3—28.
758 Die Stellung des Subjektpronomens in den baskischen Verbalformen (zu RB 7, 428—438) — RB 8, 1—5.

759 Zu Rev. 7, 475 ff. — RB 8, 73—75.

760 Baskisch und Hamitisch. Zu 78 *tšilbor* „Nabel“ — RB 8, 76.

761 Zu RB 7, 571 ff. — RB 8, 169 f.

762 Zu RB 7, 566 — RB 8, 171.

763 A: L. Siret, Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques — RB 8, 172—174.

764 Die Herleitungen aus dem Baskischen, bzw. Iberischen in Meyer-Lübkes Rom. Etym. Wb. (bis S. 560) 1—13. — Dieser und die zwei folgenden Aufsätze gehören zu RB 8, doch ist der betreffende Teil der Zeitschrift (Heft 2—4) nicht mehr erschienen.

765 *Tusuri* „Teufel“ — RB; 1.

766 Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft II. — RB; 1—8 (= Nordisk Tidsskrift for filologi. Fjœrde række 6. Bind).

767 Die arabischen Wörter in Meyer-Lübkes Rom. Etym. Wb. — ZR 38, 478 f.

768 A: O. Jespersen, Sprogets Logik — Anthropos 9, 340—343.

769 [Zu 623 über „volklich“, nicht „völkisch“ u. a.] — Ztschr. d. Allg. D. Sprachvereins 29, 11 Anm.

770 (Über deutsche Druckschrift) [mit Beziehung auf Rosegger] — GT 18. Febr.

771 Gut Pfad! [vgl ‚Gut Pfad!‘ von H. F.-K. in Roseggers Heimgarten 532—535] — GT 29. April.

772 Kiautschau [Verse] GT 25. Aug.

1915.

773 An die Portugiesen. Deutscher Neujahrsgrufs 1915 [Verse]. Graz; 1.

774 Aus dem Herzen eines Romanisten. Graz, Leuschner und Lubensky; 3—15.

775 Die Schmähschrift der Akademie der Wissenschaften von Portugal gegen die deutschen Gelehrten und Künstler. Eingeleitet, abgedruckt und übersetzt. Graz, Leuschner und Lubensky; 1—5.

776 Offener Brief — Wissen und Leben (Zürich) 8, 601—613 (1. Juli 1915).

777 Ein wenig Philologie — Wissen und Leben 9, 153—164 (15. Nov. 1915).

778 Baskisch = Iberisch oder = Ligurisch? — Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien 45, 109—124.

779 Sprecht deutsch auf wissenschaftlichen Tagungen! — Ztschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins 30, 50.

780 Französische Kriegsliteratur [Bédier] — GT 28. Febr. Dazu:

781 (Erwiderung auf einen Artikel von Baron Speth) — ebd. 7. März.

1916.

782 Zur Psychologie der Erinnerung [aus Briefen von G. Paris]. — Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik 65, 137—139.

783 An HANS GROSS † [Verse] — GT 27. März.

784 *Boche* — GT 9. Jänner; dazu GT 11., 12. Jänner.

785 Berberische Hiatustilgung — SB d. Wien. Ak. 182, I, 60

786 Verzeichnis der Druckschriften. Graz; 1—28.

787 Hangutánzás és Nyelvtörténet — Magyar Nyelv 12, 278—280.

788 *Slamasztika* — Magyar Nyelv 12, 293.

789 *Már* = még csak? — Magyar Nyelv 12, 294.

790 Elsafs-Lothringen — Wissen und Leben 10 (15. Nov.), 157—165.

791 Nochmals der Fall Bédier. Brief an den Herausgeber — Neuphilologische Blätter (Leipzig), 158f.

1917.

792 Zu den romanischen Benennungen der Milz — SB der Berl. Ak. d. W. 156—170.

793 Sprachverwandtschaft — SB der Berl. Ak. d. W. 518—529.

794 *Frongata* — ZR 39, 86—88.

795 *Csaláncsucs* — Magyar Nyelv 13, 53.

796 Egy német szóról [*mein Schwarm*] — Magyar Nyelvőr 46, 238.

797 *Slamasztika* [zu Magyar Nyelvőr 45, 408] — Magyar Nyelvőr 46, 60.

798 Jelentésváltozás—Jelölésváltozás (Cselekvő és szenvedő jelentés) — Magyar Nyelvőr 46, 137—140.

799 A: F. DE SAUSSURE, Cours de linguistique générale — Lb 38, 1—9.

800 [Einschaltungen in L. Spitzer's Anzeige von 792] — Lb 38, 324—330.

1918.

801 Die romanischen Lehnwörter im Berberischen — SB d. Wien. Ak. 188, IV, 1—82.

802 Czak úgy gondolom — M. Nyelvőr 47, 231.
803 A: H. URTEL, Zum Iberischen in Südfrankreich — Lb 39, 39—44.
804 A: W. MEYER-LÜBKE, Romanische Namenstudien II. — Lb 39, 194—199.
805 A: L. SPITZER, Anti-Chamberlain — Lb 39, 281—287.
806 A: K. BRUGMANN, Der Ursprung des Scheinobjekts „es" in den germanischen und den romanischen Sprachen — Lb 39, 287—288.
807 Zu Zeitschr. 39, 366 [piem. *fiara*] — ZR 39, 640.

1919.

808 Sprachursprung I. — SB d. Berl. Ak. 716—720.
809 Sprachursprung II. — SB d. Berl. Ak. 863—869.
810 Mallork. *aguinar*; span. *escolimoso*; kat. *cubi*; *poll*; *blastemar* — ZR 39, 719—722.
811 Romano-baskisches „Schaf", „Lamm" — ZR 40, 100—103.
812 Oberengad. *sutember* — ZR 40, 112.
813 A: H. URTEL, Zur baskischen Onomatopoesis — Lb 40, 397—406.
814 A: L. SPITZER, Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhafs — Lb 40, 5—20.
815 Sprachursprung III — SB d. Berl. Ak. 448—462.
816 Baskische Konjugation [zu RB 9, 173 ff.] — RB 10, 157—163.
817 Zu iber. *ę* und *ǫ* in den Ortsnamen [Rev. d. filol. esp. 5, 225 ff.] — RB 10, 201 f.
818 Selbstanzeige von 801 — Lb 40, 181—184.
819 Erwiderung [gegen L. Spitzer] — Lb 40, 278—280.
820 Bekenntnisse und Erkenntnisse — Wissen und Leben 13, 179—197.
821 Chauvinistisch? — Neuphil. Mitteilungen (Helsingfors) 20, 76.
822 „Anschrift" — GT 20. März.
823 Österreichisch — GT 6. Sept. S. 5.

1920.

824 Lat. *coturnix* { rum. *potîrniche* — ZR 40, 326—328.
825 Zu Zeitschr. 40, 103; *hopp; intelligere* im Bask.; südfranz. *bigord* verdreht; alban. *milingrε; škurē;* ital. *ghirigogolo* — ZR 40, 489—493.
826 *Busette; bourgin; m-; sonika;* ital. *visto, visco, vispo* — ZR 40, 602—611.

827 A: S. R. DALGADO, Contribuções para a lexicología luso-oriental; Gonçalvez Viana e a lexicologia portuguesa de origem asiatico-africana; Dialecto indo-portugues de Negapatão; Glossário luso-asiático I — Lb 41, 339—341.

828 A: R. M. DE AZKUE, Diccionário español y vasco cuad. I—V; Fonética vasca; Música popular vasca — Lb 41, 123f.

829 Nochmals *sonika* [zu Zeitschr. XL, 603f.] — ZR 40, 758.

830 *Letagin* — RB 11, 44.

831 Zu Vinsons „Syntaxe basque" Rev. 10, 58ff. — RB 11, 50—52.

832 Brief an J. de Urquijo — RB 11, 138f.

833 Chr. Morgensterns groteske Gedichte und ihre Würdigung durch L. Spitzer — Euphorion 22, 639—653.

834 Römischer Chauvinismus — Innsbrucker Abendblatt 2. Nov.

835 Deutsche und Italiener — GT 3. Okt. S. 11.

1921.

836 „Ecke, Winkel" — ZR 41, 254—258.

837 Exkurs zu Sprachursprung III — SB d. Berl. Ak. d. W. VII, 194—207.

838 Andorra — Butlletí de dialectología catalana 36.

839 A: LAOUST, Mots et choses berbères. — Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Ges. 1920, 298—301.

840 Zur Kenntnis des Baskischen von Sara (Labourd) — SB d. Berl. Ak. (im Druck).

841 Possessivisch und Passivisch — SB d. Berl. Ak. (im Druck).

842 Röm. *bafa* = ital. *afa* „Schwüle"; franz. *cibaudière* (zu Zeitschr. 40, 171); südrom. *coca* „Kuchen"; lat. *eschăra*; span. *¡polaina¡*; sard. *tirriólu* (zu Archiv 140 [1920], 241); *tormentum*, *turbo*. ZR 41 (im Druck).

I. DER LAUTWANDEL

ÜBER DIE LAUTGESETZE

GEGEN DIE JUNGGRAMMATIKER

Der einzige Satz, den die sog. junggrammatische Schule als ihr ausschliefsliches Eigentum betrachten darf, ist der von der ausnahmslosen Wirkung der Lautgesetze. Er tritt auch in Schriften auf, welche weniger für die Adepten als für die Lehrlinge und Laien bestimmt sind, und zwar trotz des lebhaftesten dagegen erhobenen Widerspruches, ja zum Teil ohne jeden Hinweis auf ihn. Immerhin würde ich dem von gewisser Seite gemachten Vorschlag die Streitaxt bis auf Weiteres zu vergraben, bereitwillig Folge leisten, wenn sich zwei Parteien mit ganz einheitlichen Bekenntnisformeln gegenüberstünden, es also nur eines Wortes zur Kennzeichnung des eigenen Standpunktes bedürfte. Dies ist nicht der Fall: dieselbe Sache wird auf ziemlich verschiedene Weise verfochten: die Diskussion bewegt sich meist nicht in strengen Gleisen, sondern verliert sich gern in Spezialfragen der indogermanischen Sprachgeschichte. Manche scheinen da, wo es nur eine Alternative zwischen Ja und Nein gibt, eine Vermittlung für möglich zu halten, manche schwanken, manche schweigen. Wiederholte gelegentliche Äufserungen stellen vielleicht gegen die Gefahr eines falschen Verdachtes nicht hinlänglich sicher, und so möge man es mir nicht verdenken, dafs ich meinerseits die von allem Anfang an stark empfundene Abneigung gegen das junggrammatische Prinzip nun endlich zum Ausdruck bringe . . .

Die Natur des vorliegenden Satzes schliefst, wie dies von junggrammatischer Seite selbst zugestanden wird, die induktive Beweisführung aus. Die bisherigen Versuche einer deduktiven aber betrachte ich als mifslungen; sie leiden an starken, mannigfachen Unterschiebungen: man fafst minimale Differenzen als Nullen, Übergänge als Gegensätze, Empirisches als Apriorisches, Kompliziertes als Einfaches. Dafs nun bei dem deduktiven Charakter der folgenden Darstellung die hier und da vorgebrachten Beispiele nur den Dienst der Veranschaulichung leisten, das zu bemerken ist vielleicht nicht überflüssig; die Widerlegung seitens der Gegner müfste sich nicht auf die einzelne Tatsache, sondern auf die allgemeine Möglichkeit beziehen.

In dem Urteil: „die Lautgesetze wirken ausnahmslos", ruft sowohl das Subjekt wie das Prädikat gewichtige Bedenken hervor.

Wenn WUNDT hier ein logisches Postulat erblickt, so rührt dies daher, dafs er den Ausdruck „Lautgesetze" schon im junggrammatischen Sinne nimmt, während doch so viel gesagt sein soll wie: „was man bisher als Lautgesetze bezeichnet hat, das sind wirkliche, d. h. ausnahmslose Gesetze, im Sinne der Naturgesetze". Mehr empfiehlt sich daher die Formulierung: „der Lautwandel geht nach ausnahmlosen Gesetzen vor sich". Jene Zusammenfassung der Lautgesetze mit den Naturgesetzen, auf welche man sich zuerst so viel zu Gute tat, wurde später, besonders nach der vortrefflichen, leider nicht allgemein gewürdigten Darstellung [L.] TOBLER's von den Führern wieder aufgegeben. Wenn Andere, wie KÖRTING, sie noch beibehalten, so erscheint mir dies durchaus konsequent; durch dieselben Umstände, durch welche die Ähnlichkeit der

Lautgesetze mit den Naturgesetzen, wird auch ihre Ausnahmslosigkeit hinfällig. Der Ausdruck „Lautgesetze“ ist noch in einer andern Hinsicht unzweckmäfsig. Obwohl ich ihn hier immer, dem allgemeinen Brauche folgend, von Gesetzen des Lautwandels verstehe, so kann man ihn mit gleichem oder mit gröfserem Rechte auf solche des Lautbestandes beziehen. Das tut KRUSZEWSKI, und zwar spricht er diesen, den statischen Gesetzen, Absolutheit zu, in Bezug auf die anderen, die dynamischen erscheinen mir seine Äufserungen nicht völlig übereinstimmend.

Das Wort „Ausnahme“ drückt ein ganz äufserliches Verhältnis aus, schliefst keinen Hinweis auf die wirkenden Kräfte in sich; man macht darum überhaupt und besonders im gegebenen Falle zwischen scheinbaren und wirklichen Ausnahmen einen unbegründeten Unterschied. Die Ausnahmen, von welchen bei der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze abgesehen werden soll, bestehen in der Kreuzung mit anderen Lautgesetzen, in der dialektischen Mischung und in der Einwirkung begrifflicher Assoziationen. Von diesen drei Faktoren erheischt der erste für unseren Zweck keine nähere Prüfung, der zweite wird eine solche gelegentlich der örtlichen Begrenztheit finden, der dritte sofort. Er steht im Vordergrund der junggrammatischen Ausführungen, man bringt ihn geradezu in Antithese zu der lautlichen Gesetzmäfsigkeit, als den „psychologischen“ zu „physiologischen“ Faktoren.

Die Frage nach der äufseren Beziehung, dem Rangverhältnis der beiden Faktoren zueinander hat schon TOBLER aufgeworfen und die Schwierigkeiten der Beantwortung mit feinstem Verständnis dargetan. Es besteht zunächst die Möglichkeit der Unterordnung: der eine

Faktor ist der konstitutive oder normale, der andere der störende oder anomale. Man hat dann als den letzteren den psychologischen gedacht. Allein wenn man sich hierbei auf den äufseren Anschein beruft, so frägt es sich, ob nicht Fälle nachzuweisen sind — Tobler .. weifs nichts davon — in denen grofse analogische Gruppen durch vereinzelte Wirkungen von Lautgesetzen beeinträchtigt erscheinen. Im Spanischen und Portugiesischen gehen sämtliche alten Partizipien auf *-udo*, jetzt auf *-ido* aus; konnte nicht eines oder das andere aus rein lautlichem Grunde bleiben, etwa *sabudo* wegen des dem *u* verwandten *b*? Und haben nicht vielleicht wirklich solche „mechanischen“ Ursachen im Verlauf dieses Prozesses einen retardierenden Einflufs geübt? Zu dergleichen besonderen Betrachtungen tritt nun noch das allgemeine Bedenken den Eingriff einer Art Caprice in eine feste Ordnung zuzugeben, und so werden wir von allen Seiten zu der Erkenntnis gedrängt, dafs Gesetzmäfsigkeit dem psychologischem wie dem physiologischen Sprachprinzip innewohnt, mit anderen Worten, dafs beide zu koordinieren sind. Die Peripherien ihrer Machtkreise durchschneiden sich vielfach; welches über das andere siegt, das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Zur vollständigen Lösung des Problems fehlt indessen noch Eines. Tobler .. weist darauf hin, dafs „heterogene Kräfte sich nicht ausgleichen, ja eigentlich überhaupt einander nirgends berühren können.“ Es wird kaum von vornherein die Heterogenität von Kräften sich bestimmen lassen; sie ergibt sich eben erst aus der absoluten Getrenntheit ihrer Wirkungen. Der Wille vermag im eigenen Körper substantielle Veränderungen nicht zu hemmen, wohl aber Reflexbewegungen, und das erklärt

sich daraus, dafs diese weiter nichts als mechanisch gewordene Willenshandlungen sind. Der Fall, der uns beschäftigt, ist ein ähnlicher. Wo die rein physiologische Ursache einer Lautvertretung aufser Zweifel steht, als eigentümliche Gestaltung, als natürlicher oder künstlicher Defekt der Sprachwerkzeuge, da sind analogische Ausnahmen unmöglich; wo wir daher solche finden, da haben wir den Gedanken an rein physiologische Wirkungen aufzugeben. Der psychologische Charakter des einen der sich durchkreuzenden Faktoren bezeugt gerade den gleichartigen Charakter des anderen . . .

So verschwimmt die Antithese vor unseren Augen, und das Problematische der äufseren Beziehung zwischen den beiden Faktoren klärt sich auf, indem wir ihre innere Beziehung richtig erfassen. Mancher vorbereitende Schritt ist in dieser Richtung geschehen. Obwohl OSTHOFF . . aufs Schroffste das physiologische und psychologische Moment in der formalen Sprachbildung gegeneinander hielt, so war doch schon in den „Morphologischen Untersuchungen" das Mitwirken „psychischer Faktoren" beim Lautwandel bemerkt worden. MISTELI deckte die Widersprüche auf, in die sich hierbei OSTHOFF . . und BRUCHMANN . . verwickelt hatten, aber auch seiner Verteilung lautgeschichtlicher Prozesse zwischen Physiologie und Psychologie kann ich deswegen nicht beistimmen, weil sie von einem opportunistischen Gesichtspunkt aus vorgenommen ist, der dann in der Schlufsbetrachtung noch stärker hervortritt. Das Schwanken der Junggrammatiker hat sich in die Darstellung von WUNDT verpflanzt, der ja von ihnen besonders belehrt worden zu sein scheint. Wenn er zuerst neben den physiologischen Bedingungen des

Lautwechsels „tiefer liegende psychologische Motive, die wahrscheinlich sogar die ursprünglicheren sind", nicht verbannt wissen will, so spricht er später nur von dem Einflufs physiologischer Faktoren bei den Lautveränderungen; das führt ihn dazu, nachdem er behauptet hat, dafs „die Sprache von Naturbedingungen nicht in wesentlich anderer Weise als andere historische Entwicklungen abhängig" sei, gleich darauf von einem „naturgesetzlichen Charakter" zu reden, dem „sich freilich die verschiedenen Gebiete des sprachlichen Lebens keineswegs in gleichem Grade fügen". Der Unterschied in der Charakterisierung, welchen dabei WUNDT zwischen dem Gegenstand und der Methodik der Sprachwissenschaft macht, leuchtet mir nicht ein. Mit Erstaunen lese ich bei BRUCHMANN . . dafs „unter denen, die sich LESKIEN anschlossen, bis zum Erscheinen des CURTIUS'schen Buches" auch die psychische Natur der Lautgesetze festgestanden habe; er hat dabei vor allem seinen Mitarbeiter OSTHOFF . . vergessen, und zudem dafs die von diesem in so weitem Umfang angenommene Unfähigkeit der Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung gewisser Laute in geringem Umfang wirklich existiert. Ich habe es eben schon ausgesprochen, dafs diejenigen Lautgesetze, welche durch die Analogie gestört werden können, psychologisch bedingt sind; dies bestätigt sich nun dadurch, dafs zwischen den Erscheinungen der beiden Kategorien keine Kluft, sondern ein Übergang wahrnehmbar ist, der sich etwa in folgender Reihe romanischer Beispiele andeuten läfst: *conte* = *comite*, *dunque* = *nunc*, *treatro* = *theatro*, *eglino amano* = *egli amano*, *non grieve ma lieve* = *non grave magis leve*. Es werden nicht nur unmittelbar folgende, sondern auch entferntere lautliche Vorstellungen antizipiert, und

wiederum beruhen die Analogiebildungen zum grofsen Teil nicht blofs auf einer ideellen, sondern auf einer tatsächlichen Nebeneinanderstellung von Wörtern; insofern können wir sie als eine höhere Ordnung von Assimilation auffassen. Anderseits lassen sich nicht selten Erscheinungen bei denen durchaus keine begrifflichen Beziehungen im Spiele sind auf ideelle Nebeneinanderstellung zurückführen, und da können wir von einer niedrigeren Ordnung von Analogiebildungen reden. So begünstigt die Häufigkeit gewisser Lautkomplexe die Neubildung identischer (z. B. *iè* = *ie* in ital. *pièta*), oder die Häufigkeit eines gewissen Lautwandels wird zur Allgemeinheit. Ich habe vor langen Jahren den Gedanken geäufsert, dafs im Italienischen (und im Romanischen überhaupt) *ie*, *uo* = vulgärlat. *ę*, *ǫ* ursprünglich, wie noch jetzt in manchen Dialekten, an ein folgendes *i* oder *u* gebunden war: *vieni*, *buonu*, *buoni*. Zunächst würde es durch begriffliche Analogie ausgedehnt worden sein: *viene*, *buona*, dann aber auch ohne eine solche: *pietra*, *ruota*, und Formen wie *bene*, *bove* (Plur. *buoi*), *nove* (gegenüber *nuovo*) würden eben die letzten uneroberten Plätze bedeuten. Ich weifs nicht, ob meine Annahme von einer rein lautlichen Analogie etwas ganz Neues ist ... Ich bin jedenfalls weit davon entfernt einen neuen Gegensatz aufzustellen, nachdem ich die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des früheren gewonnen habe; es wird sich innerhalb der Gesamtheit der Analogieerscheinungen die Tätigkeit begrifflicher Assoziationen kaum mit Sicherheit begrenzen lassen. In den Sprachen in welchen jetzt alle Wörter auf der ersten Silbe betont sind war es ursprünglich nur die Mehrzahl, insofern die erste Silbe auch die bedeutungsvollste war; hat nun die Mehrzahl in Bausch und Bogen

auf die Minderzahl gewirkt, oder hat der Fortschritt ganz allmählich, immer nur zwischen begrifflich verwandten Wörtern stattgefunden? Zuweilen ist die begriffliche Beziehung eine so allgemeine, dafs man sie leicht übersieht; manche pflegen z.B. die mehreren Sprachen gemeinsame Verwandlung jedes tönenden Auslautes in den entsprechenden tonlosen als ein reines Lautgesetz zu betrachten, während es als solches nur vor tonlosem Anlaut gelten kann und die Verallgemeinerung auf der Bedeutungsidentität beruht. Über das Einzelne mögen Zweifel noch obwalten; aber im Ganzen sollte man doch die Einheitlichkeit des Sprachlebens zugeben, es sich nicht als den Widerstreit eines Ormuzd und Ahriman vorstellen.

Wenn ein Naturforscher zum ersten Mal von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hört, so wird er wahrscheinlich an immer und überall geltende Lautgesetze denken. Solche sind ja bei den gleichen Grundbedingungen aller Sprachtätigkeit nicht nur möglich, man sollte sie geradezu erwarten. Warum hält der Lautwandel nicht wenigstens im grofsen ganzen dieselbe Richtung ein, sodafs z. B. aus der Tenuis die Media, aus dem Diphthongen der Monophthong, aber nicht umgekehrt, entstehen kann? Verständigt man nun jenen Laien darüber dafs dergleichen allgemeine Lautgesetze noch nicht entdeckt sind, dafs vielmehr allen bisher ermittelten Lautgesetzen eine verhältnismäfsig enge räumliche und zeitliche Begrenztheit eignet, so wird er hier jene absolute Notwendigkeit vermissen welche stets als Voraussetzung ausnahmsloser Gesetze erscheint. Die räumliche und zeitliche Relativität der Lautgesetze ist nicht einmal eine einfache, sondern eine komplizierte. Wenn zum Beispiel innerhalb *A* und *B*

das Gesetz $(r)^a$, innerhalb C und D : $(r)^b$, anderseits innerhalb A : $(s)^a$, innerhalb B und C : $(s)^b$, innerhalb D : $(s)^c$ herrscht, so umschliefsen sich die Grenzlinien der Lautgesetze für die beiden verschiedenen Elemente nicht nur, sie schneiden sich auch; die Beziehung der Lautgesetze zu ihrer äufseren Ausdehnung trägt den Charakter einer wechselnden und zufälligen. In der Tat liegt hier die schwächste Position der Junggrammatiker, hier sind sie am energischsten angegriffen worden, hier wird ihre Abwehr zum langsamen Rückzug.

„Die Lautgesetze wirken ausnahmslos innerhalb desselben Dialektes." In dem Ausdruck „ein und derselbe Dialekt" steckt eine Unklarheit; wir wissen nicht, ob wir ihn a priori oder a posteriori zu fassen haben (ob wir z. B. sagen sollen: „im Dialekt von Neapel, in dem von Rom, in dem von Florenz usw. ist lat. *k* vor *e* und *i* zu *č* geworden" oder „$č = k^{e, i}$ herrscht in der Sprache von ganz Süd- und Mittelitalien"). Das letztere empfiehlt der damit verbundene Ausdruck „ein und dieselbe Periode", welcher nur so genommen werden kann; das erstere aber die prinzipielle Erwägung, und so pflegt man denn in der Tat hier unter „Dialekt" eine ganz einheitliche Sprachgemeinschaft zu verstehen. Allein gibt es die? Selbst Delbrück steigt, um eine wirkliche Einheitlichkeit zu finden, innerhalb deren die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gelte, zur Individualsprache herab, und zwar zu deren Momentandurchschnitt. Ob diese Beschränkung des junggrammatischen Satzes nicht eigentlich ihn aufhebt, oder wenigstens seinen praktischen Wert, das will ich nicht weiter untersuchen (Tobler .. schon hatte gesagt: „je enger die Kreise werden, um so mehr nähern sie sich dem

Individuellen, welches niemals von Gesetzen erschöpft werden kann“); mir aber geschieht nicht einmal damit Genüge, mir scheint nicht einmal in diesem Falle notwendige Einheitlichkeit erweislich. So weit direkte Beobachtung an uns selbst oder an Anderen reicht, ist die Aussprache des Individuums von Schwankungen nie frei, worunter ich natürlich keine in strenger Gemäſsheit der Zeitfolge auftretende Veränderungen begreife. Mit dieser endlosen Sprachspaltung geht endlose Sprachmischung Hand in Hand. Die Beeinflussung des einen Dialektes durch den anderen, welche den Junggrammatikern zufolge eine Störung der ausnahmslosen Lautgesetze bewirkt, und die Ausgleichung der Individualsprachen, welche denselben Junggrammatikern zufolge ausnahmslose Lautgesetze erst ermöglicht, diese Prozesse von konträrer Wirkung sind im Wesen gleich, sie sind nur verschiedene Mischungsstufen. Man sieht aber nicht ein, warum sich aus dem beständigen Widerstreit der zentrifugalen und der zentripetalen Kraft ein so vollständiger Ausgleich ergeben sollte, daſs keine Differenzen übrig blieben. Ganz minimale werden allerdings von den Junggrammatikern zugestanden, aber nicht in Rechnung gebracht, und damit wird in mehrerer Hinsicht ein starker Fehler begangen. Zunächst steht die Existenz auch noch so kleiner Differenzen der Unmöglichkeit von Differenzen entgegen, und diese wird hier gefordert. Denn der junggrammatische Satz bedeutet doch nicht, daſs die Lautgesetze tatsächlich — etwa die einen aus diesem, die anderen aus jenem Grunde — keine Ausnahmen haben, sondern daſs sie der Natur der Sache nach keine haben können. Paul . . entfernt sich betreffs dieses Punktes von der strengen Observanz; er sagt, es

sei nicht schwer, „die Notwendigkeit dieser Konsequenz (d. h. der der Lautgesetze) darzutun oder, genauer genommen, allerdings nur die Einschränkung der Abweichungen von solcher Konsequenz auf so enge Grenzen dafs unser Unterscheidungsvermögen nicht mehr ausreicht". Das hier Gleichgesetzte ist für mich etwas durchaus Verschiedenes; „Lautgesetze, die sich beinahe mit der Konsequenz von Naturkräften geltend machen" hat ja auch G. CURTIUS (Grundzüge [5] 81) eingeräumt. Sehen wir davon ab dafs die Annahme von der Unmerklichkeit der Differenzen lediglich eine subjektive; zieht man denn nicht auch sonst bei der Erörterung der sprachgeschichtlichen Prinzipien das unendlich Kleine in Rechnung? Man wird antworten: ja, insofern eine Kumulation desselben stattfindet. Nun gut, hier haben wir uns von einer entsprechenden Wahrnehmung bestimmen zu lassen. Die minimalen Differenzen um die sich der Streit dreht, stellen nur die unterste von verschiedenen Reihen immer stärkerer Differenzen zwischen immer gröfseren Sprachgenossenschaften dar, und diese Verbindung verleiht ihnen einen reellen Wert. Auch PAUL . . betont dafs „Artunterschiede und individuelle Unterschiede nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach verschieden sind", und so hat denn alles was von dem Verhältnis zwischen Dialekten irgend welcher Stufe gilt, auch von dem zwischen Individualsprachen zu gelten, natürlich in höchster Beschränkung oder höchster Steigerung. Besonders noch in folgender Hinsicht. Ein Lautwandel findet sich oft über ein sehr weites Gebiet hin, d. h. in einer Reihe zusammenhängender Dialekte; hat er sich in jedem von diesen spontan ausgebildet? Nein, sondern er hat sich, wie wir in vielen Fällen geschichtlich verfolgen

können, strahlenförmig von einem Punkte ausgebreitet. Warum soll nun ein Lautwandel in jeder der Individualsprachen welche einen Dialekt ausmachen, spontan entstanden sein? Wiederum ist es Paul . ., welcher hier restringiert; nicht allen Individuen einer Gruppe, nur der Majorität weist er die Spontaneität zu. Wenn er für andere Sprachveränderungen diese Majorität zwar als das Regelmäfsige, doch nicht als das schlechterdings Notwendige betrachtet, so weifs ich nicht, warum man in bezug auf den Lautwandel nicht ebensoweit gehen sollte. So sagt auch Delbrück . ., „dafs die Veränderungen in der Aussprache bei dem Einzelnen beginnen und sich von da zu den Mehreren und den Vielen durch Nachahmung von seiten dieser fortpflanzen“. Merlo stellt die Möglichkeit individueller Initiative sehr schlagend dar. Es kann nun, den Junggrammatikern zufolge, zwischen den einzelnen Gliedern einer Verkehrsgenossenschaft nur hinsichtlich des Tempos in welchem der Lautwandel sich vollzieht, eine Verschiedenheit existieren; niemals soll ein „klaffender Gegensatz“ hervortreten. „Als deutlich ausgeprägter und somit auch zum Bewufstsein kommender Gegensatz“, sagt Brugmann . ., „können Altes und Neues nur so nebeneinander bestehen dafs sie durch verschiedene Sprachgenossenschaften vertreten werden, zwischen denen der Verkehr viel weniger intensiv ist als innerhalb jeder einzelnen.“ Wie vereinigt sich damit Brugmann . .’s frühere Annahme von Mutter- und Tochterformen innerhalb desselben Dialektes, ja bei denselben Individuen? Das Alte und Neue erscheint aber innerhalb eines Dialektes nicht blofs nach dem Alter, sondern auch nach Geschlecht, Bildung, Temperament, kurz in der verschiedenartigsten

Weise verteilt. Rücksichtlich der Art und Weise wie sich ein Lautwandel von Individuum auf Individuum, von Genossenschaft auf Genossenschaft überträgt, scheint auch die Auffassung ziemlich auseinander zu gehen. Ich gestehe dafs ich hier keineswegs das ausschliefsliche Spiel unbewufster Tätigkeit erblicke; wenn ich mit F. Müller die Lautgesetze nicht schlechtweg mit den Gesetzen der Modetrachten vergleichen will, so scheinen sie mir doch in grofsem Umfang Sache der Mode, d. h. der bewufsten oder doch halbbewufsten Nachahmung zu sein . . . Ich werde daher wohl nicht fehlgehen, wenn ich mit dem Anteil den das Bewufstsein meines Erachtens am Lautwandel hat, die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze für unvereinbar halte. Welchen Einflufs übt nicht die Schule selbst da wo der öffentliche Unterricht die bescheidenste Rolle spielt? Wie weit verbreitet ist nicht unter den Ungebildeten das Bedürfnis gebildet, unter den Provinzialen das hauptstädtisch zu reden? Rückt nicht im Militärschritt das Berliner *j* für *g* immer tiefer und breiter nach Mitteldeutschland vor? Dafs in Frankreich und Deutschland (gutturales) *ϱ* an Stelle von (dentalem) *r* seit langer Zeit mehr und mehr in Mode kommt, ersehen wir aus M. Trautmanns detaillierten Mitteilungen in der Anglia III, 214 ff. (1880); vorher war gerade *ϱ* = *r* von Brugmann . . als Beispiel für die „blinde“, d. h. unbewufste Wirkung der Lautgesetze erwähnt worden. Beiläufig erlaube ich mir eine Frage: Schmidt . . hat später auch von „blind wirkenden“ Lautgesetzen gesprochen, wie kommt gerade Brugmann . . dazu, zu sagen, dieser Ausdruck sei ihm bisher zweideutig gewesen? Modischer, d. h. also mehr oder weniger bewufster, oder vielleicht besser gesagt,

willkürlicher Lautwandel hat vielfach Neuerungen im Gefolge; er kann fälschliche Anwendung erfahren, kann selbst um eine Stufe gesteigert werden, kann parallelen Lautwandel hervorrufen. Wenn endlich, wie sich ja historisch belegen läfst, irgend eine Lauteigentümlichkeit einer wirklich tonangebenden Persönlichkeit, eines Fürsten, Höflings, Schauspielers in deren Kreis freiwillig kopiert oder die eines Lehrers von diesem seinen Schülern aufgezwungen wird, so läfst sich auch die Möglichkeit nicht bestreiten dafs der Ursprung eines Lautwandels ein willkürlicher sei. Individueller Lautwandel wenigstens kann ohne weiteres ein willkürlicher sein, und aus diesem Grunde schon hilft es nichts mit Delbrück die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auf die Individualsprache einzuschränken. Kurz, ich pflichte Bloomfield durchaus bei, wenn er in Whitneys Sinn mit Bezug auf unsere Frage bemerkt: „the word »inviolable« or »infallible« in matters of grammar is always to be deprecated, if for no other reason than the one that the *conscious will* of any language-user undeniably stands above phonetic facts“.

Ich füge diesem Abschnitt ein Nachwort bei. Sprachmischung nehme ich, wie gesagt, auch innerhalb der homogensten Verkehrsgenossenschaft an, Paul . . nur bei ethnischer Mischung, und diese sei etwas Exzeptionelles. Auch gegen letzteres lege ich Verwahrung ein. Einerseits pflegt in jedem gröfseren Zentrum die Bevölkerungsfluktuation eine solche zu sein, dafs man sie wohl als eine Mischung auch im engeren Sinne bezeichnen darf; und weit entfernt davon dafs sich da „keine Differenzen entwickeln können, die als solche perzipiert werden“, prägen abliegende Mundarten der zentralen ihre deutlichen

Spuren auf, ja diese verliert zuweilen auf diesem Wege vollkommen ihren ursprünglichen Charakter (wie z. B. die Volkssprache Roms heutzutage eine toskanische ist, was sie vor einem halben Jahrtausend keineswegs war). Besonders dürfen die nicht immer sehr starken jüdischen Bruchteile städtischer Bevölkerungen ihrem sprachlichen Einflufs nach nicht unterschätzt werden. Anderseits ist nicht einmal der Fall ein exzeptioneller in welchem PAUL . . allein Sprachmischung annimmt, nämlich „wo infolge besonderer geschichtlicher Veranlassungen gröfsere Gruppen von ihrem Wohnsitz losgelöst und mit anderen zusammengewürfelt werden“. Von der Bildung der romanischen Nationen an rückwärts bis zu den ersten Anfängen des römischen Volkes nehmen wir eine fast ununterbrochene Serie mannigfacher Mischungen wahr, deren nicht blofs die romanische, sondern auch die lateinische Grammatik eingedenk zu sein hat. PAUL . . glaubt den Ausdruck „Dialektmischung“ in „Entlehnung eines Wortes aus einem fremden Dialekt“ verbessern zu müssen. Wir können uns allerdings fremde Wörter aneignen, aber auch die fremde Sprechweise uns ganz geläufiger. Es ist eine bekannte Tatsache, dafs Deutsche bei intensivem Verkehr mit Juden leicht ins Jüdeln verfallen; wenn sich nun infolgedessen die jüdische Aussprache eines aus jüdischem Munde besonders häufig gehörten Wortes, wie etwa *Persent* = *Perzent* bei einem Deutschen festsetzt, kann man da von einem Lehnwort reden? Und ebensowenig sind Lehnwörter franz. *haut*, *gâter*, *goupil*, wenn sie nämlich wirklich in ihrem Anlaut durch deutsches *hoch*, *wüsten*, *Wolf* beeinflufst worden, also im Munde romanisierter Germanen entstanden sind; die Anlässe dieser Vorgänge sind freilich dunkel, es müfste

denn etwa bei dem letzten Worte die Jagdliebhaberei der Germanen mafsgebend gewesen sein (wie der Stadtrömer vielleicht sein *vulpes* und *lupus* als ganze Wörter von irgendwelchen jagdfreundlichen Italikern entlehnte).

„Die Lautgesetze wirken ausnahmslos innerhalb derselben Periode.“ Es ist dies nur eine ergänzende Bestimmung. Innerhalb erst nachträglich festzustellender zeitlicher Grenzen vollzieht sich ein Lautgesetz in der ganzen Ausdehnung der Sprachgenossenschaft und in der ganzen Ausdehnung des Sprachmaterials. Die Richtigkeit des ersten Punktes habe ich soeben erörtert, die des zweiten werde ich sogleich erörtern. Hier nur ein Wort über die Übergangsstadien im allgemeinen. Dem Nachweis derselben, mag er nun diesen oder jenen Fall betreffen, sucht man dadurch die Spitze abzubrechen dafs man das Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze für die Übergangsstadien suspendiert. Das ist durchaus unzulässig. Jedes Stadium der Sprache ist ein Übergangsstadium, ein jedes ebenso normal wie irgend ein anderes; was vom ganzen gilt, gilt auch vom einzelnen. Ich darf mir nicht die Sprache als ein Nebeneinander von fertigen und unfertigen Lautgesetzen denken; das hiefse in die natürliche Betrachtung teleologische Vorstellungen einmischen. Wenn auch ich von Übergangsstadien rede, so nur in relativem Sinn, nur mit Bezug auf spätere, schon feststehende Tatsachen; irgend ein gegenwärtiges Verhältnis als Übergangsstadium zu bezeichnen, dazu haben wir kein Recht.

Wer meinen sollte dafs bezüglich der äufseren Ausdehnung der Lautgesetze der Unterschied zwischen den Junggrammatikern und den anderen mehr in der Darstellung

als in der Erkenntnis liege, selbst der wird der folgenden Diskussion über die innere Ausdehnung der Lautgesetze die praktische Bedeutung nicht absprechen.

„Bei dem Lautwandel innerhalb desselben Dialektes werden alle einzelnen Fälle in denen die gleichen lautlichen Bedingungen vorliegen, gleichmäfsig behandelt.“ Hält man aber die Fälle in denen ein Laut überhaupt auftritt, vor und fragt welche darunter die gleichen lautlichen Bedingungen aufweisen, also gleichmäfsige Behandlung, d. h. Verharren oder Veränderung in den gleichen Laut fordern, so wird die Antwort darauf ausbleiben. Da es eine Reihe von Kategorien lautlicher Bedingungen gibt, wie Akzent, Silbenstellung, Beschaffenheit des unmittelbar folgenden Lautes, des unmittelbar vorausgehenden, des zweitfolgenden usw., so besteht in jedem einzelnen Falle ein Bedingungskomplex; vergleichen wir die Bedingungskomplexe aller Fälle miteinander, so zeigt sich ein jeder von dem anderen verschieden, oder wir haben Homonyme, die ja aber zur Veranschaulichung lautgesetzlicher Wirkungen am wenigsten geeignet sind. Es kommt also nur die partielle Gleichheit der Bedingungskomplexe in Betracht; aber aus welchen und wievielen Elementen mufs sie bestehen um die partielle Verschiedenheit zu überwiegen, mit welchen Hilfsmitteln haben wir die wesentlichen Bedingungen von den akzidentiellen oder die Bedingungen im strengeren Sinne des Wortes von den Nebenumständen zu sondern? Man ist gezwungen einzugestehen dafs die „gleichen lautlichen Bedingungen“ immer erst aus jedem Lautgesetze selbst abstrahiert werden, dafs ihre Verwendung als Prämisse unzulässig ist, dafs sie überhaupt in der Definition von der Ausnahmslosigkeit

der Lautgesetze keinen Platz haben. Wollen wir auch von der Gleichheit der lautlichen Bedingungen zwischen allen einzelnen Fällen eines Lautgesetzes reden, zwischen allen einzelnen Lautgesetzen eines Dialektes finden wir sie durchaus nicht. Wir sehen z. B. dafs innerhalb der Kategorie des unmittelbar folgenden Lautes (und zwar des auf einen Vokal folgenden Konsonanten) die vier Liquiden sich in dieser Weise verteilen: nach dem einen Vokal *l, r, n* — *m*, nach dem anderen *l, r* — *n, m*, nach dem dritten *l, r* — *n* — *m*. Also die partielle Gleichheit erstreckt sich, über die Kombinationen hinaus, auf die einzelnen Kategorien: *n* wirkt in dem angeführten Beispiel einmal als dentale Liquida, dann als Nasal, endlich als dentaler Nasal. Nicht selten stofsen wir auf Lautgesetze in denen selbst jene relative Einheitlichkeit der Bedingungen nicht nachgewiesen ist. Dergleichen wenig klaren „Lautgesetzen" lassen sich ganz klare Fälle „sporadischen Lautwandels" gegenüberstellen. Betontes *a* ist im heutigen Schriftportugiesich nur einmal zu *o* geworden, in *fame* = *fome*. Dem Einflufs eines folgenden oder eines vorhergehenden Labialen ist nur unbetontes *a* ausgesetzt (z. B. vulgärport. *fanforrice*, *charomela* ...); aber der Einflufs eines folgenden und der eines vorhergehenden zusammengenommen sind stark genug auch ein betontes *a* zu assimilieren, freilich nur in diesem häufigst gebrauchten Wort (nicht in *fava* u. a. — in *mama* nicht wegen der Reduplikation). Ein Junggrammatiker würde freilich, ehe er soviel zugestände, sich an ein *fomentar* oder *fomite* anklammern. Wegen eines analogen Verhältnisses vgl. franz. *buvons* für älteres *bevons*, daneben *devons*. Der Satz „gleiche Ursache, gleiche Wirkung" (wir bezeichnen als

Ursachen beim kombinatorischen Lautwandel was streng genommen nur permanente Bedingungen sind) läfst sich hier nicht zugunsten der Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze heranziehen; es handelt sich ja um partiell Gleiches, in verschiedenem Mafse partiell Gleiches. Der labiale Faktor ist in den einzelnen Labialen nicht gleich stark vertreten, mehr z. B. in *m* als in *b*; bei der Labialisierung des benachbarten Vokals spielen daher eine ganze Reihe von akzessorischen Bedingungen mit. Delbrück .. gibt die Existenz völlig vereinzelter Fälle von Lautwandel zu, die also „nicht unter den Begriff des Gesetzes fallen"; wie verträgt sich das mit dem junggrammatischen Satz dafs aller Lautwandel ausnahmslosen Gesetzen unterliegt? — Wir haben bisher bei unseren Erörterungen über die Gleichheit der lautlichen Bedingungen einen bestimmten zeitlichen Durchschnitt der Sprache angenommen, es fragt sich nun: bleiben die lautlichen Bedingungen eines Lautgesetzes, mögen sie wie immer beschaffen sein, im Laufe der Zeiten konstant? Ich will darauf ohne weiteres mit einem Beispiel antworten. Einem gallo-vulgärlat. *ā* (klassischlat. *ā́* und *ắ* vor einfachem Konsonanten) entspricht neufranz. *e* (bald offenes, bald geschlossenes, doch ist dieser Unterschied hier unwesentlich), also *chef*, *fève*, *pré*, *tel*, *mer*, *nez*, *ème*, *lène* = *caput*, *faba*, *prato*, *tąle*, *mare*, *naso*, *amat*, *lana*. Der folgende Konsonant erscheint hier also ganz gleichgültig, nicht aber im Altfranzösischen (das sich noch in der heutigen Orthographie widerspiegelt): *chef* usw., jedoch *áime*, *láine*. Wenn nun vor *m* und *n* *ā* durch *ai* zu *e* geworden ist, kann dies nicht auch vor den anderen Konsonanten geschehen sein? Und wenn man ursprünglich *chaif*, *faive*,

tail, *mair* sagte, so ist wiederum für eine etwas jüngere Periode *chaif*, *faive*, *tel*, *mer* denkbar, sodafs in Beziehung auf die Monophthongierung des aus *a* entstandenen *ai* verschiedene Bedingungsstufen vorliegen würden. Andernfalls müssen wir verschiedene Lautgesetze annehmen, so dafs hinter der heutigen Gleichheit sich auf jeden Fall eine Verschiedenheit birgt. Wenn nun aus der Gegenüberstellung von Lautformenreihen die durch einen weiten dunkeln Zeitraum voneinander getrennt sind, ein Lautgesetz gewonnen wird, welche Bürgschaft ist dafür vorhanden, dafs es sich mit diesem nicht ähnlich verhält? Man betrachte auch eine beliebige Gruppe verwandter Mundarten; man wird sehen wie die Bedingungskreise der Lautgesetze sich von Ort zu Ort mannigfach verändern, man wird hier gleichsam die räumliche Projektion zeitlicher Unterschiede erkennen. Der Annahme von einer Reihe verschiedener Gesetze widerspricht die Kontinuität und Wesenseinheit. Wie steht es aber dann mit der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze? Dürfen wir die Differenzen zwischen zwei Bedingungskreisen die gleichsam nur zeitlich-räumliche Varianten eines einzigen sind, nicht von diesem oder jenem Standpunkte aus als Ausnahmen auffassen? Diese innere Erweiterung der Lautgesetze läfst sich bei der Annahme lautlicher Analogie leicht begreifen. Ich habe diesen Punkt oben schon berührt, indem ich das Vorhandensein eines Dualismus im Sprachleben bestritt; ich habe an einem Beispiele erläutert wie ein kombinatorischer Lautwandel zu einem freien wird. Selbst der gröfste Abstand zwischen den anfänglichen und den schliefslichen Grenzen braucht nicht zu befremden, sehen wir doch auch die begriffliche Analogie oft von engst-

begrenztem Gebiete aus im weitesten Umfang wirken, wofür sich besonders in der Geschichte der romanischen Partizipien Belege finden. Ich halte es sogar nicht für unmöglich dafs aus einer einzigen, durch begriffliche Analogie hervorgerufenen Lautvertauschung ein ganzes Lautgesetz erwachse. Ich sage keineswegs dafs der ursächliche Bedingungskreis vermittelst der lautlichen Analogie auf allen Seiten zugleich überschritten würde; der Lautwandel mag von Ähnlichem zu Ähnlichem tastend vorrücken, z. B. in der Verknüpfung mit einem anderen Lautwandel, wie wenn etwa ein *-ol-* = *-al-* durch *-or-* = *-ol-* zu *-or-* = *-ar-* führt. In Gröber's Zeitschrift V, 319 habe ich behauptet dafs wo *s* in jeder Stellung zu *h* geworden, diese Schwächung zuerst als eine kombinatorische aufgetreten sein mufs. So mag die Brücke zwischen intervok. *h* = *s* und anl. *h* = *s* sich in dem nach vokalischem Auslaut anl. *h* = *s* finden lassen (*-aha-*: *-a ha-*: *-t ha-*, also hier umgekehrt wie bei dem erwähnten Auslautsgesetz mit Verallgemeinerung vom tönenden auf den tonlosen Laut). Aber über diese Metamorphose der Lautgesetze, die meines Wissens noch nie zum Gegenstand allgemeiner Erörterung gemacht worden ist, kann ich mich hier nicht weiter auslassen; um so nachdrücklicher soll es schliefslich geschehen. Auch auf dem Gebiete des mechanischen Lautwandels, um mich der junggrammatischen Terminologie zu bedienen, finde ich ganz anderes als nur abgeschlossene, in starre Formeln zu kleidende Prozesse, ich erblicke hier das bunte, endlose Spiel ungezählter Triebe, aus dem Einzelnes heller und stärker hervortritt.

Während die Junggrammatiker die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze von einer Gleichheit der lautlichen Be-

dingungen abhängig machen wie sie meines Erachtens überhaupt nicht besteht, halten sie die unmittelbar gegebene Verschiedenheit der Wörter dabei für gleichgültig: „bei dem Vollzug des Lautwandels ist nun gar nicht denkbar, dafs in verschiedenen Wörtern verschiedene Wege eingeschlagen werden“ (BRUGMANN . .). Und zwar wird das folgendermafsen begründet: „Das Bewegungsgefühl bildet sich ja nicht für jedes einzelne Wort besonders, sondern überall wo in der Rede die gleichen Elemente wiederkehren, wird ihre Erzeugung auch durch das gleiche Bewegungsgefühl geregelt. Verschiebt sich daher das Bewegungsgefühl durch das Aussprechen eines Elementes in irgend einem Worte, so ist diese Verschiebung auch mafsgebend für das nämliche Element in einem anderen Worte“ (PAUL . .). Ich halte das, wenigstens in der absoluten Form wie es behauptet wird, für unrichtig; es übt hier PAUL das schon von mancher Seite und soviel ich sehe gerade in dem Kapitel über den Lautwandel auch von ihm selbst gerügte Verfahren, die Betrachtung des einzelnen Lautes von der des Wortes in dem er vorkommt, zu isolieren. Die Veränderung eines Lautes, sein Fortschreiten in einer bestimmten Richtung, wobei natürlich von der notwendigen Wirkung rein physiologischer Veränderungen abgesehen wird, besteht aus einer Summe der allerkleinsten Verschiebungen, ist also von der Zahl seiner Wiederholungen abhängig. Wenn nun x z. B. 10000 Wiederholungen braucht um zu x^1 zu werden, so sind doch diese Wiederholungen innerhalb der einzelnen Wörter zu zählen; ein x in 10000 verschiedenen Wörtern je einmal gesprochen würde nicht zu x^1 werden. Dafs nun ein Wort, das 10000 mal gesprochen worden ist, die

Entwickelung des Lautes *x* zu x^1 in einem erst 8000 mal gesprochenen begünstigen mag usw., das leugne ich nicht. Die gröfsere oder geringere Häufigkeit im Gebrauche der einzelnen Wörter welche ja bei den Analogiebildungen eine so hervorragende Rolle spielt, ist auch für ihre lautliche Umgestaltung von hoher Wichtigkeit, nicht innerhalb kleinerer, wohl aber innerhalb bedeutender Differenzen. Sehr selten gebrauchte Wörter bleiben zurück, sehr häufig gebrauchte eilen voran; von beiden Seiten also bilden sich Ausnahmen von den Lautgesetzen. Es ist schon eine sehr alte Erfahrung dafs in allen Sprachen gerade die allergewöhnlichsten Wörter, von denen man doch am ersten Gehorsam gegen die Lautgesetze erwarten sollte, am meisten Neigung zeigen, sich von ihnen zu emanzipieren, ja infolgedessen der Deutung zuweilen ernstliche Schwierigkeiten bereiten (ich erinnere an die romanischen Wörter für „gehen"); man hat sie mit der in raschem Umlauf befindlichen Scheidemünze verglichen, welche bald ihr Gepräge einbüfst. Diese treffende Beobachtung hat man in neuerer Zeit nicht weiter verfolgt, ja man ignoriert sie meistens. Kruszewski hat allerdings ausdrücklich hierauf hingewiesen; aber seine Andeutungen befriedigen mich doch keineswegs. Er sagt: „Wenn *gosudaŕ* zu *sudaŕ* und schliefslich zu *sŭ* wird, *babuška* zu *bauška*, *pravo* zu *pra*, *wasza miłość* zu *waszmość*, *waść*, *trzeba* zu *trza*, *podobno* zu *pono*, *człowiek* zu *człek*, *proszę pana* zu *pšpana* usw., so müssen wir im Auge behalten dafs diese Wörter in der Mehrzahl der Fälle rasch, ohne Akzent, mit Anlehnung an andere Wörter gesprochen werden." Alle Sprachen liefern, besonders in Titeln und Begrüfsungen, Beispiele ähnlicher Art; ich erinnere an magy. *alá szolgáj* = *alázatos szolgája*, *tejes* oder

tens = *tekintetes*, span. *usted* = *vuestra merced*, vulgärdeutsch *g'Morgen* usw. In einigen Fällen liegt allerdings Enklisis oder Proklisis vor; aber die Tonlosigkeit reicht insofern nicht zur Erklärung aus als sich in den unbetonten Silben einheitlicher Wörter nicht immer die entsprechenden Veränderungen finden. Rum. *ună* wird zu *uă*, *o*; aber ein Ausfall des *n* zwischen diesen Vokalen ist sonst auch aufserhalb des Akzentes unerhört. In der Proklisis wird aus *casa* rom. *cas* (*ca*); aber ist etwa Synkope des vortonigen *a* lautgesetzlich? Weiter entsteht die Frage ob nicht jene Tonlosigkeit ebenfalls erst eine Folge des überhäufigen Gebrauches ist. Wenn ich *g'Morgen* für *guten Morgen* sage, so ist ja freilich das Adjektiv fast ganz um seine Bedeutung gekommen, aber doch nur infolge der unendlichen Wiederholung. In nicht anderem Lichte erscheint mir das Schicksal des lat.-rom. *ille*. Als letzte Ursache all solcher begrifflichen und lautlichen Schwächung mufs ich nun aber die Überhäufigkeit um so mehr betrachten als dieselbe auch da wirkt wo keine Anlehnung an andere Wörter stattfindet. In *guten Morgen* wird nicht nur das erste, sondern auch das zweite Wort entstellt (*g'Moin*, *g'Mõ* usw.). Wenn wir die Entwickelung der Sprache innerhalb kleinerer durch ganz bestimmte Interessen gebildeter Kreise verfolgen, so werden wir sehen dafs gerade die allerbedeutungsvollsten Wörter, insofern sie beständig wiederkehren, lautlicher Veränderung am stärksten ausgesetzt sind. Man bemerke z. B. wie bei einem Spiele die Kürzung und auch die phantastische Umgestaltung der termini technici beliebt ist; es scheint als ob neben der Bequemlichkeit noch ein anderer Trieb, die Abneigung gegen die Monotonie sich geltend mache. Man kann

diese Beobachtung zum Experiment kondensieren: man lasse jemanden der nicht weiſs worauf es ankommt, ein Wort vielmal, 30, 50, 80 mal hintereinander sagen, und man wird sehr starke Schwankungen der Aussprache wahrnehmen. Die Schrift gewährt für diese Gruppe von Erscheinungen ein Analogon: dieselben Zeichenkomplexe werden, je nachdem sie in seltneren oder gewöhnlicheren oder genauer gesagt, dem Schreiber und dem Empfänger weniger oder mehr geläufigen Wörtern auftreten, sorgfältiger oder flüchtiger dargestellt werden, und zwar auch unwillkürlich. Von Bequemlichkeit ist überall die Rede wo die Ursachen des Lautwandels in Erwägung gezogen werden; was ist nun natürlicher als daſs man es sich da am ersten bequem macht, wo in der Überhäufigkeit der stärkste Antrieb dazu liegt und die Gefahr des Miſsverständnisses am geringsten ist? Ich komme auf die oben erwähnte Erweiterung des Lautwandels *h* = *s* von der intervokalischen Position zur anlautenden zurück. Im Jakutischen — Delbrück . . ist es, der die Aufmerksamkeit darauf lenkt — findet sich neben inlautendem auch anlautendes intervokalisches *s* = *h*; in einem einzigen Fall ist anlautendes *s* schlechtweg zu *h* geworden, in *suoch* „nein“. Ist es nicht möglich daſs von diesem Worte aus anl. *s* = *h* sich auf weniger gewöhnliche ausdehne? Im Andalusischen wird im allgemeinen nur vorkonsonantisches *s* zu *h*; es scheint, wie ich . . . bemerkt habe, zunächst im Auslaut die Tendenz zu weiterer Anwendung aufzutauchen (*loh amigos* neben *los amigos*), dann aber auch *no heñó, si heñó* vorzukommen. Bei Bejahung und Verneinung findet manches statt was sonst nicht; so hört man vom Italiener nicht selten statt

sì ein geflüstertes *si* oder blofs *s*, und der lautgesetzliche Schwund des *n* in span.-ital. *no* ist wenigstens mir noch nicht klar. Wo es sich nicht um indigenen, sondern um verpflanzten Lautwandel handelt, da wird umgekehrt gerade in den gewöhnlichsten Wörtern die alte Aussprache am längsten bleiben. KOLOSOV . . sieht die Verwandelung des *ě* in *i* als einen ursprünglichen allgemeinen Zug des nowgorodschen Dialektes an; nun habe an manchen Orten *e* dieses *i* gänzlich verdrängt, an anderen werde dies nur von alten Leuten gewahrt, während den jungen Leuten *chlib*, *sino* usw. lächerlich erscheine, hier wiederum finde sich ausnahmsweise *i* neben dem gewöhnlichen *e* (so *chlib*, aber *seno* usw.), und dort das Umgekehrte. Dafs in dem Worte für „Brot“ sich der alte Laut hält, begreifen wir leicht; anderes liegt nicht so zutage. Dialektische Mischung ist freilich nicht in Abrede zu stellen, aber ich weifs nicht wie sie hier, wo ja nicht einzelne Wörter entlehnt sind, als nur scheinbare Ausnahme von der lautlichen Gesetzmäfsigkeit angesehen werden kann; es mufs doch erklärt werden warum in dem einen Worte der hergebrachte, in dem anderen der neue Laut herrscht. Was bei einer solchen Mischung möglich ist, ist überhaupt möglich. DELBRÜCK .. stimmt BRUGMANN .. darin vollkommen bei dafs eine Lautbewegung nicht bei bestimmten Wörtern ihren Anfang nehme und dann auf andere Wörter übertragen werde, und setzt hinzu: „dafs es sich wirklich so verhält, dürfte nicht blofs die Erfahrung an Volksmundarten beweisen“ — dagegen sprechen die vorher angeführten Tatsachen —, „sondern auch die Überlegung dafs nur unter der Voraussetzung einer gleichmäfsigen und konsequenten Aussprache der Laute die Aneignung einer fremden

Sprache erklärlich ist". Dieses Argument vermag ich nicht zu widerlegen, da ich es nicht verstehe. — Dafs sehr selten gebrauchte Wörter leicht eine altertümliche Gestalt aufweisen, ist ebenfalls bekannt. Es fragt sich ob nicht innerhalb des gesamten Sprachmaterials mit Hinblick auf das Eintreten des Lautwandels noch andere Abstufungen denkbar sind. DELBRÜCK .. hat die Möglichkeit angedeutet — allerdings um sie zurückzuweisen — „dafs jede Lautveränderung bei einem bestimmten Worte beginne und sich von diesem aus weiter fortsetze, also z. B. von einem Substantivum auf andere, von da auf Adjektive und Partizipia, und so zum Verbum gelange". Könnte aber, die allmähliche Ausbreitung des Lautwandels zugegeben, nicht der Gedanke entstehen dafs überhaupt die begriffliche Analogie nur in einzelnen Fällen den Lautgesetzen entgegen, im allgemeinen vielmehr mit ihnen zusammenarbeite?

Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze läfst sich nach dem Gesagten ebensowenig auf deduktivem wie auf induktivem Wege beweisen; wer ihr anhängt, mufs sich zu ihr als einem Dogma bekennen, und Dogma heifst sie beiläufig in G. MEYERS Nachruf an G. Curtius, ausdrücklich in BLOOMFIELDS der Frage selbst gewidmeter Abhandlung. Nun können aber Dogmen nur vermittelst „falscher Analogie" in die Wissenschaft gelangen, und zwar wird das fruchtbare tertium comparationis in der Heilswirkung liegen. Herzhaft sagt in der Tat BLOOMFIELD, und er meint nicht zuviel zu sagen, dafs wenn die Lehre von der Unverletzlichkeit der Lautgesetze sich auch schliefslich als falsch herausstellen sollte, diese Tatsache doch dem Werte derselben als Methode keinen Eintrag tun würde;

denn sie habe sich als solche durch ihre Früchte bewährt. Die Beziehung richtiger Resultate auf möglicherweise falsche Prämissen widerspricht dem wissenschaftlichen Denken. Ebenso unzulässig ist es ein wissenschaftliches Verfahren mit einem wissenschaftlichen Theorem ohne weiteres zu identifizieren; aber hierin dürften sehr viele Sprachforscher, sei es mehr, sei es weniger bewufst, mit BLOOMFIELD übereinstimmen und sich nur insofern von ihm unterscheiden dafs die Trefflichkeit der Methode für sie jeden Zweifel an der Gültigkeit der Lehre ausschlösse. Ich kann aber nur soviel zugeben dafs diese eine sehr absolute und einfache ist; darum eben läfst sich so bequem mit ihr operieren. Man sucht gern das infallibilistische Prinzip auf apagogische Weise zu erhärten. PAUL . . meint, wer dasselbe verwerfe — er erkennt ihm allerdings „nicht mehr als den Wert einer Hypothese“ zu —, der „verzichte damit überhaupt auf die Möglichkeit die Grammatik zum Range einer Wissenschaft zu erheben“. Nach KRUSZEWSKI stellen uns die Junggrammatiker vor die Notwendigkeit „ausnahmslose Lautgesetze anzunehmen oder die Abwesenheit aller Lautgesetze einzuräumen“. Dazu bemerke ich erstens dafs das Abschreckungssystem in der Wissenschaft keinen Platz verdient, und sodann dafs die aufgestellte Alternative, auch wenn sie minder schroff formuliert wird, falsch ist. Ich möchte wissen wer von den vor- oder nichtjunggrammatischen Sprachforschern, bis zu meiner Wenigkeit herab, den Lautwandel als ein Chaos (ich finde diesen Ausdruck auch bei KRUSZEWSKI) angesehen und behandelt hätte. Dafs BLOOMFIELD für die Lautgesetze im weitesten Sinne — von der Ausnahmslosigkeit will er ja nichts wissen — eine Lanze bricht, scheint mir höchst

überflüssig; freilich habe ich EASTONS pessimistische Ausführungen, auf die er sich bezieht, nicht gelesen. Der Grundirrtum bei ihm und bei den anderen liegt recht tief, nämlich in der Voraussetzung als ob überhaupt irgend ein Gebiet wirklich existiere oder doch sich annehmen lasse welches keinen Gesetzen untertan sei. Wohl stuft sich innerhalb der verschiedenen Kategorien von Erscheinungen die verknüpfende Regelmäſsigkeit je nach der gröſseren oder geringeren Komplikation der Bedingungen aufs mannigfachste ab, vom Zufall des Hasardspiels bis zur festen Ordnung der mechanischen Welt. Immer muſs eine allgemeine Betrachtung des Bodens auf dem wir arbeiten wollen, uns über die Regelmäſsigkeit belehren die wir zu erwarten haben. Der Hasardspieler der mit Berechnungen sein Glück verfolgt, hat die eigentliche Natur des Spiels nicht erkannt. Wunderbarer dünkt es mich daſs man die psychologischen Grundlagen des Lautwandels, den gesellschaftlichen Charakter der Sprache, die flieſsenden Grenzen ihrer räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten so deutlich wahrnehmen und dabei die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze so bestimmt behaupten kann. Die Junggrammatiker verwechseln «il concetto semplicissimo di leggi con quello degli effetti complessi che si producono per molte leggi che cooperino e si consertino insieme variamente» (MERLO). Die oben aufgedeckten formalen Mängel des junggrammatischen Dogmas gestatten mir es nicht die eigene Ansicht in kontradiktorischer Fassung ihm gegenüber zu stellen; ich werde nicht sagen: „die Lautgesetze haben Ausnahmen“. Heiſst es aber: „es gibt keinen sporadischen Lautwandel“, dann werde ich mich positiv ausdrücken: „es gibt sporadischen Laut-

wandel". Ja, wenn ich gezwungen wäre den Begriff „Ausnahmslosigkeit" in mein Bekenntnis aufzunehmen, so würde ich ihn eher als auf die Lautgesetze, auf das Vorkommen des sporadischen Lautwandels beziehen, in dem Sinne dafs jeder Lautwandel in irgend einer Phase sporadisch ist. Will man den verschiedenen Standpunkt durchaus mit gegensätzlicher Ausdrucksweise charakterisieren, so mag man von absoluter und von relativer Gesetzmäfsigkeit reden.

Dafs nun wir die wir dem unglücklicherweise einmal eingebürgerten Ausdruck „Lautgesetze" einen weiteren Sinn beilegen, in der Praxis, d. h. der speziellen Wort- und Formerklärung darum nicht schlechter fahren, das darzutun bleibt noch, freilich als überflüssiges gutes Werk. Man hat mit der infallibilistischen Lehre eine gröfsere Strenge in die wissenschaftliche Forschung einzuführen gemeint. Dabei ist man aber von einer falschen allgemeinen Ansicht ausgegangen; die Strenge kann nicht am Objekte, sondern nur am Subjekte sich äufsern, nicht in der Aufstellung eines strengeren Gesetzes, sondern in der strengeren Beobachtung desjenigen ohne welches es keine Wissenschaft gibt und das wiederum für alle Wissenschaft ausreicht, des Kausalitätsgesetzes. Diese strengere Beobachtung vollzieht sich nun im stetigen Fortschritt der Wissenschaft von selbst, diese vertauscht immer nur allmählich den beschreibenden Charakter mit dem erklärenden. Auch in der Sprachwissenschaft war man anfänglich zu sehr durch das Sammeln von Tatsachen in Anspruch genommen um in breiter Linie der Erforschung der Ursachen nachzugehen; aber einen vorläufigen Verzicht nach dieser Seite hin als eine Verleugnung des Prinzips

von den verschiedenen Ursachen verschiedener Wirkungen anzusehen, das scheint mir eine gewaltsame Unterstellung. Übrigens mufs uns auch heutzutage noch gestattet sein irgendwelche Abweichung von einem anerkannten Lautgesetz zu verzeichnen und über die Ursache dieser Abweichung lieber zu schweigen als eine schlechtbegründete Vermutung auszusprechen. Diejenigen Fehler gegen welche die Junggrammatiker so laut ihre Stimme erhoben haben, sind entweder längst überwundene, oder es sind Rückfälle von denen keine Wissenschaft frei ist und die wegen so mancher praktischen Verstöfse der Junggrammatiker gegen ihre eigene Theorie gerade bei ihnen Entschuldigung verdienten, oder es sind überhaupt keine Fehler. Mir hingegen erscheint die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze als ein Hindernis für die Wissenschaft sich im Sinne des Kausalitätsgesetzes fortzuentwickeln. Die Lautgesetze werden in eine solche Höhe gehoben dafs das Bedürfnis über sie hinauszudringen ein weit geringeres ist als wenn sie nur den Wert grofser Regelmäfsigkeiten besitzen. Und doch sind sie jedenfalls nur empirische Gesetze, und, wie auch WUNDT betont, mufs ihre Umwandelung in kausale vollzogen werden. Ist es aber nicht eine merkwürdige Inkonsequenz der Junggrammatiker dafs sie davon absehen die Lautgesetze selbst zu begreifen, jedoch die Ausnahmen durchaus begriffen haben wollen? Und dafs sie diese grofsenteils in den Wirkungen begrifflicher Assoziationen suchen, und dabei andere Faktoren, wie die Sprachmischung, vernachlässigen? Besonders gefährlich erscheint mir das mit Bezug auf romanische Mundarten wie sie in mittelalterlichen Handschriften überliefert sind. Kurz, die Aufstellung des

junggrammatischen Prinzips bedeutet für mich keinen Umschwung in der Geschichte der Sprachwissenschaft, mit dem sie sicherer und rascher fortzuschreiten begonnen hätte; und ich denke auch eine künftige Generation wird zwischen ASCOLIS „Saggi ladini" und OSTHOFFS „Tiefstufe im indogermanischen Vokalismus" keinen solchen segensreichen Wendepunkt zu entdecken vermögen.

Die Geschichte dieses blendenden Sophismus, welcher weite Kreise in Verwirrung gebracht hat ist bemerkenswert. Er wurzelt in der früheren Ansicht welche die Sprache vom Menschen loslöste, ihr ein selbständiges Leben lieh und welche zuerst in romantisch-mystischer, dann in streng naturwissenschaftlicher Färbung auftrat. Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, welche, wenn sie nicht tatsächlich von A. SCHLEICHER herrührt, sicher ganz in seinem Sinne dekretiert worden ist, ragt wie eine Antiquität aus jener Periode in die heutige herein, welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen natürlichen Organismus, sondern ein soziales Produkt erblickt. Sie befremdet am meisten in PAULS „Prinzipien", wo er so tief in das Wesen der Sprache eingedrungen ist; freilich erscheint sie hier in sehr gemildertem Ausdruck. Überhaupt hat man von der Schroffheit mit der man zuerst behauptete, abgehen müssen, als man versuchte zu beweisen, und so lassen sich in den vielfachen Korollarien und Ausführungen zum junggrammatischen Lehrsatz nicht unschwer Widersprüche zu diesem selbst entdecken. Seine beste Kritik würde daher vielleicht in der nackten Zusammenstellung der mannigfachen Fassungen liegen die er, trotz seiner Absolutheit, von OSTHOFF bis auf DELBRÜCK erfahren

hat. Seine weite Verbreitung ist kein Argument zu seinen Gunsten. Nur bei wenigen ruht er auf spontaner Entwickelung oder gründlicher Nachprüfung; die meisten haben sich ihn wegen der schon bemerkten methodischen Bequemlichkeit angeeignet. Er pafst sehr gut in die Richtung welche heutzutage die Wissenschaft auf das Handwerk hat. Das von W. SCHERER treffend so genannte „Mechanisieren der Methoden“ reduziert die Anforderungen an selbständiges Denken auf ein Minimum und ermöglicht so die Teilnahme einer aufserordentlichen Menge tatsächlich Unbefähigter an der „wissenschaftlichen“ Arbeit.

Ich würde es sehr bedauern wenn ich da wo ich nur möglichst scharf und bestimmt habe sein wollen und, im Interesse der Sache selbst, es habe sein müssen, irgendwie verletzt hätte; ich würde das um so mehr bedauern, als ... ich den Wert der von den einzelnen vollbrachten Leistungen, eben nur vom speziell Junggrammatischen abgesehen, wärmstens anerkenne. Pöbelhafte Angriffe welche noch die neuesten Annalen unserer Wissenschaft befleckt haben, scheinen manche unter uns zu einer übertriebenen Zurückhaltung zu veranlassen. Die Versöhnlichkeit ist eine schöne Begleiterin der wissenschaftlichen Forschung, aber sie hat sich doch nur auf das Persönliche, nicht auf das Sachliche zu beziehen. Man würde allgemein den tadeln welcher aus Versöhnlichkeit zwei Etymologien die sich einander ausschliefsen, miteinander verquicken oder zwischen ihnen unentschieden bleiben wollte; sollen denn da wo es sich um so weittragende Prinzipien handelt, andere Rücksichten gelten, gleichsam als ob solche nicht mehr in das Gebiet der Wissenschaft, sondern in das der Willkür gehörten? Manche allerdings gibt es welche der

Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Prinzipien nicht gerecht werden, welche deren wiederholte gründliche Durchsprechung für überflüssig und ermüdend erklären. Gegen sie, also wenigstens in einem Bezug auf diese Streitfrage, gehe ich mit denjenigen von denen sie mich trennt, zusammen. Ich will nicht auf die Verschiedenheit der praktischen Konsequenzen zurückkommen welche zwischen den Junggrammatikern und uns anderen bestehen; sie tritt vielleicht nur in beschränktem Umfange zutage. Aber die Junggrammatiker geben ja nicht nur eine Vorschrift, sie behaupten auch eine Tatsache, eine für das Sprachleben im allgemeinen höchst charakteristische. Ist es denn nun nicht an sich ganz gleichgültig ob rom. *andare* von *adnare* oder *addare* oder *ambulare* oder einem keltischen Verbalstamm herkommt, ob in diesem Dialekte *l* zu *r* und in jenem *r* zu *l* wird usw.? Welchen Sinn haben alle die Tausende etymologischer und morphologischer Korrespondenzen, die Tausende von Lautgesetzen, solange sie isoliert bleiben, solange sie nicht in höhere Ordnungen aufgelöst werden? Sie dienen zum Teil und nur aushilfsweise der Aufhellung von Völkerverwandtschaften und kulturellen Beziehungen; aber zunächst müssen sie doch innerhalb der Sprachwissenschaft selbst verarbeitet werden, in dem Einzelnen müssen wir das Allgemeine finden lernen, und demnach ist auch die Erkenntnis einer Tatsache welche das ganze Sprachleben beherrscht, von weit gröfserer Wichtigkeit als die Erkenntnis irgend welcher besonderer Erscheinungsformen.

Diese Frage nach dem Werte der Prinzipien hängt eng zusammen mit der nach der Stellung der Sprachwissenschaft im Kreise der Wissenschaften, und so sind

denn auch beide von BRUGMANN . . unter einem Titel behandelt worden. Auch in bezug auf die letztere stehe ich in vollkommenem Widerspruch zu ihm und glaube nicht dafs die von ihm ersehnte Verständigung möglich sein wird, ehe wir uns nicht des Namens „Philologie“ entäufsert haben. Die Einteilung der Wissenschaften hat aus der Betrachtung der Dinge hervorzugehen, nicht aus der Definition von Namen, am wenigsten von Namen ursprünglich so unbestimmten Sinnes und daher fortwährend so schwankender Deutung, die aus Zeiten stammen wo es fast noch keine Wissenschaft gab. Warum in aller Welt können wir uns nicht entschliefsen nur von Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft zu sprechen? Was nun die Sache selbst anlangt, so meine ich dafs immer Sprache und Sprache, mögen sie auch noch so weit auseinander liegen, in wissenschaftlichem Sinn enger zusammengehören als Sprache und Literatur, seien es auch die desselben Volkes. Die Identität der Forschungsmethode fällt schwerer ins Gewicht als der Zusammenhang heterogener Untersuchungsobjekte. Die Wechselbeziehung zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft mag eine so lebhafte sein wie sie wolle, die eine spielt der anderen gegenüber immer nur die Rolle einer Hilfswissenschaft. Ich sehe mich vergebens auf anderen Gebieten nach einem Analogon für das um was unter „Philologie“ verstanden werden soll. Fafst man etwa die Fauna und die Flora einer bestimmten Gegend in einer eigenen Disziplin zusammen? Wenn man jede der verschiedenen „Philologien“ als ein praktisches Studium, als eine Art „Heimatskunde“ betrachten will, so habe ich nichts dagegen. Das aber kann ich BRUGMANN . . nicht zugestehen, dafs z. B.

die indogermanische Sprachwissenschaft nicht ein Ausschnitt der allgemeinen Sprachwissenschaft, sondern der indogermanischen Philologie sei. Die Grenzen der Sprachgruppen zu wissenschaftlichen Hauptgrenzen zu erheben halte ich für um so untunlicher als Verwandtschaft und Unverwandtschaft in zahlreichen Fällen noch gar nicht festgestellt, sondern selbst erst Untersuchungsobjekte sind. Brugmann .. und die meisten mit ihm geben nicht viel auf Vergleichungen zwischen unverwandten Sprachen; und in gleichem Kredit müssen folgerichtigerweise auch die Vergleichungen zwischen historisch nicht zusammenhängenden Erscheinungen in verwandten Sprachen stehen, wie deren Brugmann in seinem trefflichen Aufsatz „Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen“ (1883) aufgezählt hat. Ich hingegen halte solche Untersuchungen wie sie z. B. schon vor Jahrzehnten A. Schleicher über den Zetazismus anstellte, für höchst erspriefslich; die Linguisten sollten, dem Beispiele der Naturforscher folgend, häufiger irgend einer Erscheinung oder Erscheinungsgruppe zuliebe Spaziergänge um die Welt machen. Es würde dabei auch auf das Besondere Licht fallen, vor allem freilich auf das Allgemeine. Wenn aber, Brugmann .. zufolge, die Resultate welche die Vergleichungen zwischen Unverwandtem abwerfen, nur der Prinzipienwissenschaft zugute kämen, so würde das eben für mich nur eine Bestätigung ihres Wertes sein. Denn die Sonderung welche zwischen den einzelnen Sprachwissenschaften und der allgemeinen, der Prinzipienwissenschaft gemacht wird, scheint mir am allermindesten zu rechtfertigen. Jede von jenen geht in diese über, mufs in ihr aufgehen, je mehr sich ihre Wissenschaftlichkeit

selbst steigert, je mehr sie alles Empirische und Zufällige abstreift. Wir sollten bei der sorgfältigsten Einzeluntersuchung doch nie das Allgemeine und Allgemeinste aus den Augen verlieren, uns in die Wissenschaft nur versenken um uns über sie zu erheben, ihr nur dienen um sie zu beherrschen. 172, 1 ff.

Indem man das einzelne bei der Beweisführung [in lautlichen Dingen] eine so hervorragende Rolle spielen sieht, mag man eine flüchtige Mifsstimmung fühlen; aber dafs es uns auf jeder Stufe der Forschung wieder entgegentritt, das weckt eine melancholische Betrachtung von gröfserer Tragweite. Die romanische Lautgeschichte wird durch schöne Arbeiten mehr und mehr erhellt, und doch zeigt sie sich uns immer komplizierter. Wir könnten uns damit trösten dafs auf anderen Gebieten der Wissenschaft ein Gleiches geschieht, dafs sich an die Lösung der alten Probleme das Auftauchen neuer und gröfserer knüpft; allein bei näherem Hinblicken liegen doch für uns die Dinge etwas besonders. Unser Fortschritt besteht vor allem in der Entdeckung von neuen Kombinationen schon bekannter Erscheinungen: wie schauen wie auf die Wechselbilder eines Kaleidoskops. Es treten allerdings zunächst ganz bestimmte lokale Unterschiede hervor; dafs ferner ein Element sich hier dieser und dort jener Gruppe oder dafs an einem Orte zwei anscheinend ganz gleichartige Elemente sich verschiedenen Gruppen anschliefsen, davon mögen wir vielleicht noch die nächstliegenden Ursachen erkennen; aber warum in dem einen Fall die Ursache wirkt und in dem anderen nicht, warum in einem Fall von

verschiedenen an sich möglichen Einflüssen gerade der eine ins Leben tritt, das hüllt sich uns in ein Dunkel welches wir kaum hoffen dürfen je gelichtet zu sehen; es machen sich unendlich kleine Differenzen der schaffenden Kräfte geltend, wir stehen vor dem was wir im gewöhnlichen Leben als Zufälligkeiten bezeichnen. Das Wort individualisiert sich für uns. Es ist zwar den grofsen Epidemien, mögen sie 'Lautgesetze' oder wie sonst heifsen, ausgesetzt; aber es besitzt bis zu einem Grade eine persönliche Konstitution, die ihren pathologischen Ausdruck zu finden vermag. Wenn z. B. die verschiedene Behandlung des lat. *c* in ital. *luogo* und *fuoco*, *giuoco*, wie Ascoli will, daher rührt dafs jene Form auf den Objektskasus, diese auf den Nominativ zurückgehen, so fragen wir: warum tritt dieser Unterschied nur auf einem Teil des romanischen Sprachgebietes auf und warum gerade auf diesem? Wie hat man zu erklären dafs im ersten Fall der Objektskasus, in den beiden andern der Nominativ blieb? ... Und warum zogen sich nicht wie sonst so ähnliche Formen einander an? usw. An solchen Stellen sehen wir eben die allgemeinen Geschicke sich in individuelles Leben auflösen. Wenn uns romanischen Sprachforschern irgend ein ideales Ziel vorschwebt, so doch gewifs dies dafs wir wie Andere zu bestätigenden Experimenten, zu Proben befähigt werden dafs wir aus dem Latein und den Bedingungen, unter denen es sich entwickelt hat, das Romanische herauszurechnen vermögen.

202, 24 f.

Alle Kritik, insoweit sie nicht an den äufserlichsten Einzelheiten haftet, ist mehr oder weniger subjektiv; das aber pflegt nicht hinlänglich zum Bewufstsein zu kommen

oder geflissentlich verdunkelt zu werden. Es gibt eben nicht blofs das eine literarische Verbrechen, das gegen fremdes Eigentum, es gibt noch das der Falschmeldung; ja, das Wir und das Ich werden noch öfter verwechselt als das Mein und Dein, am ausdrücklichsten in der Namenlosigkeit, die somit durchaus verwerflich ist. Merkwürdig dafs wir stets darauf bedacht innerhalb der Menschen und der menschlichen Dinge Grenzen zu ziehen und zu verschärfen, die allereinzige, trotz zahlloser Verbindungsfäden scharfe und unzerstörbare so oft übersehen oder übersehen wollen, die zwischen Individuen, zwischen Individuellem! Dafs alles was wir Sprache nennen, nur eine Abstraktion aus Individualsprachen ist, das hat man längst erkannt; ebenso aber ist alle Wissenschaft nur eine Abstraktion aus Individualwissenschaften. Wir täten gut daran uns von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen wie weit die Übereinstimmung zwischen uns Sprachforschern reicht. Wenn wir uns beispielsweise in bezug auf eine Gleichung wie *toi* > *te* oder *une* > *una* ganz einig fühlen, so besteht doch bei näherem Hinschauen die Einigkeit nur darin dafs wir für das romanische Worte dieses und kein anderes lateinisches Grundwort ansetzen, den Vorgang aber der beide miteinander verbindet, den denken wir uns in ziemlich verschiedener Weise, und selbst in der allgemeinsten Auffassung macht sich eine Zwiespältigkeit geltend, die auch einen symbolischen Ausdruck findet. Während ich nämlich die lautliche Entwickelung (wie alles sprachliche), in tieferem Sinne, mit Rücksicht auf den Zutritt neuer Faktoren, als Wachstum auffasse, fassen sie andere, in oberflächlicherem Sinne und nicht einmal so mit genügender Berechtigung (da der Wortumfang in so

vielen Fällen sich gleicht bleibt oder zunimmt), als Abnahme auf und schreiben *toi* < *te*, *une* < *una*.

Das Individuelle in der Wissenschaft ergibt sich aus Art, Grad, Zusammensetzung der ererbten und erworbenen Eigenschaften der Individuen. Ich verweise insbesondere auf die persönliche Verknüpfung nicht unmittelbar zusammenhängender Studienzweige. Oft zielt freilich solche auf die Herstellung eines der geistigen Gesundheit dienlichen Gleichgewichtes ab; die entlegenere Wissenschaft spielt dann die Rolle die sonst meistens einer Kunst zufällt. Während viele bis in ein hohes Alter wesentlich in demselben Kreis verbleiben und sich an den reichen Ergebnissen einer stets sichreren Routine erfreuen, fühlen andere schon früh eine gewisse Ermüdung über der gewohnten Arbeit und das Bedürfnis sie dauernd oder zeitweilig mit einer ganz anders gearteten zu vertauschen. Dies Gefühl trieb einst GAUSS zur Erlernung des Russischen an, und einen andern Mathematiker, H. GRASSMANN, zu gröfseren und bleibenden Leistungen, zu seinen Rigvedaarbeiten. Vielleicht gehört hierher die bei den früheren Medizinern nicht seltene Vorliebe für die alte Philologie, von der uns der Anatom HYRTL ein schönes Beispiel gewährt. Eine allgemeinere Bedeutung aber gewinnt das Zusammengehen verschiedenartiger Studien erst dann wenn sie einander auch wirklich befruchten. Befafst sich ein gewifser lebender Sprachforscher, wie ich von ihm selbst weifs, eifrig mit der Infinitesimalrechnung, so wird hier nur einer Neigung volle Genüge getan deren deutliche Spuren ich schon in seiner Darstellung sprachwissenschaftlichen Stoffes wahrzunehmen glaube, und SCHLEICHERS Anschauung von der Sprache wurde gewifs durch den innigen Umgang be-

einflufst den er, der Sohn eines Arztes, von Kindesbeinen an, mit der Pflanzenwelt unterhielt. So können und sollen wir nicht nur aus den Büchern, sondern auch unmittelbar von ihren Verfassern lernen; aber obwohl es in Nachrufen und Lebensbeschreibungen nicht an Charakterbildern von Forschern fehlt, so wird doch in der Geschichte der Wissenschaften, anders als in der der Künste und der Dichtung, die Eigenart der Schaffenden noch allzusehr im Hintergrund gelassen.

Wenn wir die verschiedenen Strömungen die in der Wissenschaft hervortreten, mit prüfendem Blicke verfolgen, so kann uns ihr Zusammenhang mit individuellen Eigenschaften nicht entgehen. Der Satz von der Absolutheit der „Lautgesetze" und der von der Klassifizierbarkeit der Mundarten sind nicht blofs äufserlich miteinander verwandt (indem die letztere eine Vorbedingung für die erstere bildet), sondern auch innerlich. Es gibt Leute die das was nur Hilfskonstruktionen sind, um die Fülle der Erscheinungen zur Erkenntnis zu bringen, als Grenzlinien in die Erscheinungen selbst hineinprojizieren und so Gesetze und Gruppen aufstellen. ... Hierin ähneln sie den bureaukratischen Geistern des alltäglichen Lebens, welche für alles das Schlagwort „Ordnung" bereit haben und im Handeln und Urteilen die Nuancen verschmähen. Es ist kein Wunder dafs eine so falsch geleitete Sorge um die Wissenschaft sich wiederholt zu der allerunwissenschaftlichsten Behauptung versteigt, ohne die Annahme absoluter „Lautgesetze" könne eine Wissenschaft von der Sprache nicht bestehen. Es fällt mir dabei stets eine Anekdote ein die ich als Knabe hörte: wie einem dänischen Staatsmann auf seine Äufserung: „Der Sundzoll darf nicht

aufgehoben werden; wie kann Dänemark ohne ihn bestehen?" von einem auswärtigen entgegnet wird: „Pourquoi exister?" Das Bedürfnis nach strenger Ordnung hat weitblickende Geister zur Einrechnung der Sprachwissenschaft in die Naturwissenschaften geführt, vor allem SCHLEICHER, und nicht erst nachdem er von HÄCKEL zum Studium des Darwinismus gedrängt worden war. Schon als Fünfundzwanzigjähriger, in seiner Habilitationsrede, wies er darauf hin dafs die Sprache wie die andern Organismen „immanenten Entwickelungsgesetzen" gehorche. Die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ist schon vor den Junggrammatikern, die ich dafür zur Verantwortung zog, von SCHLEICHER, wie nun J. SCHMIDT dargetan hat, behauptet worden, wenn er auch wohl nicht daran dachte sie chemischen oder physikalischen Gesetzen gleichzustellen. Auch M. MÜLLER scheint hier einen Prioritätsanspruch zu erheben (Die Wissenschaft der Sprache, 1892, S. IX); aber wenn seine Auffassung der Lautgesetze „fast mit Notwendigkeit" aus seiner Behandlung der Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft erfliefst, so frägt es sich doch, ob er nicht diese von SCHLEICHER übernommen hat. Bemerkenswert ist jedenfalls dafs in diesem Punkt des „platten Materialismus" (v. d. GABELENTZ, Die Sprachwissenschaft, S. 14) M. MÜLLER, der sonst und besonders neuerdings ganz andere Tendenzen zeigt, mit SCHLEICHER zusammentrifft. SCHLEICHER hat sich nun ferner das Verhältnis der Sprachen zueinander ähnlich vorgestellt wie das der Tier- und Pflanzenarten und hat Stammbäume von jenen entworfen wie DARWIN von diesen. Und nachdem neuerdings die Möglichkeit einer systematischen Begrenzung der Mundarten bestritten worden ist, hat man sie mit dem Hinweis auf die zoologischen

und botanischen Gruppen verteidigt ... Aber warum von den Sprachen zu den Tieren und Pflanzen hinüberblicken, da doch die Menschen näher liegen? Für die sprachlichen Verschiedenheiten, ihrer Art, ihrem Umfang, ihrem Ursprung nach, bieten sich als beste Parallele die leiblichen Verschiedenheiten dar, die innerhalb des Menschengeschlechts bestehen; lassen sich aber zwischen diesen feste Trennungslinien ziehen? Wenn CASTETS Rev. d. l. rom. XXXII, 309 sagt: „ne voir que des parlers ou des variétés, c'est faire exactement comme si en histoire naturelle on n'admettait ni genres ni espèces", so mufs ich ihm erwidern dafs man in der Tat beim Menschen nur Subspezies und Varietäten annimmt. Aber auch diese Parallele kann keine völlig zutreffende sein, da die Sprache eine Funktion und kein Wesen ist. SCHLEICHER fertigte das Bedenken das man hiermit gegen seine Darlegung erhoben hatte, durch einen verblüffenden Dogmatismus ab, indem er sagte (Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen, 1865, S. 10) dafs die Sprache sich zu den ihr zugrunde liegenden materiellen Verhältnissen wie die Wirkung zur Ursache, die Erscheinung zum Wesen verhalte: „der Philosoph würde sagen, sie sind identisch". Nun darf man immer nur die Individualsprache zum Individuum stellen, wie das in der Tat SCHLEICHER, Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, 1863, 2. Auflage 1873, S. 14, getan hat. Daneben aber geben er und andere der Sprache als Verkehrsmittel einer gröfseren Gemeinschaft den Namen eines Organismus, und den nicht etwa im übertragenen Sinne (in welchem ihn hier v. d. GABELENTZ, a. a. O. S. 15 gelten läfst), sondern im Sinne eines individuellen Lebewesens. Aus dieser Gleich-

setzung ist die Vorstellung von der auf- und abwärts gehenden Entwickelung, von der Jugend und dem Alter der Sprache erwachsen oder hat sich wenigstens an ihr wieder emporgerankt und gefestigt, und zwar in dem Maſse daſs mir z. B. CORSSEN den Vorwurf machen durfte in unbildlicher Weise von der Vereinfachung der lateinischen Deklination im Romanischen gesprochen zu haben (Über Ausspr. Vok. u. Bet.[2] II, 245 Anm.): „In dieser Weise 'vereinfacht' sich auch der alternde Mensch, dem die Haare ausgehen, die Zähne ausfallen, die Augen blöde, die Ohren taub und die Beine steif werden, bis der gründlichste Vereinfacher, der Tod, hinzukommt." Andere wiederum sahen in der Sprache eine anorganische Substanz; so sprach CURTIUS, mit Berufung auf das atmosphärischen Einflüssen ausgesetzte Gestein, von der „Verwitterung" der Laute. Man darf aber behaupten daſs noch heutigen Tages das Bild der Sprache als eines Individuums in der Wissenschaft fortlebt, auch da wo man es nicht erwartet und so daſs man es nicht sofort erkennt. G. PARIS nimmt in seinem Vertrag „Les parlers de France" (Rev. des pat. gallo-r. II, 161—175) ganz denselben Standpunkt ein wie ich, der ich schon 1870 nur mündlich dargetan hatte in welchem Grade der stetige Zusammenhang der romanischen Mundarten der genealogischen Klassifikation widerstrebt. Wenn er jedoch mit Nachdruck sagt: „wir sprechen Latein", so konnte er ebensogut sagen: „wir sprechen Spanisch", „wir sprechen Italienisch", ja „wir sprechen Arisch". Was wäre hiermit, was ist mit jenem gesagt? Indem G. PARIS sich gegen die eine Form der individualisierenden Anschauung wendet, verfällt er in die andere; wo manche mehrere Individuen sehen, Mutter-

sprachen und Töchtersprachen, sieht er nur eines, er meint, dafs die Sprache durch alle Abänderungen hindurch den Kern ihres Wesens so wenig ändere wie ein Individuum ... Das führt auf die Voraussetzung fester Sprachtypen, bei denen die einen wie SCHLEICHER das Lexikologische, die andern das Morphologische als den Kern ansehen. Aber mit welchem Recht werden solche vorausgesetzt? Wenn wir die gröfsten Abstände ermessen die innerhalb eines in seiner Einheitlichkeit nicht angezweifelten Sprachstammes, sei es im Raume, sei es in der Zeit, vorkommen, oder wenn wir die Mannigfaltigkeit der kleinsten Wandlungen erwägen die vor unsern Sinnen stattfinden, und deren unaufhörlicher Aufeinanderfolge ja nichts im Wege steht, so werden wir keine Schranke für die Veränderungsfähigkeit, für die Kontinuität der Sprache anzuerkennen vermögen, oder was auf dasselbe hinausläuft, wir werden die Möglichkeit einer einzigen Ursprache zugeben müssen. In einem gewissen Gegensatz zu dieser Theorie von der Unzerstörbarkeit der Sprachtypen steht eine andere, der zufolge der Zusammenhang zwischen Sprache und Volk ein schwer lösbarer ist. Wir begegnen ihr im wesentlichen ebenfalls schon bei SCHLEICHER Über die Bed. usw. S. 11 ff.; er weist der Sprache eine feste materielle Grundlage zu, welche sich gegen die vollkommene Aneignung einer fremden Sprache sträube, mit anderen Worten, die Sprache vererbe sich mehr als dafs sie erworben werde. Wo der Sprachentausch nicht abzuleugnen ist, wird er als Mundartentausch verstanden. GERLAND, der diese Ansicht von der „psychophysischen Festigkeit der Sprache" mit Lebhaftigkeit vertritt und weiter entwickelt (Über das Verhältnis der Ethnologie zur Anthropologie 1882 S. 11 ff.),

sieht sich in der Vorbemerkung zu seinem trefflichen Atlas der Völkerkunde 1892 S. 8[b] (vgl. S. 5[b] f.) veranlafst „Sprachentausch“ auch in Fällen gelten zu lassen in denen die betreffenden Sprachen nur eine gemeinsame Form besitzen. Das hat ihn schliefslich dazu verleitet eine solche Gemeinsamkeit der Form auch da anzunehmen wo von ihr meiner Meinung nach nicht die Rede sein kann, nämlich zwischen Iberisch und Lateinisch, während er früher in Gröbers Grundriss I, 332 im Gegenteil gemeint hatte dafs die baskische Sprache dem Latein „zu heterogen war als dafs es ihr hätte angepafst werden können“. Wenn die Zusammengehörigkeit des Baskischen mit dem Arischen darauf gegründet wird dafs es auch eine Flexion besitze (S. 8[a]), so hat das Wort über die Sache getäuscht: die baskische Flexion ist von der arischen grundverschieden ... Von der Ansicht dafs die Kelten sich zur Annahme des Lateins nur deshalb bequemten weil es eine verwandte Sprache war, ist es kein zu weiter Schritt bis zu der dafs die Kelten ihre Sprache überhaupt nicht aufgaben, dafs die Franzosen (und sonstige Romanen) nicht (keltisiertes) Latein, sondern (latinisiertes) Keltisch reden, und diese Ansicht hat nicht nur in früheren Zeiten, sondern bis auf den heutigen Tag eifrige Anwälte gefunden ... Diese immer erneute Empörung gegen den „Neolatinismus“ mufs natürlich nicht mit Aufgebot wissenschaftlicher Kraft niedergeschlagen, aber doch erklärt werden. Es ist eine wissenschaftliche Krankheit für die der günstige Boden in einer Schwäche oder Lücke der Wissenschaft selbst liegt. „C'est assurément un fait étrange“, sagt G. PARIS a. a. O. S. 166, „que cette substitution complète d'une langue étrangère à la langue nationale“, und vollständig

ist das Dunkel über der Romanisierung noch nicht gelichtet; man frägt warum in so manchen ähnlichen Fällen nicht ähnliches geschehen ist. Es sei hier noch an eine andere pathologische Erscheinung erinnert. Wir Sprachforscher sind alle mehr oder weniger oft durch die wüste Etymologomanie sprachgewandter und allgemein gebildeter Menschen, d. h. die Neigung ähnliche Wörter ganz verschiedener Sprachen aufs Geradewohl miteinander zu vergleichen, beunruhigt worden; wir pflegen mit Recht zu sagen dafs ihnen die wissenschaftliche Schulung fehlt, wenn wir sie aber trotz aller Anstrengung von ihren Irrwegen nicht abzubringen vermögen, so müssen wir daraus auf eine gewisse Mangelhaftigkeit unserer Wissenschaft schliefsen, welche uns ihnen nicht mit einleuchtenden Gesetzen, mit allgemeinen Tatsachen entgegentreten läfst, sondern nur mit einer auseinanderfliefsenden Überfülle geschichtlicher Einzelheiten. Sie sehen z. B. nicht ein warum zwei weit auseinander wohnende Völker, mag ihre jemalige Berührung noch so unwahrscheinlich sein, nicht ebenso gut einzelne Wörter gemeinsam haben können wie Tiermärchen oder Geräte.

Die Verbreitung solcher Anschauungen vollzieht sich auf einer sehr verwickelten psychologischen Grundlage; oft sind sie wirklich Modesache. Die von der Absolutheit der Lautgesetze gesellt sich bei manchen Gelehrten gewissen Anschauungen zu die mit ihr in innerem Widerspruch stehen; ihre Herrschaft erklärt sich grofsenteils aus dem Nichtverständnis der gegen sie erhobenen Einwände, welches ohne sie alles als Zufall, Willkür, Chaos erscheinen läfst. Diese individuelle Verschiedenheit unseres wissenschaftlichen Blickes gleicht sich nun schliefslich in heilsamer Weise aus;

das Übersehen und Falschsehen des Einen weckt die ergänzende und berichtigende Tätigkeit des Andern. Was würde denn geschehen wenn wir alle von gleicher Beschaffenheit wären und in Reihe und Glied vorrückten? Ich kann mir den Gang der Wissenschaft nur als oszillierenden denken. Von der Prüfung der individuellen Ursprünge sind wir aber dadurch nicht entbunden; jene die sie als zwecklos oder unmöglich oder frevelhaft betrachten, richten ihren kritischen Bau auf dogmatischem Boden auf, wie die Kinder die Regeln ihres Spieles sorgfältig innehalten ohne sich darum zu kümmern von wem und wozu die festgesetzt sind. Vor allem kommt es auf Selbstprüfung an, und sie vor allem wird vernachlässigt. Was nun mich betrifft, so bin ich seit lange gegenüber dem Fortgang der romanischen Sprachwissenschaft in einem gewissen Pessimismus befangen, dessen Bekenntnis sich schon bruchstückweise meinen Lippen entrungen hat ... Ich selbst glaube seine Wurzel in der Vorstellung zu entdecken die ich von dem Werte aller wissenschaftlichen Arbeit hege: der wahre Fortschritt besteht mir darin dafs die Art des Erkennens vervollkommnet, nicht darin dafs die Menge des Erkennbaren vergöfsert wird. Dieses mufs jenem untergeordnet sein; immer können wir, indem wir seitwärts gehen (oder um mit einem andern Raumbild zu reden: in die Breite), zugleich etwas vorwärts (oder in die Tiefe) gehen, denn wie die Erkenntnis eines Dinges durch die verschiedenen Augen gefördert wird, so die Lösung eines Problems durch die verschiedenen Dinge. Selbst reine Schablonenarbeit mag, wenn auch nicht, wie das allzuoft geschieht, angeregt, so doch geduldet werden, nur finde in ihr das Bewufstsein der höheren Ziele irgendwelchen Ausdruck.

Den vermisse ich meistens; man trägt „Bausteine“ zusammen, ohne Vorstellung von dem Gebäude, ohne Verwandtschaft mit dem Baumeister. Der Unterschied zwischen Vorbildendem und Nachgebildetem wird zu wenig gewürdigt; das Interesse am Stoff herrscht vor. Wenn MEYER-LÜBKE (Ltbl. 1891 Sp. 375) im Hinblick auf die romanische Lautgeschichte sagt dafs die Grundzüge fast überall klar gelegt seien, und dafs nun Monographien über einzelne Mundarten am meisten not täten, so spricht er sicherlich der Mehrzahl der Romanisten aus dem Herzen. Auch ich halte solche Monographien für ganz wünschenswert, nur gewinnen wir an der genaueren Begrenzung der Lauterscheinungen nicht allzuviel wenn uns nicht auch die Hilfsmittel zum Verständnis dieser Begrenzung geboten werden — also auf die guten Monographien die wir haben, müssen nicht gute folgen, sondern bessere, immer gründlichere und gedankenreichere. Allein unser wesentliches Bedürfnis bezieht sich nicht auf das Besondere, sondern auf das Allgemeine. Um das auseinanderzusetzen, halte ich mich an die umfassendste und vorgeschrittenste Darstellung der romanischen Lautgeschichte, an die von MEYER-LÜBKE. Entspricht sie den Anforderungen die wir an ein wissenschaftliches System zu stellen pflegen? Nein. DIEZ hatte einen doppelten Weg eingeschlagen, den von den Quellensprachen zu den abgeleiteten und den umgekehrten. M.-L. beschränkt sich auf den ersteren; seine mehr gegliederte und doch nicht sehr strenge Anordnung ist keine praktischere als die DIEZ'sche und wenn eine wissenschaftlichere, so doch keine wirklich wissenschaftliche. Eine solche mufs auf die Natur der Erscheinungen selbst gegründet sein; die

beiden andern Weisen sind für Indices zu verwenden, die durchaus nicht fehlen dürfen . . . Damit ist nicht gesagt dafs wir schon jetzt weit genug sind um ein derartiges System auszuführen. Wenn man auch für später dessen Möglichkeit leugnen will, darf man von einem innern, notwendigen Zusammenhang der in der romanischen Lautlehre gebotenen Dinge nicht reden. Der ist jedenfalls jetzt nicht wahrnehmbar. Freilich, der von Stoffhunger erfüllte Studierende, der in Einzelforschungen vergrabene Gelehrte, die suchen ihn auch nicht, sondern nur wer tiefere Anregung oder wahrhafte Befriedigung verlangt. Wir sehen uns einem Verzeichnis lautgeschichtlicher Tatsachen gegenüber, welche weniger anschaulich und begreiflich sind als irgend welche andern geschichtlichen Tatsachen (wie viel anziehender und unmittelbar lehrreicher sind selbst die Erscheinungen der Wortbedeutungs- und der Satzgeschichte!), und für die Trockenheit des Einzelnen entschädigt keine Harmonie des Ganzen. Wir haben zwar Tatsachengruppen und man hat sie auf den Namen „Gesetze“ getauft, obwohl sie, wir verstehen nicht wie, an jedem ihrer Punkte von andern „Gesetzen“ durchbrochen werden können; aber ihr Ursprung, ihre gegenseitige Beziehung, die Bedeutung ihrer räumlichen Grenzen ist uns dunkel. Welche Seite in Meyer-Lübkes Lautlehre wir auch aufschlagen mögen, wir werden seufzen: „was man nicht weifs, das eben brauchte man“ . . . Mit den Übelständen mit denen wir hier, haben wir allerdings auch anderswo zu kämpfen, mit der Unkenntnis, der Unsicherheit, der Schwierigkeit der Darstellung . . . Allein die romanischen Sprachen nehmen als wissenschaftliches Objekt eine besondere Stellung ein; sie bieten, was schon längst ausgesprochen worden ist, . . .

der Forschung so günstige Bedingungen dar wie bei weitem keine andere Gruppe. Je günstiger diese Bedingungen sind, um so geringer ist der Wert der Arbeitsleistung, bei gleich weit gesetzten Zielen; durch die lautgeschichtliche Untersuchung werden auf andern Gebieten die ethnologischen und geschichtlichen Verhältnisse der Vorzeit ermittelt, die Grundformen erschlossen — auf dem unsern sind die einen wie die andern zum gröfsten Teil unmittelbar gegeben. Und der Rest? Wer von aufsen herantritt, mufs staunen wie viele wortgeschichtlichen Fragen noch ungelöst oder in verschiedenem Sinne gelöst sind, wie breit sich jener Individualismus entfaltet, der ja nirgends gänzlich fehlt: ein *mauvais* > *malifatius* ist für den Einen unzweifelhaft, für den Andern unwahrscheinlich. Und wiederum wird wer aus dem romanischen Studienkreis in den weiteren gesamtarischen eintritt, gegen so vieles was da für mehr oder weniger ausgemacht gilt, grofses Mifstrauen empfinden. Mag es sich damit verhalten wie es wolle, jedenfalls erklärt sich aus dem verschiedenen Umfang des freien Spielraums dafs in der romanischen Lautgeschichte seit Diez keine so auffälligen und entscheidenden Entdeckungen gemacht worden sind wie anderswo, dafs kein Umschwung, nicht einmal eine allmähliche tiefergehende Umgestaltung eingetreten ist. Sollte ich das wichtigste nennen, so würde es wohl die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung des Worttons sein (insbesondere für den Wandel der Konsonanten und innerhalb der Satzphonetik), aber gerade an diesem Punkte kamen wesentliche Anregungen von aufsen, vornehmlich durch die Verner'sche Lautregel. Die grofsen und nicht allzuzahlreichen Züge die das anfängliche Bild aufwies, sind unter der fortgesetzten Anwendung

immer stärkerer Reagenzien und Mikroskope in eine Unmenge kleiner Linien auseinandergefallen die wir noch nicht als ein einheitliches Gewebe zu erkennen vermögen; kurz, wir haben nur ein glorreiches „multa, non multum". Alle Wissenschaft aber strebt, bei sorgfältigster Beobachtung des Einzelnen, nach Zusammenfassung und Vereinfachung, und der Erfolg pflegt nicht auszubleiben. Warum wollten oder sollten gerade wir uns mit hundert und aber hundert „Gesetz"chen begnügen? Den günstigeren Bedingungen der romanischen Sprachen müssen weitere Ziele entsprechen; von hier aus müssen wir zu wirklichen Gesetzen vorzudringen suchen. Dafs es trotz allen Bemühungen nicht gelungen ist den Einflufs den die vorrömischen Sprachen auf das Latein ausgeübt haben, aufser in geringem Umfang nachzuweisen, darf uns nicht entmutigen; er ist grofsenteils wohl ein sehr indirekter. Ihn ableugnen dürfen wir ebensowenig; denn wie wäre ohne ihn eine so starke Differenzierung des Lateins zu erklären? Vielleicht lenken wir vorderhand besser unsere Aufmerksamkeit auf die neueren und neuesten Verhältnisse. Es ist schwer die aufserordentlich grofse Menge von Ortsnamen, die auch dem Beschreiber nicht alle so vertraut sind dafs er nicht dann und wann über einen stolpert, mit den mannigfachsten Lauterscheinungen zu deutlichen festen Anschauungen zu verknüpfen; solche kann nur eine Reihe von Karten gewähren, an die sich Karten für die sonstigen Spracherscheinungen anreihen müssen. Diesen Sprachatlas denke ich mir schliefslich zu einem geschichtlich-ethnologischen Atlas ausgestaltet; nur dann werden die sprachlichen Begrenzungen für uns den Anschein der Zufälligkeit verlieren, uns gestatten ihre Bedeutung zu ergründen. Die

Verbreitung einer Erscheinung auf einem bestimmten Gebiet ist entweder mehr diffus oder mehr radiär, kaum durchweg das Eine oder das Andere; denn auch wenn die bewirkenden Bedingungen sich über das ganze Gebiet hin finden, wird sich doch immer eine Reihe von Ausstrahlungspunkten bilden, und auch wenn wirklich nur einer vorhanden ist, werden anderswo fördernde Umstände eingreifen die von den eigentlichen Ursachen nur gradweise unterschieden sind; ähnlich verhält es sich ja mit den Krankheiten. Hiervon abgesehen, beruht die Verbreitung auf dem Verkehr, als dessen physische Hemmnisse wir Gebirg, Sumpf, Wald und Wasser, als dessen willkürliche wir die politischen und kirchlichen Grenzen, als dessen unmittelbaren Ausdruck wir die Land- und Wasserstrafsen kennen lernen ... Wir müssen nun weiter auch die Verbreitung anderer menschlichen Lebensäufserungen, wie Tracht, Hantierung, Gebrauch, Aberglauben, berücksichtigen, nicht nur insofern sie auf einen vielleicht sonst nicht deutlich erkennbaren Verkehr zurückweisen, sondern auch insofern diese Erscheinungen selbst zugleich mit den sprachlichen in irgend einer eigenartigen Umbildung menschlichen Wesens wurzeln. Diese selbst erscheint aber an Naturbedingungen gebunden, und so greifen wir hier, wie schon bei der Betrachtung des Verkehrs, in die Anthropogeographie hinüber ...

Wenn wir nun einerseits die Sprachen der Erde mit einem Blicke zu umfassen und so eine weiteste Einheit herzustellen haben, in welcher die Verschiedenheiten der Sprachen nur als Bedingungen für die einzelnen Erscheinungen in Rechnung kommen, so müssen wir anderseits unsern Blick auf die kleinste, auf die wirkliche

Einheit konzentrieren, die Individualsprache. Dafs auch in dieser Richtung so wenig geschehen ist, das befremdet mehr als dafs in jener. Denn die unmittelbare Beobachtung vollzieht sich nur an der Individualsprache, und solange der Phonograph seine Versprechungen nicht erfüllt hat, in wirklich befriedigender nur an der eigenen. . . .

Alle Sprachforschung bewegt sich in weitem Bogen zwischen Individuum und Menschheit; sie sieht die leisesten Schwankungen bei demselben Individuum, die verschwimmenden Unterschiede zwischen zweien zu den durchgreifendsten Wandlungen, den schärfsten Unterschieden heranwachsen, und in dem Bemühen sie zu verstehen, geht sie vom psychophysischen Experiment aus und endet mit der Erwägung der natürlichen Einflüsse unter denen die Menschheit sich differenziert. Der wirkliche, der innere Fortschritt der Sprachwissenschaft scheint mir in dieser anthropologisch-ethnologischen Richtung zu liegen, nur in ihr; und sie gibt damit, d. h. indem sie die empirischen Gesetze in kausale zu verwandeln sucht, ihren eigenen Charakter nicht auf. Ich verwahre mich so gegen einen Einwand der mir aus der klassifikatorischen Betrachtung der Wissenschaft entgegendräut. So mancher stellt sich seine besondere Wissenschaft wie ein umflossenes Gebiet vor, an das ihn gleichsam natürliche Bande fesseln; über Zugbrücken macht er im Bedürfnisfall Streifzüge in die Nachbargebiete, und wiederum weist er aus was einer andern Gerichtsbarkeit zu unterstehen scheint. Wie unentbehrlich aber auch solche mehr oder weniger willkürliche Abgrenzungen für die Lehre und für den gewerbsmäfsigen Betrieb der Wissenschaft sein mögen, sie gelten nicht für die Forschung, deren Brennpunkte oft in sie hineinfallen.

Man komme also nicht mit dem beliebten „ne supra crepidam"; das gilt wirklich nur für Schuster. Um die Sprachwissenschaft haben sich bekanntlich die Natur- und die Geistes- (oder Geschichts-)wissenschaften gerissen wie in der mittelalterlichen Legende die Teufel und die Engel um die Seele des Menschen, jetzt pflegt man sie ihrem Inhalt nach zu den Geisteswissenschaften, ihrer Methode nach zu den Naturwissenschaften zu zählen, mit fast dem gleichen Rechte könnte man das Umgekehrte tun. Und nach GERLAND Geogr. Jahrb. IX, 294 würde das L. ADAM getan haben; aber in Wirklichkeit bezeichnet er die Sprachwissenschaft als halb Natur-, halb Geschichtswissenschaft die sich halb natur-, halb geschichtswissenschaftlicher Methode bediene (Rev. de ling. XIV, 395). Das unterschreibe ich wenn ich den Wortlaut so fassen darf, erstens dafs der Relativsatz keine Bestimmung, sondern eine Erläuterung enthält — denn Inhalt und Methode einer Wissenschaft müssen miteinander im Einklang stehen und Induktion und Deduktion vereinigen sich dabei im verschiedensten Verhältnis, und zweitens so dafs Natur- und Geschichtswissenschaft nicht im Gegensatz, sondern im Übergang zueinander zu denken sind — denn ich halte an der Einheit der Wissenschaft fest und vermag beispielsweise zwischen Biologie und Sprachwissenschaft keine tiefere Kluft wahrzunehmen als zwischen Chemie und Biologie.

262, 303 ff.

Im Ltbl. f. germ. u. rom. Ph. vom 4. April 1887 habe ich die Akademieabhandlung K. KRUMBACHERS: Ein irrationaler Spirant im Griechischen (1886) besprochen und hierbei eine schon 1882 von mir getane Äufserung wieder auf-

gegriffen: „Hiatustilgung annehmen heifst eine Teleologie in die Sprachentwicklung hineintragen, welche mit ihr unvereinbar ist". Diese Ablehnung teleologischer Betrachtrachtungsweise widerrufe ich nun, oder besser gesagt, ich berichtige den Ausdruck. Sie steht nämlich nur scheinbar im Widerspruch zu dem lebhaften Kampf den ich gegen die Auffassung der Sprache als eines Organismus führte; sie ist geradezu aus ihm geboren. Man hatte diesen Organismus mit eigenen Strebungen, eigenen Zwecken ausgestattet; solche konnte ich nur in den sprechenden Individuen finden und fand sie auch da, wie unter anderem mein Schriftchen: Über die Lautgesetze (1885) bezeugt. . . . In den Individuen wirken keine parallelen Teilkräfte einer allgemeinen zielstrebigen Kraft; die Einheit die eine Sprachgemeinschaft verbindet, beruht auf dem Ausgleich zwischen den Ergebnissen vielfach sich kreuzender Richtungen. Andauernde, sorgsame Beobachtung derer mit denen wir in unserer Sprache verkehren, belehrt uns wie die Aussprache eines jeden durch seinen Willen — nicht etwa blofs durch sein Temperament — eine bestimmte Färbung erhält; man will feierlich, bedächtig, vornehm, nachlässig usw. reden und überdies andere nachahmen. Dafs, besonders für den Lautwandel, auch eine ursprüngliche psychophysische Gemeinsamkeit in Betracht kommt, steht aufser Frage. Die Widersprüche aber die hier hervortreten, bleiben meistens unbeachtet, geschweige denn dafs man ihren Ursachen nachforschte. Das geschieht nur da wo die Lautentwicklung einer lebenden Sprache mit dem Aufgebot aller Gründlichkeit untersucht wird. . . . Die Hiatustilgung stellt sich [im Berberischen] der Emphase zur Seite; im allgemeinen genommen, erheischt

sie, wenn ich mich etwas barbarisch ausdrücken darf, eine individualistische Teleologie, ist unvereinbar mit einer kollektivistischen. Bei W. WUNDTS kollektivistischer Auffassung der Sprachentwicklung, die ihn die individuellen Ansätze zwar nicht gänzlich übersehen, sie aber doch den generellen gegenüber stark unterschätzen läſst, begreift man daſs er von einer teleologischen Betrachtungsweise des Laut- wie des Bedeutungswandels nichts wissen will.

785, 10 ff.

II. ETYMOLOGIE UND WORTFORSCHUNG.

Es kommt oft vor dafs wir uns über die von andern zutage geförderten Herleitungen unbefriedigt aussprechen, ohne doch in ihnen einen Verstofs gegen die Herleitungskunst nachzuweisen. Natürlich kann dies keine blofse Geschmackssache sein, um so weniger, als uns zuweilen sogar unseren eigenen wortgeschichtlichen Versuchen gegenüber ein ähnliches Mifstrauen beschleicht; es mufs in irgendwelcher versteckteren Unvollkommenheit der Kunst selbst liegen. Die wesentlichste und im angegebenen Sinne fruchtbarste scheint mir nun die zu sein dafs eine viel ängstlichere Prüfung der lautlichen Übereinstimmung als der begrifflichen vorgeschrieben ist. Wir lächeln über die Etymologen früherer Zeit, welche in Hinsicht auf das Lautliche sich jede Art von Ähnlichkeit als beweiskräftig genügen liefsen; aber wir verfahren heutzutage in Hinsicht auf das Begriffliche kaum besser. Die Gesetzmäfsigkeit ist — dem Ausdruck „Lautgesetze“ und der ihm entsprechenden Auffassung zum Trotz — auf dem einen Gebiet eben so grofs wie auf dem andern, wenn auch für uns nicht eben so greifbar und darstellbar. Es mufs aber in einem Atem hinzugesetzt werden dafs wir kaum noch angefangen haben Überblicke über die Geschichte der Bedeutungen innerhalb der einzelnen Sprachen zu gewinnen. Doch dürfen wir deshalb weder hier noch dort unsere Hoffnung auf Ergebnisse von mathematischer Absolutheit richten; alle unsere etymologischen Operationen tragen das Gepräge der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ich meine nun dafs aus dem Wahrscheinlichkeitsgrad der lautlichen und dem der begrifflichen Seite die Gesamt-

wahrscheinlichkeit herausgerechnet werden mufs ohne dafs jener eine ständige Erhöhung erfährt.

226, 527.

Das [„Zusammenstellungen“ statt „Herleitungen“ zu bieten] liegt im Wesen der etymologischen Forschung begründet, deren schwierige Probleme die Kenntnis einer solchen Fülle von Einzelheiten fordern dafs sie sich fast nie von einem Einzigen in völlig abschliefsender Weise bewältigen lassen und auch die bescheidenste, wenn nur den methodischen Prinzipien nicht widersprechende Mithilfe nicht verschmäht werden darf. Hauptsächlich gilt dies bei der Untersuchung der Lehnwörter, wo nicht selten mehr, ja weit mehr als zwei ganz verschiedene und daher kaum von einem Sprachforscher zugleich beherrschte Sprachgebiete in Frage kommen. Aber wenn ich ein Wort mit einem andern nur „zusammenstelle“, so braucht dies nicht aus einer subjektiven, es kann auch aus einer objektiven Rücksicht geschehen. Oder vielmehr, ich kann ein Wort mit mehreren anderen zusammenstellen nicht blofs im Hinblick auf die verschiedenen Möglichkeiten der Herleitung, sondern auch im Hinblick auf die Möglichkeit der Herleitung aus verschiedenen Wörter zugleich, d. h. einer Mischung. In manchen Fällen läfst sich letztere wirklich erweisen; wo wir aber den Verlauf der Fäden nicht mit Sicherheit verfolgen können, da wird es sicherer sein zu bestimmen ob wir es mit getrennten oder mit verschlungenen zu tun haben. Eine solche Mischung von Wörtern kommt in allen Graden und Arten vor; je tiefer wir in das Leben der Sprachen eindringen, um so be-

deutungsvoller wird in unsern Augen die Rolle die sie hier spielt. 242, 88 f.

[THOMAS sagte anläfslich der Etymologie von frz. *trouver*:] „Wenn *turbare* die lautliche Prüfung nicht bestehen kann, so ist es tot“. Gewifs; aber ebenso gewifs ist *tropare* tot wenn es die begriffliche Prüfung nicht bestehen kann. . . . Hier [Essais de philologie française S. 170 ff.] spricht er von Homonymen wie *cousin* . . . und behauptet dafs die geschichtliche Phonetik uns zeige, *cousin* „Mücke“ komme von lat. *culex*, *cousin* „Vetter“ von lat. *consobrinus* usw. und dafs „also“ die Phonetik für sich, unabhängig von der Bedeutung der Wörter bestehe, die Semantik aber sich in enger Abhängigkeit von der Phonetik befinde, welche ihr den Rohstoff liefere den sie verwende. Das gerade Gegenteil hiervon ist wahr. Wenn wir nicht wüfsten was *cousin*, *culex*, *consobrinus* bedeuteten, so würden wir nie und nimmermehr das erste auf die beiden andern Wörter zurückführen; die Phonetik arbeitet hier unter der Oberleitung der Semantik. Und, im besondern, wenn *consobrinus* nicht die gleiche Bedeutung hätte wie *cousin*, sondern eine wesentlich abweichende, die aber doch die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen beiden nicht ausschlösse, auf Grund welcher lateinisch-französischen „Lautgesetze“ würde man *cousin* aus *consobrinus* abgeleitet haben? Oder ein solches *consobrinus*, wenn es nicht literarisch bezeugt wäre, erschlossen haben? . . .

Es ist nicht übel wenn man sich in eine ferne Zukunft versetzt und von dort aus das eigene Treiben zu beurteilen versucht. Sollten wir Etymologen uns dann nicht vorkommen wie Leute die mit gesenktem Blicke am

Meeresstrand dahinwandeln und hier und da ein merkwürdiges Geschenk der See zu näherer Prüfung emporheben, ohne aufeinander sonderlich zu achten, sie müfsten denn mit den Köpfen zusammenstofsen? Je weiter das Wörterbuch von Diez hinter uns liegt, um so mehr bewundere ich es; ich fühle die stille und innige Freude nach wie sie uns zuteil wird wenn wir aus dem Morgennebel heraus dunkle, zerstreute Flecken zu einer hell beleuchteten Gebirgsmasse sich vereinigen sehen. Es ist der Kern des romanischen Sprachschatzes der vor einem halben Jahrhundert in seinem Werden uns vorgeführt wurde; Diez selbst fügte der zweiten und dritten Auflage viele neue Artikel hinzu, und seitdem sind eine Menge von etymologischen Fragen, zum Teil in glänzender Weise, gelöst worden. Aber kommt es wirklich nur darauf an von einem Tausend Nummern zum andern zu steigen, von achttausend auf zehntausend, von zehntausend auf zwölftausend und so fort? Sollen wir einfache Nachleser sein? Mit nichten. Die wissenschaftliche Arbeit hat sich stets zu verjüngen, sie vermag auch, wenn sie sich mit altem Stoffe beschäftigt, ihm neue Seiten abzugewinnen. Was so begonnen werden mufste, brauchte nicht so fortgesetzt zu werden. Wir sollen uns nicht an den vom Zufall uns zugewehten Wörtern genügen lassen, und andere sich nicht an unsern „chips and chops", wir sollen mit Bedacht wählen und unser Augenmerk auf Grofses und Zusammenhängendes richten. Dieser Zusammenhang kann nicht durch den Laut, sondern nur durch den Begriff bestimmt werden, und zwar in einer doppelten Ausdehnung, in der Tiefe und in der Breite. Innerhalb der einzelnen Mundart werden wir die Wörter gleicher innerer Artung

oder gleicher Gebrauchsgeschichte zusammenfassen; aus allen verwandten Mundarten werden wir die Ausdrücke für die gleichen Begriffe sammeln. Und dann werden wir bald formale Übereinstimmungen entdecken die der rein lautgeschichtlichen Betrachtung entgangen wären, bald parallele Begriffsentwicklungen, bald wiederum ganz divergierende. Wenn aber auch im letzten Falle die etymologische Forschung selbst nicht gefördert wird, so doch jede weitere Erkenntnis der auch sie untergeordnet ist. Das Auseinanderweichen der Laute füllt die Sprachgeschichte nicht aus; das Auseinanderweichen der Ausdrucksweisen verdient nicht minder eine systematische Betrachtung, gerade weil sich das eine Geäste so vielfach mit dem andern kreuzt. Dabei mufs von dem Anschauungsunterricht der Kleinen etwas in die Forschung der Grofsen übertragen werden; nicht immer sind die Worte vor die Dinge zu stellen, sondern auch die Dinge vor die Worte, also dahin wo sie von Anfang an gestanden haben. Ich denke nicht dafs ich mich mit dieser meiner Auffassung ganz allein befinde. . . . In diesem Sinne sind die Untersuchungen OSTHOFFS gehalten, die ich daher mit aufrichtiger Genugtuung begrüfse. Allerdings denke ich dafs auch in der etymologischen Wissenschaft wie in aller Sprachwissenschaft den Romanisten die Leitung zukommt, weil sie in den Besitz der festesten Mafsstäbe und der feinsten Werkzeuge gelangt sind; die andern werden durch die Weite der Horizonte entschädigt innerhalb deren sie zu immer wichtigeren Entdeckungen schreiten. . . . Es wären freilich entsprechende Vorarbeiten für die einzelnen Mundarten nötig; wir haben deren noch zu wenige, und auch diese sind zum Teil recht ungenügend. . . . Wenn der-

einst der romanische Wortschatz in zweckmäfsigster Weise gebucht ist, dann werden Gedächtnis und Scharfsinn in der etymologischen Forschung eine weit geringere Rolle spielen als heutzutage. Es ist etwas entmutigend zu denken dafs unsere Arbeit dann zum grofsen Teil als eine überflüssige erscheinen wird, etwa so wie uns die Ménages — oder bildet diese wirklich eine unerläfsliche Vorstufe für die unserige? Ich sehe, angesichts der Nachwelt, keinen Trost für uns darin dafs wir das und jenes Gute, sondern nur darin dafs wir unser Bestes getan haben. 421, 389 ff.

Was wir eine Etymologie nennen, ist nichts als eine mehr oder weniger abgekürzte Wortgeschichte, und eine Wortgeschichte wiederum bildet keinen festen Ausschnitt aus der gesamten Sprachgeschichte, sondern verfliefst ohne bestimmte Grenzen in andere Wortgeschichten. Wenn trotz der verhältnismäfsig grofsen Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit mit welcher sich die Entwicklung des Lateinischen zum Romanischen uns darstellt, die Meinungen über die Herkunft so vieler romanischen Wörter weit auseinandergehen, so beruht das hauptsächlich eben darauf dafs der für eine etymologische Untersuchung zu verwertende Stoff sich in mannigfachster Weise begrenzen läfst. Das aber tritt deshalb kaum ins Bewufstsein weil die Annahme oder Ablehnung irgendeiner Etymologie zu sehr wie eine Geschmacksentscheidung zu erfolgen pflegt. Nun besitzt gewifs auch unter den Männern der Wissenschaft der Geschmack des einen nicht denselben Wert wie der des andern; aber da er überall auf einer Summe allgemeiner und besonderer Erkenntnisse beruht, so ist es besser dafs diese sich unmittelbar mit Bezug auf den

bestimmten wissenschaftlichen Fall entfalten, als dafs auf dem unsicheren Umweg über die Persönlichkeit das Urteil der übrigen beeinflufst werde: Es soll damit nicht gesagt werden dafs jeder Einfall eines jeden eine eingehende Erörterung verdiene, aber innerhalb gewisser Schranken, über die man sich leicht einigen wird, mufs ein strengeres Beweisverfahren durchgeführt werden. Es ist jede etymologische Frage in eine Reihe von Unterfragen zu zerlegen und Beweis und Gegenbeweis zunächst für diese zu erbringen. Die lautliche und die begriffliche Entwicklungsreihe sind in ihrer Kontinuität zu verfolgen, die verschiedenen hypothetischen Elemente an den stützenden Analogien abzuschätzen und dann insgesamt ihrer Qualität und Quantität nach gegen die unmittelbar gegebenen Elemente abzuwägen und schliefslich das Wertverhältnis der einen Etymologie zu allen andern die von dem betreffenden Worte vorgebracht worden oder vernünftigerweise denkbar sind, zu bestimmen, indem ja das Wahrscheinliche durch das Wahrscheinlichere herabgedrückt, das nicht besonders Wahrscheinliche durch das Unwahrscheinlichere emporgehoben wird. . . .

Bei dem Bemühen möglichst reichlichen Stoff für solche etymologischen Untersuchungen herbeizuschaffen, erkennen wir wieviel Stoff überhaupt uns noch mehr oder weniger unzugänglich ist. Wenn dereinst der geplante Thesaurus der Latinität vollendet sein wird, und wenn die Wortschätze der noch jungfräulichen romanischen Mundartengebiete gehoben und die aller in grofse Repertorien eingeordnet sein werden, dann werden sich unzählige Aufgaben von selbst lösen in deren Lösung wir jetzt nicht übereinkommen. Dafs wir beim Etymologisieren so viel

nur vorläufige Arbeit zu verrichten uns bewufst sind, das mag uns dazu bestimmen hierbei dem Geschmacke in der angedeuteten Weise die Vorherrschaft einzuräumen. Aber ein Abschlufs wird auch dann in Bezug nur auf die tatsächlichen Zusammenhänge sich erreichen lassen; die Probleme deren Gegenstand die wirkenden Ursachen sind, werden nur zurückgezogen werden, aus der Geschichte des Gesprochenen in die Geschichte der Sprechenden. Zu Beginn einer der feinsinnigsten lautgeschichtlichen Betrachtungen die neuerdings ans Licht getreten sind (Arch. glott. ital. XIII, 452 ff.), hebt der Verfasser, Ascoli, „die Gleichheit der Bedingungen" hervor unter denen sich in einer bestimmten Sprache ein Laut oder eine Lautgruppe befinde. Eine solche aber gibt es gar nicht; sie läfst sich weder unmittelbar noch an den Wirkungen erkennen, wir sehen überall Verschiedenheit der Bedingungen und bald die allergröfste ohne Wirkung, bald die allerkleinste mit Wirkung. Die Erklärung hierfür kann nur in der Natur und den Umständen der Sprechenden gesucht werden, und so erscheinen hinter dem breiten und niedern Vordergrund der heutigen Studien die nebelhaften Umrisse fernen Gebirges. Dafs alles was wir schaffen, in dem einen oder dem andern Sinne unfertig, durch anderes gleicher Art zu ersetzen oder in höhere Art umzuwandeln ist, das darf uns nicht entmutigen; es mufs uns im Gegenteil dazu anspornen nicht auch Unfertiges zu schaffen, was es nicht zu sein braucht, nirgends hinter dem schon Geleisteten zurückzubleiben. 317, 1 ff.

... Von einem solchen Spaziergang — wenn ich mich einer modernen Redewendung bedienen darf — wie dem

um das Wort *sapidus* herum, bei dem man nach rechts und links abschweift, wird man manches Unerwartete heimbringen. Ich mufs aber angesichts der instinktiven Abneigung welche viele einer derartigen starken Häufung des Stoffes entgegenzubringen scheinen, nachdrücklich darauf hinweisen dafs nie durch das Zuviel, nur durch das Zuwenig ein methodischer Fehler begangen werden kann. Wie eine jede Arbeit mit rohen und versuchsweisen Operationen beginnt, so wird man, um die Herkunft eines Wortes zu ermitteln, zunächst alles was ihm innerhalb gewisser räumlichen und zeitlichen Grenzen ähnlich ist, um dasselbe gruppieren und daraus dann nach Mafsgabe der schon gewonnenen sprachgeschichtlichen Erkenntnisse einen mehr oder weniger grofsen Teil ausscheiden; das Übrigbleibende bildet den Gegenstand der eigentlichen Untersuchung. Oft, ja meistens wird man von vornherein erkennen dafs auch diese Masse keinen einheitlichen Charakter besitzt, aber nicht zu gleicher Zeit in wie viel und welche Gruppen sie zerfällt. Es versteht sich von selbst dafs wir die Trennungslinien in ihrer Gesamtheit herstellen müssen, dafs wir uns nicht mit einer teilweisen Lösung der Aufgabe begnügen dürfen; denn mag eine solche so ansprechend sein wie sie will, eben als eine nur teilweise läuft sie Gefahr eine unrichtige zu sein. Haben wir als Kinder bei der Patience, dem Zusammensetzspiel nicht oft frohlockt wenn wir Stück an Stück aneinander schoben, bis uns die zurückbleibenden, nicht unterzubringenden Stücke davon überzeugten dafs wir auf falscher Fährte waren? . . . C. NIGRA leitet . . . das *lauelj* [,Eidechse'] piemontescher Mundarten und das gen. *lagö* von **aboculus* mit vorgesetztem Artikel her. . . . dem

schwachen Anklang von *lauelj* usw. an die dortigen Vertreter von *oculus* und **aboculus* ... schenkt er lieber Gehör als allen sonstigen Anklängen, dem des gen. *lagö* an *ligör, leguro, languro, algur* anderer oberitalienischer Mundarten ... usw. Kurz, wenn wir die romanischen Eidechsennamen ... nach ihrer geringern oder gröſsern Ähnlichkeit landkartenartig ordnen, so ergibt sich die kleine NIGRAsche Gruppe als ein willkürlicher Ausschnitt. Die Beschränkung des Untersuchungsstoffes beruht hier vor allem auf einer Vorausnahme des Untersuchungsergebnisses, zugleich aber auf einer örtlichen Umgrenzung; sie könnte auf dieser allein beruhen, aber auch auf dem oder jenem andern Präjudiz, z. B. auf einer sehr engen Auffassung dessen was man unter Ähnlichkeit zu verstehen hat. Immer und überall hilft dabei das Bedürfnis nach Arbeitserleichterung nach: bei zwei oder drei Wörtern werden wir weit eher ins Reine darüber kommen ob und wie sie miteinander zusammenhängen, als bei der doppelten Anzahl, und ebenso werden wir andern es weit leichter auseinandersetzen. Man rühmt nicht selten die Klarheit und Einfachheit der Darstellung, wo sie eigentlich nur auf der Ausschaltung integrierender Elemente beruht; eine solche ist wohl für die lehrhafte, nicht aber für die prüfende Darstellung zulässig. Wenn die von mir dargelegte Entwicklung von *sapidus* im Romanischen allgemein anerkannt sein wird, dann kann man sie durch den Hinweis auf die mehr oder weniger parallele von *tepidus* veranschaulichen und einprägen; er hatte nicht ausgereicht irgend jemanden auch nur von der Möglichkeit jener Entwicklung zu überzeugen.

335, 1 ff.

Wie wir, um den Ursprung eines dunklen Wortes zu finden, es lautlich nach allen Seiten wenden, so auch begrifflich, und wenn es sich um Sachen handelt, dann gleichsam diese selbst; wir suchen Ähnlichkeiten festzustellen die die Namengebung bestimmt haben können. Bei diesem Verfahren zeigen sich nun starke Abweichungen zwischen uns Forschern, und zwar um so mehr als die Umstände der Namengeber, die ja dabei von der gröfsten Wichtigkeit sind, sich meistens unserer Kenntnis entziehen. . . . Dafs mit den Vorstellungen von den Dingen und mit den Dingen selbst sich die lautlichen Sinnbilder der Vorstellungen ändern, ist etwas Natürliches oder vielmehr ist es das Natürliche. Diese Veränderungen gehen nun zum Teil so vor sich dafs ein Wort das andere nicht gänzlich verdrängt, sondern überschichtet, dafs beide, oft in sehr ungleichem Verhältnis, sich miteinander mischen, wofür die sehr unpassende Bezeichnung „Kontamination“ aufgekommen ist. Man läfst sie, wenn man die Geschichte der Wörter studiert, nicht ganz aufser acht, aber man zieht sie doch nur widerwillig, aushilfsweise heran, als die Brecher oder Hemmer der „Lautgesetze“. Das erklärt sich aus der Natur unseres Erkenntnisvermögens, nicht aus der der Dinge selbst. Der eine Faktor ist nicht mächtiger als der andere; aber während wir die Wirkungen des einen in Paragraphen, Tabellen, Formeln zusammenzufassen vermögen und solche Zusammenfassungen uns immer wiederholen und festigen, zerfliefsen uns die des andern gleichsam in der Hand, die immer nur ein Einzelnes zurückbehält. Kaum irgendwo hat man auch nur versucht die gesamten Erzeugnisse der anscheinenden Gesetzlosigkeit planmäfsig und übersichtlich zu ordnen. 444, 610 ff.

Hinter dem Bilderatlas erblicke ich das Museum. Sprachforscher die wie ich ihre Wissenschaft als einen Zweig der Völkerkunde, freilich den wichtigsten betrachten, finden sich durch den Besuch ethnographischer Museen in ganz eigentümlicher Weise angeregt und erleuchtet. Wir bekommen da nicht, wie jemand scherzen möchte, nur undeklinierte Substantive zu Gesicht; auch im Ruhenden werden Tätigkeiten bis zu einem gewissen Grade veranschaulicht, Szenen aus dem alltäglichen wie dem festlichen Leben des Volkes in Rundbildern dargestellt und dadurch uns viele sachliche Beziehungen erst klar gemacht und mit ihnen wiederum sprachliche Beziehungen. Die romanischen Länder besitzen nur wenig Museen im Dienste der einheimischen Ethnographie. . . . Es mögen Museen als Mittelpunkte immer weiterer Gebiete ins Leben treten, Provinzialmuseen, Landschaftsmuseen und endlich in Rom ein Museum welches alles Italienische in gedrängter Übersicht darbietet. Vielleicht wüchse sich dieses einmal zu einem **romanischen Museum** aus; ein Luftschlofs! hör ich rufen, aber ein wenig mufs man auch Luftschlösser träumen, wenn man wirkliche Schlösser bauen will. Begründeter als die panlatinische Schwärmerei gewisser Politiker ist doch der Wunsch des Forschers irgendwie die Romania als Ganzes schauend zu umspannen, die Zusammenhänge ihrer bunten Mannigfaltigkeit mit Augen zu verfolgen. Unsere romanische Sprachwissenschaft macht erfreuliche Fortschritte, aber vor allem im Feststellen und Beschreiben; das Erklären beschränkt sich immer noch zu sehr auf einzelne Erscheinungen, die Mundarten sind uns kaum mehr als geographische Begriffe — was uns not tut, ist ethnographische Vertiefung. 474, 324 f.

Bei Wortentlehnungen kommt es nicht nur auf den Ort und auf die Zeit an, sondern auch auf die Art und Weise. Das ist ja ohne weiteres begreiflich dafs die Strahlen einer Sprache die in eine andere einfallen, eine gewisse Brechung erfahren; die Aussprache ändert sich ab gemäfs den verschiedenen Lautsystemen, und die Bedeutungen insoweit als auf beiden Seiten nicht die gleichen Dinge oder Begriffe vorhanden sind. Hierzu kommt aber etwas was wir täglich in der Sprache der Ungebildeten beobachten und was wir doch bei der wissenschaftlichen Betrachtung nicht hinlänglich berücksichtigen: die Entsprechung ist nicht blofs aus Notwendigkeit einigermafsen ungenau, sie kann durch zufällige Umstände geradezu unrichtig werden. Man mifshört das Wort und man mifsversteht es. Dafür lassen sich nun schwer bestimmte Belege geben; denn meistens sind dann noch andere Möglichkeiten offen. . . .

Solche Fälle in denen man die überlieferte Bedeutung eines Wortes durch eine ähnliche ersetzt oder mit einer ganz andern verwechselt [z. B. bask. *letranta* ‚elegant' aus südfranz. *letrat* + *elegant*], leiten, und zwar in allen Sprachen, zu solchen Fällen über in denen man das Wort, äufserlich genommen, wohl kennt, aber nur mit einer unvollkommenen und verworrenen Vorstellung verknüpft, und selbst wenn man es mit der einen oder der andern Verbindung richtig gebraucht, nicht zu definieren imstande ist. Wir scheinen damit auf ein fremdes Gebiet zu geraten; wenigstens liegt hinter den Beobachtungen die man hierüber — und zwar in sehr bescheidenem Ausmafs — bisher gemacht hat, ein Interesse hervorragend praktischer Art, das für die Volksbildung. Man hat bald Rekruten, bald Grofsstadt-

kinder, bald Arbeiter und Bauern — so in dem ... Buch des Ehepaars CARRARA-LOMBROSO: „Nella penombra della civiltà" — nach ihren Kenntnissen befragt: was sie über Napoleon oder über Bismarck gehört, ob sie je eine Eiche oder eine Lerche gesehen haben, ob sie Weizen und Gerste voneinander unterscheiden können, ob sie wissen was ein „deputato" und eine „colonia" ist. Die Ergebnisse werden auch die Aufmerksamkeit des Sprachforschers erregen, hauptsächlich ihn aber davon überzeugen dafs, sollten sie für ihn wirklich fruchtbar sein, die Untersuchung in ganz anderer Weise geführt werden müfste. Es würden dann nicht blofs „grauenerregende" Tatsachen enthüllt werden; die Dame welcher der Maschinenarbeiter und der Bauer unzutreffende Antworten auf die Fragen nach „Abgeordneter" und „Kolonie" geben, würde ihnen vielleicht die Antwort auf die Frage nach „Regulator" oder „Pflugsterz" ganz schuldig bleiben. Wie es keine zwei Menschen gibt die einen Wortschatz von ganz gleichem Umfang besitzen, so ist die Verschiedenheit dieses Umfangs zwischen den örtlich nicht getrennten, gesellschaftlichen Gruppen sehr grofs; und die Randzonen der einzelnen Wortbesitze verdienen nach Möglichkeit studiert zu werden. Wenn sich mit der Volkszählung eine Volksprüfung, sei es auch nur bezüglich weniger Punkte, verbinden liefse, so würden wir schon daraus Aufklärung über manche sprachlichen Erscheinungen gewinnen. 504, 56f.

Der Sprachforscher hat nicht nur zu untersuchen woher die Wörter kommen, sondern auch wohin sie gehen.
836, 257.

SACHEN UND WÖRTER.

I.

Dafs Sache und Wort in innigster Beziehung zueinander stehen, ist nie verkannt worden; der einsprachige Ungebildete vereinerleit sie sogar und der Name einer Person mufs nicht selten sie selbst in ihrer Leiblichkeit vertreten. Anderseits hat man das Band welches Sache und Wort verknüpft, oft lang ausgezogen und stark verdreht. Doch nicht von alltäglichem Gebrauch oder Mifsbrauch habe ich hier zu reden, sondern nur von Lehre und Forschung.

In einer einheitlichen Sprachgemeinschaft ergibt sich die Gleichsetzung von Sache und Wort ohne weiteres. Kommt eine fremde Sprache ins Spiel, so wird übersetzt und dann täuscht man sich zunächst über die mehr oder weniger zahlreichen, meistens aber nicht allzu starken sachlichen Unstimmigkeiten hinweg. Stofflich geordnete Glossare gewähren manche Aufklärung, die in alphabetisch geordneten vermifst wird. W. WACKERNAGEL hat nicht unrecht wenn er sagt: „Der vorzüglichste Weg auf welchem das Mittelalter, nicht ohne Glück, den Unterricht in den Sachen mit dem in den Worten gesucht hat, zu vereinigen, war die Abfassung enzyklopädischer Wörterbücher". Mit diesem Satze beginnt er die Vorrede zu seiner Ausgabe des Vocabularius optimus (14. Jahrhundert) 1847, und aus dessen kurzer Einleitung selbst erscheint mir folgende Stelle der Wiedergabe wert: „Noscitur autem universale per intellectum duobus modis vel quo ad quid nominis vel quo ad quid rei. Quid rei cognoscitur, per eius principia essencialia prius nota. Quid nominis autem noscitur cum apprehenditur quid significatur per nomen dum scilicet significatum diccionis innotescit intellectui". In manchen

mittelalterlichen Glossaren verrät sich das Bedürfnis nach gröfserer Deutlichkeit durch mehr oder weniger rohe Skizzen der Gegenstände, bis endlich in dem „Orbis sensualium pictus (. . . pictura et nomenclatura)“ des COMENIUS von 1658 das Bild systematisch dem sprachlichen Zweck dienstbar gemacht wurde. Auf diesem Wege sind wir beständig fortgeschritten und unsere Zeit könnte sich in umgekehrtem Sinne wie die ein Jahrtausend frühere als die des Bildersturmes bezeichnen. Die Fibeln in denen das Kind den Buchstaben A, die Bilder und Wörter Affe und Apfel miteinander assoziieren lernt, sind schon ein Stück Altertum. Der Anschauungsunterricht hat sich auf die fremden Sprachen erstreckt; die Muttersprache wird dabei als Hemmnis empfunden und, so weit es geht, durch die Sachen oder Abbildungen davon ersetzt, dank hauptsächlich den Bemühungen FELIX FRANKES. Zugleich hat sich der Bilderschmuck der einsprachigen enzyklopädischen Wörterbücher („enzyklopädisch“ wird gelegentlich durch „Wörter und Sachen“ umschrieben) in erstaunlicher Weise vermehrt und vervollkommnet. An erster Stelle steht der Nouveau Larousse; er ist dem Sprachforscher nützlicher als unsere Konversationslexika, indem er ihm weit mehr Sachen zur Anschauung bringt, auch die kleinsten und alltäglichsten, und zwar in ihren verschiedenen Spielarten. . . .

Stehen nun hier auch überall praktische Ziele im Vordergrund, die Wissenschaft wird immer beteiligt sein; die Beobachtung wird um so sorgfältiger und erschöpfender, die Beschreibung um so klarer und angemessener je mehr sie von ihrem Geiste durchdrungen sind. Sie erhebt sich aber schliefslich über die Tatsachen, um sie in ihrem Zu-

sammenhang zu erkennen; sie offenbart sich als Forschung. Sachforschung und Wortforschung sind nicht immer Hand in Hand gegangen, sie sind aber auch nie wirklich miteinander zerfallen gewesen, sie haben sich stets unter dem Mantel der Philologie zusammengefunden. Seit Anbruch der neueren Sprachwissenschaft sind sie sich einander noch näher gerückt, und zwar ist das vornehmlich der Sachforschung zugute gekommen, doch wiederum in einer bestimmten Richtung, der der „linguistischen Paläontologie“, wie sie von O. SCHRADER u. a. vertreten wird. Die Wortforschung ist gegen die Einwirkung von der anderen Seite immer noch zu sehr durch die „Lautgesetze“ anästhesiert. Ein Fortschritt im allgemeinen Sinn wird nur dadurch erzielt daſs Sachforschung und Wortforschung nicht bloſs, wenn auch hilfsbereit, nebeneinander stehen, sondern daſs sie sich durchdringen, sich miteinander verflechten und zu Ergebnissen zweifacher Art führen. Kurz, das und in „Sachen und Wörter“ verwandele sich aus einem Additionszeichen in ein Multiplikationszeichen; es entwickle sich eine Sachwortgeschichte. Wie das zu verstehen und wie es zu ermöglichen ist, will ich im folgenden versuchen darzulegen. Beides ist nicht leicht. Das eine nicht, weil bei der Berührung irgendeines Punktes die ganze Sprachpsychologie und Sprachphilosophie mitzuschwingen scheint, und doch können wir uns nicht damit begnügen „Bausteine“ zu liefern in denen nicht schon der Plan des ganzen Baues irgendwie zum Ausdruck käme. Auch eine „Vorarbeit“ — von bloſsen Sammlungen abgesehen — soll etwas von der Geschlossenheit einer Arbeit besitzen, ist ja doch umgekehrt jede Arbeit im Grunde eine Vorarbeit. In Bezug auf das 'andere scheint GRAEBNER's Methodik der Ethno-

logie sich zu empfehlen. Aber in wie bewundernswerter Weise sie auch alles vorsieht, eine vollkommene Hodegetik schliefst sie nicht ein. Eine solche gibt es überhaupt nicht. Pfähle und Baken können den Schwimmer vor Verirrung und Gefahren behüten, aber ob er das Ziel erreicht, das hängt nur von seiner eigenen Kraft und Kunst ab. Und das sieht ja GRAEBNER selbst ein und gesteht es ein am Schlufs der Einleitung wie am Schlufs des Ganzen.

So bleibt es denn das geratenste den Mittelweg einzuhalten und zunächst nicht allzu spekulativ, schliefslich nicht allzu normativ zu sein.

II.

Wie einem Sein oder Geschehen der Satz, so entspricht einer Sache das Wort; nur ist die Beziehung nicht umkehrbar. Ich kann fragen: wie heifst diese Sache? Ich mufs fragen: was bedeutet dieses Wort? Die Sache besteht für sich voll und ganz; das Wort nur in Abhängigkeit von der Sache, sonst ist es ein leerer Schall. Die Etikette an einer Pflanze oder an einer Weinflasche kann mich nichts lehren wenn sie von dem Platze an dem sie befestigt war, sich verirrt hat; die Pflanze und der Wein sind auch ohne Etikette einer gründlichen Erkenntnis zugänglich; der Spruch: „Nomina si nescis, perit et cognitio rerum“, von LINNÉ mit gutem Grunde zitiert, gilt nur in einem beschränkten Sinne. Also im Verhältnis zum Wort ist die Sache das Primäre und Feste, das Wort ist an sie geknüpft und bewegt sich um sie herum.

Wir dürfen hier ebensogut von Ding wie von Sache reden; beide deutsche Ausdrücke besitzen gleichen Wert,

wenn auch nicht ganz gleiche Gebrauchsweise; der Romane hat dafür nur einen: *cosa*, *chose*. Sache bezieht sich auf Geschehnisse und Zustände wie auf Gegenstände, auf Unsinnliches wie auf Sinnliches, auf Unwirkliches wie auf Wirkliches. Gegenüber dem Worte *Kentaur* ist die Vorstellung von einem Kentauren die Sache, wo also Sache im relativen Sinne gebraucht wird. Vorstellungen und Wörter sind stets auch Sachen im absoluten Sinn, demnach das Wort *Kentaur* gleichfalls eine Sache, nicht anders wie das Bild eines Gegenstandes selbst ein Gegenstand ist. Hier bleibt kein Raum für einen Prioritätsstreit, denn es ist selbstverständlich dafs etwas dasein mufs, bevor es bezeichnet, benannt, abgebildet, symbolisiert werden kann, mögen auch die Mittel mit denen das geschieht, vorher anderen Zwecken gedient haben.

Nun spielen aber die Vorstellungen bei dem Verhältnis zwischen Sachen und Wörtern nicht blofs eine gelegentliche, sondern eine regelmäfsige und notwendige Rolle. Wie zwischen Tatsache und Satz der Gedanke, so steht zwischen Sache und Wort immer die Vorstellung (wofern sie nicht jene mitvertritt) oder wie die Scholastiker des Mittelalters sagten: „Voces significant res mediantibus conceptibus". Das erweist sich von der gröfsten Wichtigkeit, wenn wir aus der Betrachtung des Ruhestandes in die der Entwicklung übertreten.

Wiederum erst aus dieser erklärt sich das Bestehen von Synonymen und Homonymen. Es folgt nicht aus dem Wesen der Sprache an sich; als Ideal für eine Weltsprache gilt dafs jedes Wort nur eine Bedeutung, jede Sache nur eine Bezeichnung habe. Jene beiden Ausdrücke brauche ich im weitesten Sinn und sehe bei den Homonymen von

der Verschiedenheit des Ursprungs ab, über die ja oft in der einen oder anderen Hinsicht Unklarheit besteht. Der Klarheit würde freilich am besten gedient sein wenn wir stets die vieldeutigen Wörter den vielnamigen Sachen gegenüberstellten.

III.

Das Wort „Geschichte“ wird bald auf Stetiges, bald auf Unstetiges bezogen. In beiderlei Sinn bei Gegenständen und lebenden Wesen. So reden wir in ersterem von der Geschichte eines Hauses, eines Pferdes, eines Weinstocks, auch einer Nadel, eines Topfes usw., und zwar in vollem Ernste, nicht etwa wie es in ANDERSENschen Märchen geschieht. Wenn wir jedoch von der Geschichte des Hauses, des Pferdes, des Weinstocks, der Nadel, des Topfes reden, so handelt es sich um unzählige Wiederholungen und Nachahmungen, die allerdings in einer gewissen Ferne den Eindruck der Stetigkeit zu machen vermögen. Richtiger sprächen wir von der Geschichte des Hausbaues, der Pferdezucht, der Weinkultur, der Schmiedekunst, der Töpferei; am richtigsten von der der Bauenden, der Züchtenden, der Pflanzenden, der Schmiedenden, der Töpfernden.

Nur im zweiten Sinne reden wir von der Geschichte eines Wortes. Nicht das einmal gesprochene Wort kann eine Geschichte haben — es verhallt ja sofort —, sondern nur das unzählige Male gesprochene, und diese Geschichte ist im Grunde die der Redenden.

So besteht denn, dank der *ἐνέργεια*, welche die *ἔργα* schafft und modelt, eine ganz allgemeine Übereinstimmung zwischen der Geschichte der Sachen und der Wörter. Wenn sich eine Zigeunerfamilie in einem verfallenen Palast

eingenistet, wenn ein Negerhäuptling sich einen Zylinder als Krone auf das Haupt gestülpt hat, wenn eine Negerschöne in dem stark erweiterten Ohrlappen eine Konservenbüchse trägt, so gehören diese Sachen nicht zum Kulturbesitz der betreffenden Volksstämme; es sind Fremdsachen, analog den Fremdwörtern; werden sie mit Anpassung an die Bedürfnisse nachgebildet, dann sind es Lehnsachen, analog den Lehnwörtern. Wie zwei Wörter zu einem neuen Worte sich vermischen, so zwei Sachen zu einer neuen Sache, und da solche Mischungen in sehr verschiedenen Verhältnissen auftreten können, so bereiten uns die Filiationen von Sachformen ebenso oft Schwierigkeiten wie die von Wortformen.

Mag nun auch in solchen Fällen ein bestimmtes Sach- und Wortpaar das gleiche äufsere Schicksal haben (gemeinsame Entlehnung u. a.), so pflegt doch die innere Entwicklung von Sachen und Wörtern keinen wirklichen Parallelismus aufzuweisen. Denkbar wäre es ja allerdings dafs überhaupt das Wort gleichen Schritt mit der Sache hielte, sich ebenso wie diese in seiner Gestalt abänderte und so im Ruhestande die Sprache sich eng an die Mannigfaltigkeit der Sachen anschmiegte. Und gedacht ist das auch worden, wiederum als weltsprachliches Ziel. Die Wirklichkeit aber sieht ganz anders aus. Wir haben im ganzen vier Arten von Geschichte zu unterscheiden: neben der Geschichte der Sache und der des Wortes, die ich bis jetzt im Auge gehabt habe, die Geschichte der Bezeichnung und die der Bedeutung; die beiden ersteren sind ihrem Wesen nach absolut (doch s. unten S. 124), die beiden letzteren relativ. Wir nehmen nun nicht etwa dieses Vierfache nebeneinader wahr, sondern in jedem

Ruhepunkt deckt sich eine Bezeichnung mit einem Worte und eine Bedeutung mit einer Sache, aber von einem Ruhepunkt zum anderen wechselt eine solche Verbindung. Treten Sachen und Wörter, ganz abgesehen von ihrer selbständigen Entwicklung, zueinander in Beziehung, so müssen wir sie uns unter dem Bilde nicht paralleler, sondern sich kreuzender Linien vorstellen, etwa die Sachen als Ketten- und Wörter als Einschufsfäden. Um solch verwickeltes Gewebe wieder aufzutrennen, müssen wir mit dem Anfang anfangen, nämlich mit den Sachen, und uns daran erinnern dafs diese nur vermittels der Vorstellungen mit den Wörten zusammenhängen, zugleich aber festhalten dafs erst die Wörter nach dem Mafse der ihnen anhaftenden Durchsichtigkeit uns von den Vorstellungen Kunde geben.

Im Laufe der Zeiten verändert sich entweder eine Sache oder sie bleibt, wenigstens im wesentlichen, unverändert, wenn sie nicht schon von Natur unveränderlich ist. Man sollte erwarten dafs in diesem allgemeinen Sinne die Bezeichnung sich entsprechend verhalte, aber ebenso oft bleibt sie im ersten Falle, verändert sich im zweiten. Das letztere erklärt sich daraus dafs ein und dieselbe Sache von verschiedenen Menschen in ganz verschiedener Weise gesehen und gewertet wird, auch von Zeitgenossen. Zum Teil wirken dabei objektive Ursachen mit, die Umgebung, die Umstände unter denen sie beobachtet wird; hauptsächlich aber entscheiden die sehr auseinandergehenden Interessen der einzelnen. Man erwäge vor allem die erdrückende Fülle synonymer Pflanzennamen; da wird man leicht erkennen wie bald die Vergleichung mit anderen Pflanzen, bald der Schönheitssinn, bald der Nützlichkeits-

standpunkt, bald der Aberglaube, bald noch anderes den Ausschlag gibt. Kurz, dem einen sticht dieses, dem anderen jenes Merkmal in die Augen, nach dem er dann die Sache benennt. Hierzu kommt noch dafs diese in allen Graden der Deutlichkeit wahrgenommen wird und dafs sogar aus völliger Verschwommenheit Namen hervorgehen, die dann festen Fufs zu fassen vermögen. Auch hierfür liefert die Pflanzenwelt die zahlreichsten und auffälligsten Beispiele. Anderseits braucht auch ein vollständiger Umschwung in unserer Erkenntnis einer Sache keinen Bezeichnungswechsel herbeizuführen; so ist es im allgemeinen ohne Einflufs auf die Sprache geblieben, freilich auch auf unsere alltägliche unbefangene Anschauungsweise, dafs wir die Sonne nicht mehr als Scheibe, sondern als Kugel kennen.

Nehmen wir nun den anderen Fall: die Sache ändert sich, das Wort dafür bleibt. Das wird geschehen wenn das Gemeinschaftliche in den wechselnden Gestaltungen der Sache fortdauernd als das Wesentliche gefühlt wird. Oft liegt gänzliche Verschiedenheit vor, so dafs eher von Ersetzung als von Umbildung gesprochen werden sollte; aber der Zweck ist der gleiche und er genügt um das Wort zu halten. Übrigens tritt uns bezüglich der Feststellung der Tatsache selbst eine Schwierigkeit entgegen. Die alte Bezeichnung lebt fort und wird allgemein gebraucht, aber im Grunde nur als Gattungsname, ohne dafs wir der Ausdrücke für Art, Unterart, Spielart, bis zum Individuellen herab ermangelten. Diese stufen sich wiederum in formaler Beziehung ab: wir haben Stammwörter, Wörter mit bedeutsamen Affix, Zusammensetzungen, Verbindungen des Substantivs mit dem Adjektiv usw. bis zu einer erschöpfenden Aufzählung der einzelnen Merkmale.

Wie und wann sich eine neue Bezeichnung an der Stelle der alten zunächst neben sie setzt, läfst sich gründlich nur an den einzelnen Fällen erörtern, ohne weiteres aber die in allen Fällen zugrunde liegenden Ursachen feststellen: das individuell gefühlte Bedürfnis. Ich mag damit wiederum eine Selbstverständlichkeit gesagt haben, aber sicherlich ist sie bisher im allgemeinen nicht bekannt worden. Das Wort Bedürfnis ist natürlich im weitesten Sinne zu verstehen; es kann von der allerverschiedensten Art sein, es kann sich auf Angemessenheit, Deutlichkeit, Bequemlichkeit, Kürze, Wirksamkeit usw. richten — kurz, es genügt dafs die neue Bezeichnung in irgendeinem Punkte der bisherigen überlegen sei. In den Mitteln welche für sie verwendet werden, besteht zwischen der Neubezeichnung von Altem und der Bezeichnung von Neuem gar kein Unterschied, da ja alles Neue in einem gewissen Sinne Altes ist oder doch Altes fortsetzt und wiederum das Alte sich uns stets in einem neuen Gewande vorstellt.

Statt von Bezeichnungswandel spricht man fast immer von Bedeutungswandel. Es ist richtig, beides besagt im Grunde dasselbe, nur dafs dieses von entgegengesetzten Seiten angeschaut wird, einmal von der Sache, das andere Mal vom Worte aus. Im ersteren Falle ist die Richtung unseres Blickes auch die des Vorgangs; von Wort zur Sache besteht kein Vorgang, hier haben wir nur ein Verhältnis vor uns. Denn an das Wort knüpft sich kein Bedürfnis nach Neuerung. Ich sehe eine Flasche vor mir; ich suche nach einem kurzen und schlagenden Ausdruck für ihren oberen verengten Teil; wie mich die ganze Flasche an die menschliche Gestalt erinnert (in vor-

geschichtlichen Darstellungen erscheint diese umgekehrt wie eine Flasche), so insbesondere jener Teil als Hals; ich nenne ihn darum Hals. Habe ich etwa nach einer neuen Bedeutung für Hals gesucht? Dergleichen wäre doch nur in einem Jeu d'esprit denkbar. Aber die Bezeichnungsvermehrung die der Redende vornimmt, empfindet der Hörende als Bedeutungserweiterung. Wir dürfen uns diese nicht unter dem Bilde eines in sich wachsenden und dann seine Ufer überschreitenden Wassers vorstellen, sondern eines solchen das erst eine entstandene Erdvertiefung ausfüllt.

Wie die Sache gegenüber dem Wort, das Sprechen gegenüber dem Verstehen das Primäre ist, so auch die Bezeichnung in allen ihren Phänomenen gegenüber der Bedeutung. Die Doppelköpfigkeit der Sprache tritt hier und überall hervor und ihr mufs Rechnung getragen werden. Das Studium der Bezeichnung ist aus seinem Schatten hervorzuziehen; die zahlreichen, umfassenden und tiefgehenden Untersuchungen über den Bedeutungswandel bleiben in ihrem Werte und mit ihren Ergebnissen unversehrt, nur werden in gewissen Zusammenhängen sozusagen Transpositionen erheischt.

Ich habe oben gesagt dafs die Geschichte der Sache und die des Wortes ihrem Wesen nach absolut seien; doch gilt es von der letzteren tatsächlich nur mit einer ansehnlichen Einschränkung. Die Lautgestalt des einen Wortes wird nämlich oft durch die eines anderen beeinflufst indem die Bedeutung vermittelt („Volksetymologie" im weitesten Sinne), das braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Bei der Sache als dem Primären dürften wir zwar ein Entsprechendes nicht erwarten; aber insofern sie, wie ja immer das Wort, von der menschlichen Energie

abhängt, ist es denkbar und in einzelnen Fällen auch wirklich. Dann vermittelt die Bezeichnung; die Sache pafst sich ihr an. In dem Worte Pfeifenkopf fühlt man den Kopf als gleichbedeutend mit Haupt und gestaltet diesen Hauptteil der Pfeife gern als menschlichen Kopf. Oder es wird eine schon bestehende Beziehung nur stärker hervorgehoben. Ein Hausgerät wird Feuerbock genannt weil es an einen Bock erinnert; und dann wird diese Tierähnlichkeit weiter ausgebildet. Der Entstehung nach gehören die redenden Wappen hierher; nur sind sie selbst Symbole, keine selbständigen Sachen.

IV.

Die Darlegung der Grundverhältnisse von „Sachen und Wörtern" bildet zugleich den wesentlichen Teil einer Methodik für dieses Forschungsgebiet; sie lehrt uns den Boden kennen auf dem wir uns zu bewegen haben. Welche Einzelwege wir einzuschlagen haben, das unterliegt Erwägungen allgemeinerer Art, die wiederum, wie ich schon früher betont habe, grofsenteils aus individueller Kraft zur Entscheidung gebracht werden. Dieses schon deshalb weil die Vorgänge die zu untersuchen sind, selbst mehr oder weniger individuelles Gepräge tragen, nämlich zwar alle gemeinsames besitzen, jeder aber auch sein besonderes, so dafs sie mit irgendwelchen aufgestellten Gesetzen nicht restlos bewältigt werden können. Mögen wir absolute Bestimmungen zu treffen haben (wie über die Zulässigkeit einer Analogie oder die Abschätzung von Assoziationsfähigkeit) oder relative (wie über den Wert einander widerstreitender Beweismittel), von einem eigentlichen Messen oder Wägen ist nicht die Rede. Kaum

läfst sich eine allgemeine mathematische Vorschrift geben, wie die dafs eine Folge hypothetischer Stufen oder Übergänge um so mehr an Wahrscheinlichkeit verliert je mehr sie sich ausdehnt. Viele meinen in der Tat dafs wenn jedes Glied gleich wahrscheinlich sei, auch die Summe aller denselben Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen müsse (während doch schon nach zweimaliger Wiederholung der Bruch $^3/_4$ unter $^1/_2$ herabsinkt).

Daraus ergibt sich dafs unsere Hauptaufgabe nicht sowohl in möglichst scharfsinnigen Folgerungen liegt, als in der Feststellung von möglichst vielen verwendbaren Tatsachen. Wenn wir nicht über eine gewisse Zubereitung der Gänseleber bei den Alten oder doch irgendeine ähnliche Küchenraffiniertheit unterrichtet wären, würden wir die romanischen Wörter für „Leber" nicht deuten können. Aber diese Wörter werfen nun wieder Licht auf die kulturelle Bedeutung der Sache. Wir wissen dafs die gezähnte Sichel einst weit verbreitet war; entsprechende Ausdrücke für „mähen" bestätigen es uns dann für romanische Gebiete und hier zeigt sich die Verbindung von Sach- und Wortgeographie besonders lehrreich. Nicht selten ist das alte Wort für eine Sache geblieben und deren Veränderung durch einen eigentlich widersprechenden Zusatz angezeigt worden: Silbergulden, Wachszündhölzchen. Aus dem letzteren liefse sich, wenn es keine wirklichen Zündhölzchen gäbe und wir nichts mehr von ihnen wüfsten, auf ihr einstiges Vorhandensein schliefsen. Weit schwieriger wäre es den Vorläufer des Zündhölzchens, den Feuerstahl, aus einer völligen Vergessenheit wieder aufleben zu lassen als Mittelstufe zwischen dem Nufsband (einem Schlossergerät, frz. *briquet*) und dem Zündhölzchen (piem. *brichet*).

Eine ins einzelne gehende Methodik würde aufserordentlich viele Belege erfordern und sie würden gröfstenteils schwer aus ihren Zusammenhängen herauszuschälen sein. Somit empfiehlt sich die Ablösung der „Grammatik“, ich meine die systematische Darstellung, durch die Chrestomathie. . . . 729, 827 ff.

Man verzichte doch endlich auf das grammatische Triptychon; es gibt nur eine Grammatik, und die heifst Bedeutungslehre oder wohl richtiger Bezeichnungslehre — die Lautlehre ist nur eine Beigabe, die „Lautgesetze“ sind Wegmarken, uns durch den dichten Wald zu geleiten. Das Wörterbuch stellt keinen andern Stoff dar als die Grammatik; es liefert die alphabetische Inhaltsangabe zu ihr. 799, 9.

III. SPRACHMISCHUNG.

In der Tat hat man es bisher geliebt, die Sprache als einen selbständigen Organismus zu betrachten, als ein Subjekt, während sie doch nur das Produkt eines Subjektes ist, nicht das einmalige, sondern das fortdauernde, das in allen seinen Veränderungen durchaus von ihm abhängende. Die Erkenntnis dieser Tatsache hat begonnen, besonders auf dem Gebiete der Lautlehre gute Früchte zu tragen. Die genealogische Gruppierung der Sprachen ist zwar schon seit geraumer Zeit mit entscheidenden Gründen angefochten worden; aber selbst bei denen, welche sie nicht mehr ernst nehmen, wirkt unwillkürlich das Bild des Stammbaumes nach. Dasselbe läfst sich sogar der Theorie von der Sprachmischung anpassen; man hat zutreffend gesagt, dafs eine Sprache, welche eine Mutter hat, auch einen Vater haben dürfe, und es würde nur folgerichtig sein, die Ausdrücke „Terzeronen“, „Quarteronen“, „Quinteronen“ auf Mischsprachen verschiedenen Grades zu übertragen. Allein damit wären wir nicht im geringsten gefördert. Nicht inwiefern die linguistische Kreuzung sich mit der physiologischen vergleichen läfst, sondern in welcher tatsächlichen Beziehung beide zueinander stehen, darauf kommt es an. Dieselbe ist keinesfalls eine notwendige; denn, um von den Handelssprachen abzusehen, selbst bei der Bildung von Sklavensprachen wird niemand das Konkubinat von Herren und Sklavinnen eine bestimmende Rolle spielen lassen. Wo aber Blutmischung im Verein mit Sprachmischung auftritt, beruht diese nicht auf jener, sondern beide auf einem dritten. Die Ursache der Sprachmischung ist immer sozialer, nicht physiologischer Art.

Eine Verbindung erblicher Sprachanlagen in einem Mischling liefse sich wohl denken; aber dadurch würde gerade die Sprachanpassungsfähigkeit gesteigert und die Möglichkeit einer tatsächlichen Sprachmischung verringert werden.

Wenn die Sprachmischung von der Blutmischung unabhängig ist, so ist es auch die Sprachvertauschung. Denn diese ist nur das Extrem einer fortgesetzten Sprachmischung. . . .

Das Problem der Sprachmischung, welches mit dem der Bilinguität aufs innigste zusammenhängt, ist ein ziemlich verwickeltes und nur auf psychologischer Grundlage ins klare zu setzen. Zwei Sprachen mischen sich nicht wie zwei ungleichartige Flüssigkeiten, sondern als verschiedene Tätigkeiten eines und desselben Subjektes. Man darf aber nicht so weit gehen, die Sprache mit ihrem Subjekte gänzlich zu identifizieren. 131, 868.

Unter allen Problemen, mit denen sich heute die Sprachwissenschaft beschäftigt, ist wohl keines von gröfserer Bedeutung, als das der Sprachmischung und dasselbe mufs zunächst da, wo die Bedingungen sowohl für den Prozefs selbst als für seine Erkenntnis sich als die günstigsten darbieten, in Angriff genommen werden. Diese Erwägung hat mich zu den kreolischen Studien geführt oder vielmehr zurückgeführt; denn nachdem SCHOLLE (1869) die Anwendung des Ausdrucks „Töchtersprachen" auf das Romanische mit Recht zurückgewiesen hatte, suchte ich nach wirklichen Töchtersprachen und glaubte sie im Kreolischen zu finden, dessen Entwicklungslinie mir einen Bruch zeigte und so einen lehrreichen Gegensatz zu der des Roma-

nischen bildete. Neuerdings, nachdem das Bedürfnis hervorgetreten war, den Einflufs der vorrömischen Sprachen auf das Vulgärlatein, welcher von vielen der Älteren in unkritischer Weise übertrieben worden war und von den meisten der Jüngeren in bequemer Vorsicht ignoriert wurde, genauer festzustellen, schien es mir, dafs man vor allem aufserhalb Europas sich nach einem Mafsstab für die Beschaffenheit und die Grenzweite eines derartigen Einflusses umsehen müfste. 157, 236.

Bis jetzt hat man sich fast nur mit den Veränderungen des sprachlichen Stoffes beschäftigt, durch welche sich seine Einheitlichkeit dartut; als weiteres Ziel bleibt vor uns die Einheitlichkeit der sprachlichen Veränderungen, welche sich aus der Erkenntnis von deren Ursachen ergeben mufs. Noch ohne dafs ich das Wesen der Sprache analysiere, sondern indem ich sie nur von weitem betrachte, werde ich wohl allen Wechsel auch in ihr auf jene doppelte Ursachengruppe beziehen dürfen die überall zutage tritt, so bei Dynamischem wie bei Substantiellem. Es beruht die Veränderung entweder auf dem Zutritt von Heterogenem — dann handelt es sich um Veränderung im strengen Sinn des Wortes, oder auf dem Zutritt von Homogenem —, dann pflegen wir von Mischung zu reden. So verändern sich die anorganischen Körper physisch oder chemisch; so die Organismen durch Zuchtwahl oder Kreuzung; so endlich die Sprachen durch die Einwirkung der sämtlichen zum Teil voneinander abhängenden Lebensumstände oder durch die Einmengung anderer Sprachen.

In Bezug auf eine Ursache der Sprachveränderung könnten wir zweifelhaft sein welcher der beiden Kategorien

wir sie zuzählen sollen. Man nimmt an dafs da wo die Sprache nicht selbst überliefert wird, die Sprachanlagen überliefert werden können. . . . Wiederholte Beobachtungen müfsten uns darüber aufklären inwieweit die neuerdings sehr begünstigte und auf die Urgeschichte angewandte Hypothese von unzerstörbaren sprachlichen Rasseneigentümlichkeiten Berechtigung besitzt. Wenn wir nun auch das Physiologische um das es sich hier jedenfalls handelt, erst als Wirkung der Sprache selbst ansähen, so würde doch diese nur die gleiche Rolle spielen wie die anderen Lebensumstände. . . .

Wie sehr wir auch stets die Möglichkeit einer an die umgebende Natur anknüpfenden Sprachänderung berücksichtigen müssen, eines wirklich erfolgreichen Studiums ist vorderhand nur die Sprachmischung fähig und sie nimmt in der Tat einen weit gröfseren Raum ein als man noch vor kurzem geahnt hat. Sie ist nicht sowohl Ausnahme als Regel. Mit mehr Recht als MAX MÜLLER gesagt hat: „es gibt keine Mischsprache“, werden wir sagen können: „es gibt keine völlig ungemischte Sprache“. Wenn überall bei innigem Verkehr verschiedensprachiger Menschengruppen auch die Sprachen aufeinander wirken, so wird umgekehrt da wo eine physische Kreuzung, die ja den allerinnigsten Verkehr voraussetzt, nachgewiesen ist, auch eine Kreuzung der Sprachen sich vermuten lassen. So sind wir berechtigt manche scheinbaren Rätsel der arischen Sprachgeschichte mit der leiblichen Urgeschichte der Arier in Zusammenhang zu bringen, das heifst zunächst nur in einen allgemeinen; denn wir dürfen uns nicht einbilden turanisch und echt arisch so leicht auseinander zu kennen, wie brachycephal und dolichocephal.

was deshalb noch nicht für schlechterdings leicht ausgegeben werden soll.

Die Möglichkeit der Sprachmischung hat nach keiner Seite hin eine Grenze; sie geht bis zum Maximum wie bis zum Minimum der Sprachverschiedenheit. . . . Mischung . . . ist auch bei steter räumlicher Kontinuität vorhanden, nur eine besonders intensive und verwickelte.

Aber noch wirrer und lebhafter kreuzen sich die Linien, wenn wir zu den Spracheinheiten, den Individualsprachen, herabsteigen. Jedes Individuum lernt und modifiziert seine Sprache im Verkehr mit einer Reihe von anderen Individuen. Diese allseitige und unablässige Sprachmischung hemmt innerhalb einer Verkehrsgruppe die Bildung bedeutenderer Differenzen.

Wir tun den letzten Schritt: selbst innerhalb der als vollkommen einheitlich aufgefafsten Sprache finden wir Mischung. Die sogenannten Analogieerscheinungen sind aus solcher hervorgegangen. . . .

In unserem Gehirn lebt eine unendliche Welt von Sprachvorstellungen, deren jede mit vielen anderen in verschiedenartigster Weise verknüpft ist. Die Stärke dieser Verbände befindet sich in einem steten Wechsel und dadurch werden zahlreiche und tiefgehende Änderungen in der Sprache selbst hervorgerufen.

. . . Aus diesem flüchtigen Entwurf, welcher nicht nur ausführenden, sondern auch bessernden Strichen entgegensieht, wird man doch zur Genüge entnehmen dafs die Betätigungen der Sprachmischung im engeren Sinne wesentlich identisch sind mit zahlreichen und höchst wichtigen Prozessen welche innerhalb der Sprache vor sich gehen. Zu vielfacher Beschäftigung mit den letzteren hat das vor-

herrschende Interesse am Ergebnis geführt; doch wird die Beobachtung der wirkenden Kräfte selbst leichter und erfolgreicher sich da vornehmen lassen wo Ausgangs- und Endpunkt zwei deutlich geschiedenen und in sich gefestigten Gruppen angehören. Dabei ist einerseits vom Gegenwärtigen auszugehen, anderseits von der eigentlichen Spracheinheit, der Individualsprache. Es würde sich sogar vor allem die Selbstbeobachtung empfehlen. Aber vieles was den Naturforschern als zweckmäfsig, ja selbstverständlich gilt, hat noch in den Augen der Sprachforscher den Anstrich des Lächerlichen und Unnützen, als ob allem was Philologie heifst oder daher stammt, etwas Pedanterie anhaften müfste. Es werden aber jene durch glückliche Induktionen gewonnenen „Lautgesetze“ welche auf die geschichtliche Entwicklung und die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker über die ältesten Denkmäler hinaus ein so überraschendes Licht werfen, so lange ihrem Ursprung nach als unbegreifliche Launen, ihrem Vollzug nach als ungeheuere Sprünge erscheinen als wir nicht alle die kleinen und kleinsten sprachlichen Verstöfse, Nachahmungen, Tastungen, Spielereien die zu jeder Zeit und bei jedem vorkommen, zum Gegenstand sorgfältiger Betrachtung gemacht haben. Auch hier mufs das Mikroskop weite Horizonte erschliefsen. 160, 1 ff.

Überall wo eine kreolische Mundart gesprochen wird, liegt Mischung mit der europäischen Muttersprache sehr nahe, mit anderen Worten: es stellt sich leicht ein individuelles oder gelegentliches Halbkreolisch ein. Indem wir die Bedingungen für dasselbe näher untersuchen, bemerken wir einerseits dafs Europäer die des Kreolischen nicht

wirklich mächtig sind, sondern nur dunkle Vorstellungen davon haben, sich bemühen von den Einheimischen verstanden zu werden — kreolisiertes Europäisch; anderseits dafs Europäer die des Kreolischen mehr oder weniger mächtig sind, irgendeine Form der Darstellung wählen für welche das Kreolische nicht ausreicht, oder dafs Kreolen die des Europäischen nicht mächtig sind, ihren sprachlichen Ausdruck zu verfeinern sich bemühen — europäisiertes Kreolisch. 219, 480.

. . . jede Beinflussung einer Sprache durch eine andere [ist] eine doppelte: sie beruht entweder auf der Unterschichtung oder der Überschichtung der letzteren. Ein Volk dehnt sich auf dem Wege kriegerischer oder friedlicher Eroberung über ein anderssprachiges aus und drängt ihm seine Sprache auf, oder es erfährt selbst den Einbruch und die zeitweilige Herrschaft eines anderssprachigen Volkes ohne im grofsen ganzen dessen Sprache anzunehmen. In jenem Verhältnis stehen die Römer-Romanen zu den Italikern, Etruskern, Kelten, Iberern, in diesem zu den Germanen, Slaven, Arabern. Die Beteiligung der Unterschicht an der mundartlichen Entwicklung ist eine gröfsere als die der Überschicht, obwohl sie — so auf romanischem Gebiete — nur mit Mühe blofszulegen ist, zuweilen sogar — so auf arabischem — ganz in Abrede gestellt wird.
232, 169 f.

Vielleicht wird man nicht ebenso gern zugeben dafs an irgendeiner Stelle, wenn auch nur vorübergehend, ein Wort ganz fehlt als dafs zwei Wörter dieselbe Stelle einnehmen (Überschichtung); nähere Überlegung wird aber

auch jene Möglichkeit erkennen lassen. Denken wir uns dafs *A* zwei einigermafsen einander ähnliche Pflanzen mit einem Namen zusammenfafst, 𝔄 aber zwei verschiedene Namen dafür besitzt, so wird jemand der in 𝔄 an die Beachtung des Unterschiedes gewöhnt ist, beim Gebrauch der ihm ganz vertrauten Sprache *A* zögern die seltenere Pflanze mit dem Namen der gewöhnlicheren zu belegen, er wird sagen: „das ist nicht die Pflanze soundso; in 𝔄 heifst sie soundso, wie sie in *A* heifst, weifs ich nicht". Auch innerhalb unserer Muttersprache geschieht es dafs wir die Bennenung eines Dinges zurückweisen ohne sie durch eine andere ersetzen zu können; wobei es sich von selbst versteht dafs ich mich nicht auf individuelle Gedächtnisfehler beziehe, sondern auf das was der Mehrheit einer Sprachgenossenschaft abgeht, mag es sich auch in dem oder jenem Wörterbuch finden. In die entstandene Lücke nun wird ein fremdes Wort einrücken, oder eine Neubildung oder ein schon vorhandenes Wort, und zwar dies wiederum vermittelst der Erweiterung. Wir sehen also dafs Erweiterung und Verengerung, bzw. Schwund bei unverändertem Bestand der verwendbaren Sprachmittel, wie der auszudrückenden Vorstellungen, in notwendiger Weise miteinander verknüpft sind, insofern wir die Überschichtung als einen Durchgangszustand betrachten. Es liegt, wie ich schon angedeutet habe, in der Natur der Sache dafs die Erweiterung meist das Primäre ist; jedenfalls ist der Nachweis der primären Verengerung ein sehr schwieriger. 232, 183 f.

In ihrer allgemein sprachwissenschaftlichen Bedeutung sind die kreolischen Mundarten noch nicht voll gewürdigt

worden. Man pflegt sie als Ergebnisse sehr eigenartiger oder hochgradiger Mischung zu betrachten; aber das was sie kennzeichnet, ist vielmehr, wenn ich so sagen darf, der volapükische Zug. Immer und überall bilden sich Vermittlungs-, Hilfs-, Notsprachen. Die meisten schwinden wieder mit der Gelegenheit die sie geboren hat. Manche dauern fort und festigen sich ohne sich wesentlich zu entwickeln. Dieses tun andere, aber nur indem sie die neben ihnen stehenden Muttersprachen verdrängen und ersetzen. So sind hauptsächlich die negerkreolischen Mundarten emporgekommen, gefördert durch die mehr oder weniger grofse Mannigfaltigkeit der Sprachen innerhalb der Sklavenbevölkerungen. Unter welchen Umständen konnten nun diese afrikanischen Sprachen hier einen mafsgebenden Einflufs ausüben? Nicht mehr wenn das Kreolische schon die Muttersprache der Mehrheit geworden war; noch nicht wenn es als Notsprache gebildet wurde. Dem Herrn wie dem Sklaven kam es einzig und allein darauf an sich dem andern verständlich zu machen; jener streifte von der europäischen Sprache alles Besondere ab, dieser hielt alles Besondere von ihr zurück: man traf sich auf einer mittleren Linie. Der Herr erkannte z. B. von allem Anfang an dafs die europäische Bezeichnung der Mehrzahl, das *-s* von *stone-s* oder *piedra-s*, ja selbst das (tonlose) *de* von *des pierres* auf völlige Verständnislosigkeit stofsen mufste, und so packte er die Sache an der Wurzel an, er sagte: „Stein Stein“ oder „Menge Stein“ oder „Stein viel“. . . . Der Sklave griff auf eigene Faust zu denselben Auskunfsmitteln, da er mit den ererbten Präfixen und Suffixen nichts auszurichten wufste. Ja einer unmittelbaren Übernahme solcher würde er selbst widerstrebt

haben: ein Duala würde seinem *ma-dale* „Steine“ noch eher in der eigenen Sprache als in der fremden ein *ma-stone* nachbilden. . Übrigens gilt das was ich über eine mittlere Linie gesagt habe, weniger für die allererste Zeit. Der Weiſse war der Lehrer des Schwarzen; dieser sprach ihm zunächst nach. Und jener gebrauchte immer die stärksten Ausdrücke, Übertreibungen wie sie ihm gelegentlich auch im Verkehr mit seinen Landsleuten auskamen. Er sagte nicht: „du bist sehr faul“, sondern: „du bist zu faul“, und so erklärt es sich daſs „sehr“ ebenso im Beach-la-mar der Südsee *too much* heiſst wie im Negerenglischen von Surinam *tumussi*. Es wird uns schwer solchen Verhältnissen gerecht zu werden; unwillkürlich sehen wir unsere Sprachen als die mustergültigen an, wir haben kein Gefühl für die Verschmelzungen und Verdunkelungen, Unfolgerichtigkeiten und Verschrobenheiten in denen sie allen andern weit voran sind, wir erkennen den Splitter im fremden Auge, nicht den Balken in unserem eigenen.

756, III ff.

Die L.[ingua] fr.[anca] wird von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und nicht bloſs von den Angehörigen des einen Volkes, sondern zwischen denen beider gesprochen; daher ist sie gefestigter und gleichmäſsiger, individuellen Schwankungen mehr entrückt. Im Wesen aber stimmt sie mit jener individuellen Sprechart überein, sie geht aus ihr hervor wie der Stamm aus der Wurzel. Die Not ist die Bildnerin solcher Sprachen, die man deshalb auch Notsprachen nennen könnte; sie haben zwar wichtige, aber keine sehr mannigfachen Aufgaben zu erfüllen; es

sind vor allem Handelssprachen. Allerdings gibt es Sprachen die aus noch strengerer Not erwachsen sind, nämlich die in welchen sich die Weifsen besonders Amerikas mit ihren afrikanischen Sklaven verständigten, die Sklavensprachen. Aber diese haben sich aus Vermittlungssprachen — die ja beiderseits Muttersprachen neben sich haben — selbst zu Muttersprachen fortentwickelt, indem die Sklaven auch unter sich, wegen der grofsen Verschiedenheit der ererbten Sprachen, eines allgemeinen Verständigungsmittels bedurften. Wenn es sich auch mit den andern als kreolisch bezeichneten Sprachen, z. B. dem Indoportugiesischen nicht ganz ebenso verhält, so haben sie doch alle mit der L. fr. und den sonstigen Handelssprachen (auf die wir wohl besser den Ausdruck „kreolisch“ nicht erstrecken) infolge der gleichartigen Entstehungsumstände die Grundzüge gemeinsam und unterscheiden sich von ihnen, die auf niederer Stufe stehen geblieben sind, durch die Ausbildung zu selbständigen Sprachen. Dabei kann bis zu einem gewissen Grade Sprachmischung beteiligt sein, wir dürfen aber deshalb nicht das Wesen des Kreolischen in einer Verbindung von europäischem Wortstoff mit afrikanischer oder asiatischer Grammatik suchen wollen; aber besonders ungerechtfertigt würde es sein zu sagen, die L. fr. sei Romanisch mit arabischer oder türkischer Grammatik. Da Sprachmischung immer Zweisprachigkeit voraussetzt, so wird sie um so eher eintreten und sich festigen je weiter sich die letztere ausdehnt, also bei breiter Berührung zweier Sprachgebiete, bei innigen Beziehungen zwischen zwei Völkern, und da wird umgekehrt für eine besondere Vermittlungssprache ein weniger günstiger Boden sein.

Es kommt also für uns nur darauf an eine Neubildung wie sie auch der L. fr. zugrunde liegt, im Lichte eines individuellen Vorgangs zu begreifen. Hierbei lernen wir wieder einmal die Macht der Sprache über den Gedanken kennen; wir sagen von jemandem der einer Sprache nicht mächtig ist, dafs er sie radebreche (écorche, estropie usw.), und das erweckt gerade die Vorstellung als ob es an ihm läge sie nicht zu mifshandeln. Alles Radebrechen einer Sprache geht von deren Erbbesitzern aus, ganz ähnlich wie die Kindersprache auf der Ammensprache beruht. Oder wenn ich ein Bild gebrauchen darf, nicht die Fremden brechen sich aus einem schönen festgefügten Gebäude einzelne Steine heraus um sich damit dürftige Hütten zu bauen, sondern die Eigentümer selbst reichen sie ihnen zu solchem Zwecke. Niemand bestreitet dafs ein Araber welcher das Verb. *mangiar* im Sinne von „essen" kennt, das mittelbar oder unmittelbar von einem Italiener gelernt haben müsse; dafs er aber *mangiar* auch für „(ich) esse", „(du) ifst", „ifs" usw. gebraucht, das pflegt man auf seine eigene Rechnung zu setzen. Indessen mag auch auf beiden Seiten das Bestreben gleich grofs sein mit den einfachsten Hilfsmitteln sich verständlich zu machen, und vor allem die flexivische Mannigfaltigkeit der Grundsprache aufzuheben, wie käme denn der Araber der des Italienischen noch unkundig ist, dazu *mangiar* als Vertreter für *mangio, mangi, mangia* usw. zu wählen? Nur bei einer sehr grofsen Vertrautheit mit dem Romanischen würde er das statistische Übergewicht und die funktionelle Allgemeinheit des romanischen Infinitivs erkennen, und selbst dann griffe er, da in seiner Sprache nichts diesem Infinitiv Entsprechendes besteht, wohl eher zur 3. P. Sing.

und sagte z. B. nicht *mi voler mangiar*, sondern *mi vuole mi mangia.* Es ist der Europäer der seinem Infinitiv den Passepartoutstempel aufdrückt; so beherrscht denn dieser alle Vermittlungssprachen ersten und zweiten Grades. Wenn in der L. fr. wie in den übrigen das Substantiv eine einzige Form für beide Zahlen hat, gewöhnlich die des Singulars, seltener die des Plurals, und zwar dann wenn der betreffende Gegenstand als mehrfacher aufzutreten pflegt . . ., so hat nicht etwa der Fremde gewählt, sondern der Europäer hat ihm das eine Mal diese, das andere Mal jene Form als Namen der fraglichen Sache angegeben. Ebenso verhält es sich mit andern Vereinfachungen, und so sind sich denn jene Fragen grundähnlich. Daneben treten allerdings zwischen ihnen auch grammatische Unterschiede auf; ebenso wie ja den weltsprachlichen Bestrebungen sich verschiedene Möglichkeiten der Vereinfachung darbieten. . . . Für eine Vermittlungssprache zwischen zwei sich ganz fremd gegenüberstehenden, sagen wir Parteien ist die Grundlage nur auf einer Seite gegeben; auf welcher, das hängt in erster Linie keineswegs von der Beschaffenheit der betreffenden Sprachen ab, sondern von äufsern Umständen. Die L. fr. baut sich nicht deshalb aus romanischem Stoffe auf weil das Arabische (bzw. das Türkische) für die Romanen schwieriger gewesen wäre als das Romanische für die andern. Ich erinnere daran dafs dem Pidjin-englisch Chinas das Pidjinjapanisch Japans (gew. der Jokohama-Dialekt genannt) gegenübersteht. In allen Fällen liegt es allerdings nahe die gegenteilige Sprache zur Ergänzung heranzuziehen; doch pflegt dies nur in beschränktem Mafse zu geschehen, hauptsächlich dann wenn die Dinge selbst es fordern;

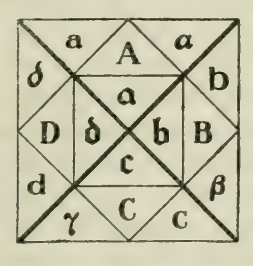
auch kann es überhaupt unterbleiben. In manchen Fällen aber besteht wiederum innerhalb der mafsgebenden Partei eine gröfsere oder geringere Sprachverschiedenheit, so dafs sich neben jener Beimischung noch eine innere Mischung ergibt. So ist z. B. in Guiana ein portugiesisches Kreolisch nebelbilderhaft in ein englisches übergegangen, räumlich und zeitlich zugleich. Ganz ähnlich verhält es sich mit der L. fr. . . . Es erinnert nun die L. fr. wie durch ihre primären Kennzeichen an die planmäfsigen Gemeinsprachen überhaupt, so durch die Zusammengesetztheit ihres Wortschatzes und einen gewissen formalen Ausgleich zwischen ihren verschiedenquelligen Bestandteilen an diejenigen unter ihnen welche sich selbst als Neolatin oder Novilatin bekennen. 588, 441 ff.

IV. SPRACHVERWANDTSCHAFT.

SCHLEICHER Die Darwinsche Theorie S. 19 bemerkt richtig: „... Was die Einen Sprachen nennen, das nennen die Anderen Dialekte und umgekehrt“. Es liegt dies im Wesen der Sprachdifferenz, die eine allmählich wachsende ist. Untermundart, Mundart, Dialekt, Sprache sind relative Begriffe. Wollten wir behaupten, verwandte Dialekte stiegen dann zur Würde von Sprachen empor, wenn das gegenseitige Verständnis aufhörte, so würde dadurch nichts gewonnen sein; denn die Fähigkeit des Verstehens ist bei verschiedenen verschieden und das Verstehen selbst unendlich abgestuft. 2 a, 101.

Hier [I, 83, 13—18] hätte die geographische Abänderung der sämtlichen romanischen Dialekte bemerkt werden müssen. Wenn wir nämlich das ganze Sprachgebiet durchwandern, so finden wir fast überall, dafs benachbarte Dialekte, Mundarten, Untermundarten usw. nicht schroff gegeneinander abgrenzen, sondern sich aneinander annähern, ineinander überfliefsen. ... Der Grund der angegebenen Erscheinung, die sich ebenso auf anderen Sprachgebieten zeigt, indem sich ihre Intensivität nach der Höhe der Zivilisation richtet, liegt in dem gegenseitigen Verkehr. Wir haben ... gesehen, dafs derselbe die Entwicklung von Individualsprachen verhindert. Wenn er nun auch nirgends so stark sein kann, die Sprache eines gröfseren Distriktes in ihrer Einheitlichkeit zu erhalten, so bewirkt er doch, dafs die Dialekte sich nicht unabhängig, isoliert voneinander, sondern korrelativ ausbilden, dafs sie sich nicht geometrisch, sondern arithmetisch (I, 79, 1 fg.) abstufen. Wenn in der neben-

stehenden Figur die vier grofsen Dreiecke Hauptdialekte, die sechzehn kleinen Unterdialekte darstellen, so sind z. B. *a*, *A*, *α*, 𝔞 nicht im gleichen Grade von den Diall. mit dem Zentrum *B* verschieden, sondern *a* am meisten, *A* weniger, *α*, 𝔞 am meisten. Ja, die allgemeine Ähnlichkeit zwischen *α* und *b* ist möglicherweise gröfser, als die zwischen *α* und *a*. Denn es handelt sich ebenso gut um



die Wesentlichkeit, als um die Anzahl der Differenzpunkte. Das Abwägen derselben in beiden Rücksichten ergibt oft gleichgrofse Differenzen nach zwei Seiten hin; und verschiedene, untereinander konfliktierende Klassifikationen, die aus der Befolgung des einen oder anderen Prinzips hervorgehen, sind dann gleichberechtigt. ... Die geographische Abänderung geht Hand in Hand mit der oben besprochenen historischen. Ein Bild möge diese komplizierten Verhältnisse veranschaulichen. Denken wir uns die Sprache in ihrer Einheit als ein Gewässer mit glattem Spiegel; in Bewegung gesetzt wird dasselbe dadurch, dafs an verschiedenen Stellen desselben sich Wellencentra bilden, deren Systeme, je nach der Intensivität der treibenden Kraft von gröfserem oder geringerem Umfange, sich durchkreuzen. 2 c, 33 f.

ÜBER DIE KLASSIFIKATION DER ROMANISCHEN MUNDARTEN.

... Das Bild eines Stammbaums, unter welchem wir uns die vergangene Entwicklung zusammengehöriger Sprachen vorzustellen pflegen, ist ein so anschauliches und scheint ein so treffendes zu sein dafs wir ein gewisses Bedauern empfinden wenn wir, zunächst nur in einigen Fällen, entdecken dafs es nicht sowohl wie *omne simile, claudicat*, sondern sich durchaus nicht auf den Füfsen halten kann. Einer dieser Fälle ist meiner Ansicht nach der der romanischen Sprachen. Ich werde die Berechtigung der genealogischen Anordnung dieser von zwei Seiten, den beiden möglichen aus prüfen: a posteriori, indem ich von dem jetzigen Bestand, der Vielheit aus rückwärts nach der Einheit, und a priori, indem ich von der ebenfalls uns bekannten Einheit aus vorwärts nach der Vielheit zu schreite.

Jede echte Klassifikation, sagt DARWIN, ist eine genealogische. Wir besitzen nun eine Klassifikation des Romanischen in Gruppen, Sprachen, Mundarten, Untermundarten. Ist dieselbe eine echte? Ist sie nicht vielmehr blofs eine äufserliche? Verlangen wir von denjenigen die sie aufstellen, eine genaue Begründung auf gemeinschaftliche und nicht gemeinschaftliche Kennzeichen, so werden sie uns in ungemein vielen Punkten ihre Unsicherheit und Ungewifsheit eingestehen,[1] oder sich untereinander in er-

[1] E. FÖRSTEMANN deutet auf eine Erscheinung hin welche die genealogische Anordnung der germanischen Dialekte erschwere; er nennt sie Anzipität der Sprache und findet sie z. B. im Griechischen,

klärtem Widerspruch befinden. Sie mögen dies als eine Folge sei es mangelhafter Erkenntnis sei es gewisser Erscheinungen von untergeordneter Bedeutung erklären, wir aber sehen darin die unvermeidliche Folge einer Tatsache von erster Bedeutung, mit der das System überhaupt nicht zu vereinigen ist. Ich meine die Tatsache der geographischen Abänderung, die Tatsache dafs über das ganze romanische Gebiet hin die dialektischen Differenzen sich im Verhältnis ihrer räumlichen Verteilung abstufen. Man ist imstande dies mit eigenen Ohren in Erfahrung zu bringen. Denken wir uns in irgendeinen Ort des südlichen oder mittleren Italiens; wir machen uns von da aus auf den Weg nach Frankreich, mit dem festen Vorsatz genau zu beobachten wo das Italienische aufhört und das Französische anfängt. Da es sich natürlich um die Volkssprache handelt, und wir uns von Fremden und gebildeten Einheimischen möglichst fern halten müssen, so richten wir danach unsern Reiseplan ein: wir reisen zu Fufs oder zu Saumtier, umgehen die grofsen Städte, nehmen nicht sowohl die kürzeste Route als diejenige welche uns durch recht viele und recht nahe aneinander liegende Rastpunkte führt und besuchen die niedrigsten Osterien um unsere Foglietta Landwein in wenigst gewählter Gesellschaft zu trinken. Kaum haben wir den Rücken des Apennins überschritten, so weht uns eine nordische Luft an, in welcher die Laute frostig-verdriefslich ausschauen und bei sehr zarter Konstitution dahin sterben; wir hören statt:

---

das sich an Arisch und Italisch, im Keltischen, das sich an Italisch und Deutsch, im Slawischen, das sich an Deutsch und Eranisch anschliefse.

grande, tutto, paese: *grand, tutt, paes*, wie franz. *grand, tout, pays*; statt *vicino, cielo, città*: *vsein, zel* oder *siel, zittà* oder *sittà*, wie franz. *voisin, ciel, cité*, und anderes. Bestimmter an Nordfrankreich erinnert uns der weitverbreitete Umlaut des *a* in *ä*; statt *baciare, pane*: *basär, pän*, wie franz. *baiser, pain*; eine alte Bekanntschaft wird er uns übrigens sein wenn wir über Arezzo aus Umbrien gekommen sind. Während uns aber dieser Laut am Po wieder verloren geht, begegnen wir diesseits dieses Flusses vielen sporadischen Anklängen an das Französische, auch an das nur Nordfranzösische, welche in Piemont und der Lombardei fester und stetiger auftreten; statt *muojo, venuto, porzione, giusto* können wir schon hier *mör, vegnü, porziõ, žüst*, wie franz. *meurs, venu, portion, juste* vernehmen. Weiterhin wird das ital. *fatto* durch franz. *fait, feit, fet* oder prov. *faĉ* ersetzt; dann löst sich *l* nach *a* zu *u* auf: für *alzare, caldo* sagt man *aussè, caud*, wie franz. *hausser, chaud*; kurz darauf bemerken wir an Stelle des Futurums *porterò*: *porterai* oder *porterei*, wie franz. *porterai*. Steigen wir endlich westwärts an den Gewässern empor welche dem Po von den Alpen zufliefsen, so haben wir auf jeden Schritt und Tritt reiche Eintragungen in unser Notizbuch zu machen: *d* geht in *i* über: nicht *padre*, sondern *paire*, wie franz. *père*; *c* vor *a* wird gequetscht: nicht *cantare*, sondern *ciantè*, wie franz. *chanter*; *l* ist der Verwandlung in *i* nicht mehr fähig: nicht *più*, sondern *plü*, wie franz. *plus*; die Feminina lauten statt in *a* in *o* aus, wie im Neuprovenzalischen: nicht *musica*, sondern *müsico*; der prov. Diphthong *ue* trifft unsere Ohren: nicht *muojo*, sondern *muero*. Statt *fo, vado* heifst es entweder *fau, vau*, wie prov., oder *fai, vai*, wie franz. *fais, vais*; statt *mio, tuo, suo*: *mon, ton, son*, wie franz.; statt

avesse, *fossero*: *üsset*, *füssent*, wie franz. *eût*, *fussent*; der Plural wird mit *s* gebildet: nicht *anni*, sondern *ans*, wie franz. Nicht mehr vereinzeltes Treibholz oder ein verirrter Vogel verkünden uns die Richtung in der das gesuchte Land liegt, sondern dichtgedrängte Anzeichen aller Art seine nächste Nähe. Und in der Tat finden wir noch auf dieser Seite der Gebirgshöhe Ortschaften deren Sprechweise der französischen Schriftsprache entschieden näher steht als der italienischen. Aber wo sollen wir den Grenzpfahl in den Boden stofsen? Etwa da wo wir den Schweinehirten seine Tiere nicht mehr *i porci*, sondern *lus cusciuns*, *les cochons* nennen, oder da wo wir zuerst ein Kind von seinem Vater nicht mehr als *mio padre*, sondern als *mon pair*, *mon père* sprechen hören? Ich befürchte, es möchte dabei der besondere Geschmack eines jeden zu Tage kommen. — Wir hätten auch von Toskana an „Spezias siebenbus'gem Golf" vorbei nach Genua und von da nach Nizza pilgern können. Hier zwar wahrt unter wärmerem Himmel die Sprache, zugleich mit der Flora, länger den südlichen Charakter, besonders in der Vorliebe für den vokalischen Auslaut, ja ist noch über Nizza hinaus italienischer gefärbt als in einem grofsen Teile Piemonts. Doch würde schliefslich das Ergebnis unserer Strandwanderung sich im wesentlichen als das gleiche herausstellen wie das unserer Bergwanderung. Wenn der eben angeführte Dichter seinen Freund nach der Insel Palmaria einlädt,

Wofern du, dem so teuer ist toskanischer,
Vibrierter Konsonantenhauch,
An Genuesersprache dich, an gallische
Verweichlichung gewöhnen kannst,

so dürfte uns die Frage wo diese „gallische Verweichlichung“ beginne, in ebenso grofse Verlegenheit versetzen wie die wo der gallisch verweichlichte Dialekt von dem eigentlichen Gallisch sich scheide.

Es lassen sich nun vier Möglichkeiten der geographischen Abänderung denken: sie erscheint innerhalb eines gewissen Kreises als durchaus gleichmäfsige; — es sind zwei durch einen allmählichen Übergang verbundene Gruppen erkennbar; — zwischen beiden steht ein deutlich sich abhebendes Mittelglied; — sie werden durch eine bestimmte Grenzlinie geschieden, nach welcher zu von beiden Seiten Annäherung oder Anähnlichung stattfindet. Während also nur im letzten, im seltensten Falle Klassifikation in Anwendung kommt, so im ersten gar nicht und in den beiden mittleren in bedingter Weise, indem nämlich einige Willkür mit unterläuft oder ein Etwas übrig bleibt welches nicht untergebracht werden kann. Man wird mich darauf aufmerksam machen dafs, wenn Genealogie eine notwendige Voraussetzung der Klassifikation, doch diese keine notwendige Folge jener ist, mit andern Worten: man wird die Theorie der Sprachkreuzung aufstellen. So wenig eine wirkliche Mischung zwischen zwei gründlich verschiedenen Sprachen zugestanden, so wenig kann eine solche zwischen nahverwandten Mundarten geleugnet werden. Sie pflegt indessen von besonderen Umständen begleitet und nur ein Durchgangsstadium zu sein; infolge zivilisatorischen oder politischen Übergewichtes beeinflufst eine Mundart die andere an einem Grenzorte derselben, durchdringt sie, verdaut sie gleichsam. Aber auch, wo einmal, etwa in einer neuen Ansiedelung, zwei Dialekte von gleicher Stärke sich be-

gegnen, wird der aus ihnen entspringende Mischdialekt als solcher keine rechte Lebensfähigkeit und noch weniger Trieb zu eigenartiger Entwicklung haben; Sprachbastarde neigen so wenig wie die Bastarde des Tier- und Pflanzenreichs zur Fortpflanzung. Doch lassen wir die Annahme solcher Beschränkungen fallen, so werden wir folgerichtigerweise nicht nur abgeschlossene Mittelformen, sondern auch allmähliche Übergänge und Annäherungen auf Mischung, natürlich verschiedener Intensität zurückführen müssen, so dafs keine Mundart sich diesem Prozesse vollständig entzogen haben würde. Was aber dann für die jüngste Generation, für die Wipfel des Stammbaums gilt, gilt jedenfalls auch für die früheren, da die gleichen Bedingungen immer vorhanden gewesen sind; und zwei Sprachvarietäten können nicht erst unabhängig sich entwickelt und, wenn sie fertig waren, einander beeinflufst haben, sondern diese Wechselwirkung hat mit der Divergenz selbst ihren Anfang genommen. Wir verbinden die Äste und Zweige des Stammbaums durch zahllose horizontale Linien, und er hört auf ein Stammbaum zu sein.

Wir sind auf dem Punkte angekommen wo es notwendig ist die auf einer Spracheinheit beruhende Sprachmannigfaltigkeit zu erklären. Dieselbe ist das Produkt zweier Faktoren, der Zentrifugalkraft und der Zentripetalkraft. Jene, die ursprüngliche und immer gleiche, sucht die Sprache unablässig zu differenzieren, in lauter Individualsprachen zu spalten, die andere betätigt sich im Verkehr, im alltäglichen, kommerziellen, politischen, kirchlichen, literarischen oder, wie wir auch sagen können, in der Erziehung durch Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule. In welcher Weise und mit welcher Stärke dieser zweite Faktor

eingreift, davon hängt der Grad der Differenzierung oder, wenn wir der eingebürgerten Anschauung treu bleiben wollen, die Art der Sprachverwandtschaft ab. Denken Sie nicht etwa, von einem Punkte gingen nach verschiedenen Richtungen zwei Kolonien aus, zwischen denen jede Beziehung abgebrochen würde; von den Pflanzorten zweigten sich neue Niederlassungen und von diesen wieder andere und so fort ab, doch immer so dafs jede ganz isoliert fortlebte. Dann würde ein Sprachstammbaum sich erheben an dem nicht das Geringste auszusetzen wäre. Ein solcher Wunderbaum, der doch weite Schatten werfen müfste, ist indessen, so viel ich weifs noch nicht entdeckt. Vereinzelt hingegen kommt wirkliche Sprachtrennung vor. Mit welchem Rechte daher MAX MÜLLER die Existenz einer gemeinsamen, gleichförmigen teutonischen Sprache, ebenso wie eines gemeinsamen, gleichförmigen Hoch- oder Niederdeutsch in Abrede stellt, vermag ich nicht zu beurteilen. Von dem Boden aber auf dem wir uns bewegen, können wir mit Bestimmtheit sagen dafs er nie éine spanische, französische oder italienische Sprache sah, nie éin Oberitalienisch, nie éin Lombardisch, nie éin Veltlinisch. Es sind dies zunächst nur geographische Kollektivausdrücke. Ja sogar innerhalb der Mauern gröfserer Städte besteht wahrnehmbare, wenn auch schwer zu definierende Sprachverschiedenheit. Ich meine natürlich nicht die rein graduelle, die mit der höheren und niederen Bildungsstufe verbunden ist; in diesem Sinne zeichnete sich z. B. in Florenz vor den andern Stadtteilen einst der vielgenannte Mercato vecchio, zeichnen sich jetzt die beiden Camaldoli dies- und jenseits des Arno aus, deren Frauen besonders, *ciane* genannt, mit ihrem endlosen Gezänke und Geklatsche als

die Trägerinnen des eigentlichen Florentinisch erscheinen. Vielmehr habe ich solche Gegensätze im Sinne wie er in Venedig von den Bewohnern der gleich weit vom zivilisierten Zentrum entfernten Bezirke Castello und Canaregio, den Castelani und Nicoloti hervortritt; beide befehdeten sich früher mit Erbitterung, betitelten sich, da meistens jene dem Seemanns-, diese dem Fischerstand angehören, schon vor Jahrhunderten „Pechfresser“ und „Krebs“- oder „Schneckenfänger“ und singen noch Spottlieder aufeinander. Eine ähnliche Rivalität herrscht in Rom zwischen den Montigianern und den Trasteverinern; auch sie lieferten sich einst förmliche Schlachten, indem sie sich auf dem Palatin und auf dem Aventin gegenüber lagerten, dann von den Einen ein regelrechter Angriff mit Steinwürfen eröffnet wurde und ein nicht unblutiges Handgemenge im Zirkus Maximus die Entscheidung gab. Von der etwas verflachten Sprechweise der Popolani auf dem einstigen Campus Martius heben sich nun als derbere und charakteristischere sowohl die der Monti als die von Trastevere ab; aber ob einer von hier oder von dort stamme, mag selbst ein Einheimischer vielfach nur aus der Wahl und dem Tonfall etwa eines Fluches oder einer Schmeichelrede mehr erraten als erkennen. Stärker mufs in dem dritthalb so grofsen Neapel die von der Schriftsprache so abweicheinde und daher weit weniger beeinflufste Volksmundart etwa zwischen Capo di Monte und der Chiaja und dem Mercato variieren. Schliefslich führe ich noch eine Bemerkung LOTTO LOTTIs an, welcher vor zweihundert Jahren den Entsatz Wiens im bologneser Dialekt besang. Er sagt: „Das Bolognesische ist ein gemischtes Idiom, und Ausdruck, Aussprache, Betonung, Sprichwörter wechseln

von einer Ecke der Stadt zur andern; denn wer an der römischen Strafse, genannt Strà maggiore wohnt, scheint den Romagnolen nachzuahmen; wer zwischen dem Tore der Strafse S. Stefano bis zum Tore von Saragozza, nähert sich dem Florentiner, wer zwischen dem Tore von S. Felice und Galliera, hat etwas von lombardischer Sprache an sich; und von da bis zum Tore Sanvitale findet eine Anähnlichung an das Ferraresische statt. Dies hat seine Ursache in dem näheren Verkehr mit den Fremden, welche aus den genannten Gegenden zusammenströmen." Die Tatsache wird im wesentlichen richtig, etwas wohl von der Phantasie LOTTIs ausgeschmückt sein; die Erklärung möchte ich verallgemeinert wissen. — Ganz aus dem Spiele zu lassen sind die Schriftsprachen, die aus künstlicher Züchtung von Dialekten hervorgegangen sind. Man bedenke übrigens dafs je weiter wir zurückgehen, desto mehr der Unterschied zwischen Schriftsprache und Dialekt sich verwischt. Selbst in den meisten Proben von Mundarten die man neuerdings in rein linguistischem Interesse aufgezeichnet hat, schimmert der Einflufs der allgemeinen Sprache, besonders in der Darstellung der Aussprache durch. Wird eine Mundart literarisch behandelt, etwa gar in so hohem Mafse wie die neapolitanische, so ist es unvermeidlich dafs sie eine gewisse Reinigung und Glättung erhält, am wenigstens unter der Feder des Komikers, am meisten unter der des Epikers. Mit noch weniger Treue wird da ein Dialekt in der Schrift wiedergegeben wo es sich darum handelt volkstümlich-verständlich zu sein oder die charakteristischen Merkmale desselben denen anderer gegenüberzustellen, wie denn die Italiener des 16. und folgenden Jahrhunderts sich mit Vorliebe dem Vergnügen

hingaben Leute wie Venezianer, Bergamasker, Genueser, Bologneser, Neapolitaner, die im wirklichen Leben sich gar nicht oder sehr schlecht verstehen, auf der Bühne die vertraulichsten Gespräche führen zu lassen. Steigen wir endlich zu den Anfängen der italienischen Literatur empor, so finden wir eine ganze Menge von Munizipaldialekten in dem ehrgeizigen Bestreben, durch Verzicht auf die auffälligsten Besonderheiten und Kondeszendenz gegen die übrigen, sich zum Range von Schriftsprachen zu erheben. Und ohne DANTES siegreichen Stern würde unter ihnen wahrscheinlich je einer im Norden und Süden (man denke an Spanien und Frankreich) in dem Kampfe ums Dasein, freilich unter manchen Opfern und Zugeständnissen, den Sieg davongetragen haben. In der Tat besitzen wir alte Denkmäler einer beginnenden oberitalienischen Sprache, auf diese wohl bezieht sich der Ausdruck „lombardisch" z. B. bei OSWALD VON WOLKENSTEIN und in den Leys d'amors. Ebenso bediente man sich noch im 14. und 15. Jahrhundert, wie ich aus vielen Handschriften dieser Zeit ersehen habe, in dem römisch-neapolitanischen Strich einer allgemeineren Sprache ohne bestimmte lokale Färbung; wenn man diese z. B. in der nach GIOVANNI VILLANI benannten Chronik von Parthenope für Neapolitanisch hält, so tut man wohl daran den Brief des BOCCACCIO zu lesen um den Abstand von diesem kennen zu lernen. Übrigens ist noch jetzt die italienische Schriftsprache nicht zu der Gleichförmigkeit und Einheit wie z. B. die so viel jüngere französische, durchgedrungen; daher manche zwischen Lombarden, Toskanern und Neapolitanern ausgefochtene Fehde.

Ein Umstand mehr welcher das Bild des Stammbaums auf die Entwicklung des Romanischen unanwendbar

scheinen läfst, ist die breite Basis dieser. Das Sprachgebiet erweiterte sich nicht allmählich im Verhältnis zu einer gleich- und regelmäfsigen Zunahme der Bevölkerung, sondern sprungweise durch kriegerische und moralische Eroberungen. Blicken wir über den Atlantischen Ozean hinüber; wir können uns von dort, wo so vieles noch im Werden ist, Aufklärung über viele und auch über diesen für uns überwundenen Standpunkt holen. Aus der alten nach der neuen Welt wurden verpflanzt Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Englisch. Auf diese Sprachen übten die Sprachen der Einheimischen und der ebenfalls dahin importierten Neger bei den Farbigen und deren Mischlingen, sowie bei einer geringen Anzahl mit ihnen in enger und dauernder Beziehung lebender Weifsen einen aufserordentlich bedeutenden, bei der grofsen Masse der Weifsen, von einer Bereicherung des Wortschatzes abgesehen, fast gar keinen Einflufs aus. Mögen daher die Araukaner im vorigen Jahrhundert ein Spanisch mit völlig araukanischer Grammatik gesprochen haben, oder mag eine ähnliche Entstaltung dieses edeln Idioms auf Curassao unser bis jetzt etwas einseitiges Interesse an dieser Insel vermehren, wir werden uns jetzt die Anwendung davon auf die Urgeschichte der romanischen Sprachen versagen. Uns kommt es darauf an zu wissen in welcher Weise z. B. das Englische nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika verpflanzt wurde. Passierte etwa ein einziger Dialekt den Ozean? Nein, sondern alle möglichen englischen Dialekte. Aber da ihre Vertreter auf die bunteste Weise durcheinandergerüttelt wurden, konnten sie in ihrer Eigenartigkeit nicht fortbestehen; sie glichen sich einander an, und zwar gravitierten sie, wie WHITNEY sagt, nach

der Sprache der Gebildeten als Mittelpunkt. So entstand eine nahezu gemeinsame Sprache, eine *κοινή*, und dies bedeutet es wenn man in gewöhnlicher Redeweise sagt, in Amerika werde nicht so gut, aber auch nicht so schlecht gesprochen wie in England. Setzen wir nun den Fall, die Quellen des unablässigen und starken Menschenzuflusses aus England und den übrigen europäischen Ländern würden verstopft, und es träte infolge davon die Bevölkerung aus dieser beständigen Fluktuation in ein Stadium der Ruhe und Stetigkeit, aufserdem, was schwieriger zu denken ist, es reduzierte sich auch die geistige Einfuhr aus dem Mutterlande auf ein Minimum, so würde zu gleicher Zeit und verhältnismäfsig rasch das Amerikanische in einen bestimmten Gegensatz zum Englischen treten, anderseits innerhalb jenes sich dialektische Verschiedenheit ausbilden. Anfänge hierzu lassen sich schon jetzt nachweisen. Es gibt Amerikanismen die einen stattlichen Band füllen, und wenn auch der „amerikanische Akzent“, die „drawling“, dehnende und näselnde Aussprache, die die Ohren zartfühlender Engländer so empfindlich verletzt (z. B. *ênd* = *ĕnd*, *dawg* = *dŏg*), zunächst Eigentum der Yankees ist, so hat er doch Aussicht Gemeingut zu werden; vergegenwärtigen wir uns nur z. B. die erstaunlich raschen Fortschritte die der Berliner „Akzent“ gemacht hat und noch macht. Beispiele von mehr Besonderheit sind dafs man in Neuengland *kyow* für *cow*, *dyoo* für *do*, im Westen *streech* für *stretch*, *thar* für *there*, *wunst* für *once*, im Süden *year* für *ear* und *here*, *ídea* für *idéa*, *ŏnly* für *only* sagt. Viele solcher Lautwandlungen, vielleicht alle sind in den Mundarten des Stammlands zu entdecken, z. B. *hoss* für *horse* in Nord-, *hoose* für *house* in Südengland. Obwohl ich nun

die Möglichkeit selbständigen Ursprungs derselben auf amerikanischem Boden nicht leugnen will, so ist es doch wahrscheinlich dafs alte dialektische Neigungen, partikularistische Regungen, die zum besten des Gemeinwohls, nämlich der Verständlichkeit, unterdrückt worden, unter gewissen günstigen Bedingungen wieder aufgelebt sind, um sich gegriffen und sich gleichsam eine neue Heimat geschaffen haben. Doch ist festzustellen dafs auch ohne diese mitgebrachten Erinnerungen und ohne die abändernde Kraft die ohne Zweifel dem holländischen Elemente im Staate New York, dem deutschen in Pennsylvanien, dem französischen in Louisiana und dem spanischen in Florida innewohnt, die Sprachdifferenzierung vorwärtsgehen würde. Und zwar unter der angedeuteten Voraussetzung primitiverer Geisteskultur so rasch dafs nach Jahrhunderten die Menge und Mannigfaltigkeit der alten englischen Mundarten vielleicht schon überflügelt wäre. Wollte man dann einen Stammbaum des Englischen entwerfen der sich in zwei Äste, das Amerikanische und das Grofsbritannische, teilte, die wiederum sich in viele Mundarten spalteten, so würde derselbe den doppelten Fehler enthalten, das Amerikanische dem eigentlichen Englisch zu koordinieren und es mit ihm zugleich entstehen zu lassen, während es doch jünger ist als dessen jüngsten Dialekte, und dann das Amerikanische als Mutter von zahlreichen Dialekten aufzufassen, während es doch als Einheit nie bestanden hat und die äufsere Divergenz mit der innern gleichen Schritt hält. Ganz ebenso ist das Romanische eines beliebigen Gebietes nicht unmittelbar aus der alten Sprache der Stadt Rom erwachsen, sondern aus der allgemeinen, wenn auch gemeinen Sprache, welche zwischen den von Haus aus verschieden redenden

Soldaten und Kolonisten in diesem Gebiete nach seiner Unterwerfung gebraucht wurde. Nach der iberischen Halbinsel kamen z. B. Leute aus allen Gegenden Italiens; nach Gallien mochten sie später nicht nur von hier, sondern aus dem schon romanisierten Spanien (und Afrika) kommen. Demnach würde das Romanisch zeitlich auf verschiedenen Absätzen wurzeln, die wir freilich in ihrer Mannigfaltigkeit und ihren oft unbedeutenden Zwischenräumen nicht verfolgen können; wir wissen zwar dafs in Spanien Baetica, in Gallien die Provincia zuerst die römische Sprache sich vollkommen aneigneten, aber den Gang der Romanisation wiederum in diesen Bezirken kennen wir nicht. In Wirklichkeit ist indessen diese historische Beobachtung für die rein-linguistische Theorie von keinem Belang. Vor der vollständigen Einverleibung der jetzt romanischen Territorien war die Zentralisation des römischen Reiches eine so starke und, wie in Nordamerika, die Bevölkerung in einem solchen Auf- und Abgehen dafs die dialektischen Keime in frischer Strömung nur umhertrieben. Sie konnten sich erst bei eintretender Stagnation kristallisieren, und an dieser hat das Christentum einen aufserordentlichen Anteil. Merkwürdig ist es dafs dieselbe Kirche welche zuerst dem klassischen und einheitlichen Latein so abhold war und die Volksmundarten nach Kräften begünstigte, später wiederum gegen diese sich ablehnend, ja feindselig verhielt und nun Cordilleren und Alpen durch das *Gloria tibi Domini* und *Deo gratias* verbindet. Aber mochten auch hier erst Dialekte ihren ersten Anfang nehmen, während dort sie schon seit lange sich ausgebildet hatten, so kann man ihnen doch nach Verlauf einer gewissen Zeit ihr Alter nicht mehr ansehen; die Dialekte Mittelitaliens variieren

keineswegs stärker untereinander als etwa die Lothringens oder des Elsasses. Die Verschiedenheit zwischen zwei Mundarten hat ihr Jugendalter; sie wächst, dann tritt sie in ihr Mannesalter, d. h. sie verändert sich zwar qualitativ, aber nicht quantitativ. Mit andern Worten: der Divergenz zwischen den gleichen und unverrückten Punkten ist eine Grenze gesetzt welche sie nicht überschreiten kann; dann tritt parallele Entwicklung ein, ja vielleicht Konvergenz. Letzteres bei einem sehr starken Druck der Schriftsprache auf die Volkssprache. Um ein Beispiel anzuführen, so war einst die Mundart von Rom von der toskanischen ungemein verschieden, und mit der neapolitanischen in naher Beziehung; jetzt hat sie sich gleichsam umgewendet, dieser den Rücken, jener das Antlitz zugewendet. — Wir können also ohne einen wesentlichen Irrtum zu veranlassen, das Entstehen dialektischer Färbungen in den einzelnen Gegenden als gleichzeitig ansetzen. Ich habe mit Absicht den Ausdruck „Färbungen“ gewählt; ich möchte Ihnen das Bild des Stammbaums, das ich zurückweise, durch ein anderes ersetzen. Es sei der ganze Länderkomplex romanischer Zunge mit einer und derselben Farbe, mit Weifs, bedeckt, welches die allgemeine Vulgärsprache repräsentiere; dieses Weifs verdunkle sich, nehme verschiedene matte Töne an, welche stärker und immer stärker hervortreten, bis endlich die Farben des Regenbogens unmerklich ineinander überfliefsend vor unsern Augen stehen. Dieses Bild ist, weil es verschiedene, nicht einen einzigen Moment der Anschauung erfordert, zwar ein weniger einfaches als jenes, kommt aber eben darum dem auch keineswegs einfachen Sachverhalt näher.

Wir haben bis jetzt von der geographischen Abänderung als einer Tatsache gesprochen; es gilt nun dieselbe als ein Gesetz zu begründen und zu definieren. Im wesentlichen ist sie eine Folge der Zentripetalkraft, welche anzugleichen strebt, aber nur annähern kann. Daher erklären sich die rascheren Übergänge an den natürlichen und künstlichen Grenzen, und zwar haben mehr als die Machtgebiete weltlicher Herrscher die geistlichen Sprengel zu bedeuten. Indessen läfst sich doch für die geographische Abänderung noch eine tiefere Ursache ausfindig machen. Wenn sich überall aus der gleichen Ursprache eine Menge von Mundarten durchaus selbständig, weil miteinander in keine Berührung tretend, entwickelten, würden sie nicht auch geographisch geordnet erscheinen? A. SCHLEICHER sagt, indem er die Mehrheit von Entstehungsherden der Sprache behauptet: „Von einem gedachten Punkte aus müssen, je nach der Gröfse der Entfernung von diesem Punkte, die Sprachen sich in immer stärker werdender Abweichung von der Sprache des Ausgangspunktes gruppiert haben, da mit der räumlichen Entfernung die Verschiedenheit des Klimas und der Lebensverhältnisse zuzunehmen pflegt“, und er glaubt noch jetzt Spuren einer solchen regelmäfsigen Verteilung der Sprachen wahrzunehmen. Haben sich auf Grund nur gleicher Sprachfähigkeit die Ursprachen in räumlichem Verhältnis abgestuft, so ist dasselbe von den frei und unabhängig auf gleichem Sprachboden emporschiefsenden Dialekten vorauszusetzen. Doch ändert sich die Sprache nicht direkt auf Grund äufserer Bedingungen ab, sondern als integrierender Teil des Menschen, der nicht nur von Norden nach Süden, sondern ebenso von Westen nach Osten sich körperlich und geistig

abändert. Man hat dieses aus den modifizierten Sprachwerkzeugen, jenes aus dem Nationalcharakter zu erklären versucht; meiner Ansicht nach liegt der Punkt wo die Sprache ansetzt, eher in der Mitte, etwa in der nervösen Organistion des Menschen, sagen wir kurz in seiner Stimmung. Diese Stimmung findet ihren unmittelbaren Ausdruck in dem musikalischen Rhythmus, dem Einzigen was jeder Sprache und jeder Mundart durchaus eigentümlich ist, was sie mit keiner andern teilt. Es ist dasjenige was uns bei Erlernung einer fremden Sprache von der eigenen am letzten anhaften bleibt, wenn wir auch die Aussprache überwunden haben. Wir erkennen ihn nur bei Vergleichung grofser Verschiedenheiten, wie wir einen Berliner, einen Dresdener und einen Wiener durch ihn, auch bei genau gleicher qualitativer Lautierung unterscheiden würden. Es wäre wünschenswert dafs man den Rhythmus von vielen verwandten Mundarten durch Noten darstellte; ich glaube, es würde die Brücke zwischen Physiologie und Sprachwissenschaft, die bis jetzt nur aus einer gewissen Entfernung zueinander herüberblicken, geschlagen werden.

Auf das musikalische Prinzip hat man auch bei der Frage über den Ursprung der Sprache Rücksicht genommen, einer Frage welche überhaupt mit der vorliegenden über den Ursprung der Dialekte einige Verwandtschaft zeigt. Wir müssen nun im Auge behalten dafs aus dem Rhythmus zunächst die lautlichen Erscheinungen eines Dialektes hervorgegangen oder doch im Einklang mit ihm eingetreten sind; der Rhythmus wird nicht umgekehrt, wie man zuweilen gemeint hat, durch die Folge der Konsonanten und Vokale und ihr Verhältnis zueinander gebildet.

Wenn Leipzig französisch würde und jede Erinnerung an die deutsche Sprache mit einem Schlage schwände, so würde allein der Leipziger „Akzent“ die wesentlichsten Veränderungen in der französischen Sprache hervorrufen. Wer je einen Römer des niedern Volkes gehört hat, begreift dafs er nicht sagen kann *fatt*, *grand*, wie der Bolognese, dafs er nicht die Doppelkonsonanz aufgeben kann, wie der Venezianer, sondern sie mit Vorliebe einführt, er begreift wie bei dem starken Hervorheben der Tonsilbe anlautende Vokale schwinden, z. B. *namo* für *andiamo*, *Lisandro* für *Alessandro*, wie der vollere Vokal nach der betonten drittletzten Silbe sich verdünnt, z. B. *commido* für *commodo*, *sabbito* für *sabbato*, wie vor einer Pause trochäischer Wortausgang erwünscht ist, z. B. *cusìne* für *così*, *piùne* für *più*. Wie weit aber der ganze Gang einer Mundart durch diesen Rhythmus bedingt ist, vermögen wir um so weniger zu ermessen als ja die vorausgesetzte Sonderentwicklung fehlt.

Wie vergleichen oder, besser, wie messen wir zwei Dialekte miteinander? Können wir irgendeinen romanischen Dialekt durch eine einzige Formel, gleichsam als Funktion des Lateinischen darstellen? Nein, sondern nur durch eine Reihe von Formeln, welche die verschiedenen Veränderungen der Laute, der Wortformen, der Bedeutungen usw. ausdrücken. Und zwar stehen diese in keinem notwendigen Zusammenhange; täten sie dies, so müfste ihr gemeinschaftlicher Ausgangspunkt, müfste eine Formel für die Gesamtveränderung gefunden werden. Aber greifen wir einen beliebigen Dialekt heraus und stellen die Lauteigentümlichkeiten, welche ja immer noch das Charakteristischste sind, zusammen, so werden wir bemerken dafs

die meisten derselben, ja vielleicht alle auch anderwärts vorkommen. Das Französische z. B. — wir denken uns die Schriftsprache als einen bestimmten Dialekt — scheint vieles Besondere zu haben; und doch sind wir dem *e* für *a* in Italien begegnet und begegnen ihm in Tirol und Graubünden, kommen die Laute *ö* für *o*, ital. *uo* und *ü* für *u* in Oberitalien, Tirol und Graubünden vor, nasales *n*, freilich nicht immer das nasale *n* des Französischen, in Portugal, Oberitalien, Tirol, Graubünden, vor *a* gequetschtes *c* in einem Teile Südfrankreichs, in Graubünden, Tirol, Friaul. Demnach besteht der Charakter eines Dialektes weniger in der Art seiner Abänderungen als in der Wahl derselben. Nun werden Mundarten, je näher sie sich räumlich stehen, desto mehr Abänderungen gemein haben. Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen beschreiben. Nur ausnahmsweise hat eine Lautformel nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet, sondern mehrere getrennte. Dem liegen verschiedene Ursachen zugrunde. Zunächst ist zu bemerken daſs die Trennung oft nur eine scheinbare ist. So stehen span. *hecho*, prov. *fach* fremdartig zwischen port. *feito* und franz. *fait*; aber jene beiden Formen sind nur Fortentwicklungen von *feito*, *fait*; die Verbindung existiert, aber sie ist verdeckt. Im Französischen und Portugiesischen lauten *j* und *g* vor *e*, *i* wie *ž* (im Provenzalischen etwas altertümlicher, noch *dž*); so lauteten sie einst und zwar wenigstens noch bis ins 16. Jhrh. hinein im Spanischen, haben aber hier jetzt eine gutturale Aussprache. In einem zweiten Falle existierte ebenfalls ursprünglich Verbindung, aber es ist dann eine wirkliche Trennung eingetreten, in-

dem entweder von schwankend nebeneinander bestehenden Formen im mittleren Gebiete eine andere durchdrang als zu beiden Seiten, oder von seitwärts sich eine fremdartige keilförmig dazwischen schob. Schwer von diesem ist der dritte Fall zu scheiden, in welchem die gleiche Lautentwicklung an verschiedenen Punkten unabhängig voneinander vor sich ging, indem dann doch wenigstens die gemeinromanische Fähigkeit dazu angenommen werden mufs. Wenn z. B. manche Mundarten fast regelmäfsig *r* an Stelle von *l* setzen, so findet sich anderseits kaum eine romanische Mundart in der Vertauschung von *r* und *l* nicht wenigstens vereinzelt auftrete. Mit diesem Fall ist wiederum der vierte verwandt, in welchem ebenfalls die durchaus gleiche Erscheinung in durchaus getrennten Gegenden wahrgenommen wird, aber auf Grund des Einflusses der gleichen oder von nahe verwandten ureinheimischen Sprachen. Wir haben bis jetzt mit Absicht die Einwirkung der ursprünglich über das nun romanische Gebiet verteilten Idiome, wie Iberisch, Keltisch, Ligurisch, Rätisch usw. von unserer Darstellung ausgeschlossen, weil die Art und Weise auf welche sich die romanischen Mundarten gebildet haben, dadurch nicht bedingt ist. Das Vulgärlatein würde — man hat dies oft genug übersehen — zum Romanischen vorgeschritten sein, auch ohne jenen Druck von unten herauf oder den andern weit geringeren von oben herab den Arabisch, Germanisch und Slawisch ausübten. Aber im Detail ist allerdings jene Einwirkung wichtig genug. Vielleicht sind die alten ethnographischen Demarkationslinien doch nicht so gänzlich verwischt worden. . . . Wenn z. B. im Gaskognischen und im Portugiesischen *n* zwischen Vokalen schwindet, so zeigt uns das Baskische

deutlich aus welcher Quelle die herzuleiten ist, und merkwürdig bleibt nur dafs das Spanische nicht daran teilgenommen hat. In einem fünften Falle endlich handelt es sich nicht um die veränderten Wohnsitze der Urvölker, sondern der Romanen selbst, um teilweise Einwanderungen oder förmliche Kolonisationen. In Sulzberg in Tirol soll die Mundart von Mezzano der römischen, die von Termenago und Castellano der toskanischen, die von Pellizano der modenesischen ähneln, je nach den verschiedenen Zielen der zahlreichen jährlichen Auswanderungen. Eine wirkliche Enklave des Poitevinischen im Gaskognischen, also des Nord- im Südfranzösischen liegt zwischen der Dordogne und der Garonne; sie heifst la Gavacherie, indem die Gaskogner den Titel *gabacho* „schmutziger Kerl", mit welchem sie von den Spaniern belegt werden, auf die seit nahe vierhundert Jahren unter ihnen ansässigen Saintongesen übertragen haben. Dieses Weitergeben mifsliebiger Namen ist eine sehr häufige Erscheinung und erschwert zuweilen die geographischen Bestimmungen (wie die von Muffrika zwischen Deutschland und Holland) beträchtlich. — Die Gebiete der Mundarten lassen sich also nicht, wohl aber die der verschiedenen Formen die ein lateinischer Laut annimmt, innerhalb fester Grenzen einschliefsen, es lassen sich Stammbäume nicht von jenen, wohl aber von diesen aufstellen.

Das steht im allgemeinen fest dafs eine Lauteigentümlichkeit die ein gewisses gröfseres Terrain beherrscht, nicht überall gleichzeitig, durch die gleichen oder ähnlichen natürlichen Bedingungen ins Leben gerufen wurde, sondern nur an einem Punkte und dafs sie von da allmählich um sich griff . . . Sie wird sich nach allen Seiten ziemlich

gleichmäſsig ausgebreitet haben, ihr Ursprung also gewöhnlich nicht an den Grenzen ihres Gebietes liegen. Entwerfen wir nun eine Karte, auf der wir die Umfassungslinien aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen vermittelst deren das Latein zum Romanischen sich abgeändert hat, angeben, so werden wir in diesem Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wo sich mehr kreuzen, wahrnehmen, d. h. wir werden Übergänge statuieren. Aber wir werden dadurch noch lange keine Klassifikation gewinnen, sondern im günstigsten Falle gewisse Hauptpunkte der Ausstrahlung erkennen, die aber doch wieder mit denen zweiter, dritter usw. Gröſse eine fortlaufende Reihe bilden. Ein rein mechanisches Abwägen aller verschiedenen Merkmale ist im einzelnen unausführbar, unstatthaft überdies deswegen weil ja der Wert dieser Merkmale nicht gleich ist. Wollen wir je das wichtigste als Einteilungsgrund herausgreifen, so ist die Frage nach der Wichtigkeit auſserordentlich schwer zu entscheiden, mit Sicherheit nur bei der Erkenntnis eines Lebenszweckes der Sprache. Nehmen wir aber mehrere wichtigste Charaktere an, so sehen wir daſs in einem zwei Sprachen miteinander übereinstimmen, in dem andern voneinander abweichen. Welche Hauptscheidung sollen wir z. B. unter den romanischen Sprachen machen? . . . So verschieben sich die Umrisse die wir fixiert zu haben glauben bei jedem Schritt den wir vorwärts tun.

Das einzige Mittel, nicht um Dinge zu klassifizieren die ihrer Natur nach nicht klassifizierbar sind, aber doch um sie dem Betrachter in einer gewissen Ordnung erscheinen zu lassen, ist die Feststellung willkürlicher Punkte,

gleichsam trigonometrischer, nach welchen andere bestimmt und das ganze Gebiet vermessen wird. Die einen Punkte sind natürlich passender als die andern; am passendsten die Schriftsprachen. Wir wollen eine Mundart an Frankreichs oder Italiens Grenze bestimmen; wir untersuchen ob sie sich der französischen oder der italienischen Schriftsprache mehr nähert — vielleicht steht sie von beiden ziemlich gleich weit ab. Doch dürfen wir eben nie dabei vergessen dafs diese Bestimmungen nur relativ sind; eine Mundart die wir dem Sprengel von Rom zuweisen, wenn es sich um Rom oder Paris handelt, wird vielleicht nicht mehr zu demselben gehören können wenn wir den einen Schwerpunkt von Paris nach Marseille verlegen. Das Wallonische wird nur gezwungenermafsen dem Französischen zugerechnet; es ist der Ansatz zu einer besondern Sprache erkennbar, deren Ausprägung nur von der rein äufseren Erweiterung des romanischen Gebietes über Holland und den Nordwesten Deutschlands abhängig war. Ganz ähnlicherweise hat man das Friaulische nur so lange als einen, wenn auch sehr eigenartigen, italienischen Dialekt betrachtet als man seinen Zusammenhang mit den romanischen Mundarten Tirols und Graubündens nicht erkannt hatte.

... Ich habe über die Klassifikation der romanischen Sprachen sprechen wollen, und ich habe gegen sie sprechen müssen; ich glaube aber dafs selbst dieses negative Resultat insofern ein Gewinn ist als dadurch die Erklärung von nicht wenigen Erscheinungen in der Geschichte dieser Mundarten erleichtert wird.

352, 5 ff.

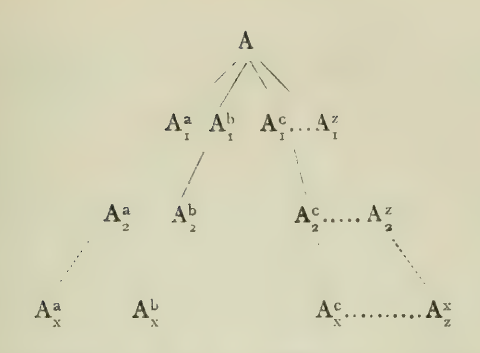
SPRACHVERWANDTSCHAFT.

Die Auffassung der sprachwissenschaftlichen Grundfragen ermangelt noch immer der Einhelligkeit, die sich nach so vielen trefflichen Arbeiten erwarten liefse; fast könnte man sagen, das grofse Gedränge habe den allgemeinen Fortgang gehemmt. Die streitigen Punkte heben sich entweder nicht genug aus der lehrhaften Darstellung heraus oder sie erscheinen wiederum in allzugrofser Absonderung. So halte ich es denn nicht für überflüssig, meine Ansichten über eine Gruppe der wichtigsten Fragen, nämlich über die Sprachverwandtschaft, hier so kurz und scharf wie möglich vorzutragen, selbst auf die Gefahr hin, manches Wesentliche beiseite zu lassen. Sollte auch jedes einzelne schon von andern bemerkt oder angedeutet worden sein, so wird doch der Zusammenhang, in welchem ich es bringe, nicht verfehlen, neue Gedanken anzuregen.

Mit vergleichender Sprachwissenschaft meinen wir auch heute noch die der arischen Sprachen, obwohl daneben andre vergleichende Sprachwissenschaften bestehen und entstehen. Der kurze Ausdruck bliebe besser der Gesamtheit der Sprachen vorbehalten. Jede vergleichende Sprachwissenschaft hat es mit einer Gruppe untereinander verwandter Sprachen zu tun, und diese Verwandtschaft wird erst durch Vergleichung ermittelt. Es bildet also die Vergleichung den Anfang; ihr Wahrspruch kann auch auf nicht erwiesene Verwandtschaft lauten, nie auf erwiesene Unverwandtschaft.

Was Sprachverwandtschaft bedeutet, ist kaum irgendwo deutlich auseinandergesetzt worden, und zwar nicht ohne

Schaden auch der besondern Zwecke. Wir werden nicht an die Dinge herangeführt, sondern mitten in sie hineingestellt. Allerdings trägt der Ausdruck den Anschein der Selbstverständlichkeit, damit aber zugleich die Gefahr des Mifsverständnisses, und das Mifsverständnis ist durch den Trieb gefördert worden, der im vorigen Jahrhundert aufkam, die Sprachwissenschaft von den Geisteswissenschaften loszulösen und an die Naturwissenschaften anzuschliefsen. Bezeichnungen wie Vorstellungen, die diesen eigentümlich sind, verpflanzte man in sie hinein. Nicht nur verglich man die Sprache mit einem Lebewesen, einem „Individuum", man nahm sie geradezu dafür. G. VON DER GABELENTZ sagte 1891 (Sprachw. 11): „So reden wir von Sprachfamilien und Sprachstämmen, von Tochter- und Schwestersprachen, kurz von verschiedengradigen Verwandtschaften. Diese Ausdrücke sind längst in der Wissenschaft eingebürgert und völlig unverfänglich; denn niemand wird vergessen, dafs die Genealogie der Sprachen nicht Reihen verschiedener Individuen darstellt, sondern verschiedene Entwicklungssprachen desselben Individuums." Diese Ausdrücke sind keineswegs unverfänglich; sie nähren falsche Auffassungen. Der Unterschied allerdings zwischen der stetigen Fortsetzung, wie sie sich z. B. vom Lateinischen zum Romanischen zeigt, und der menschlichen Fortpflanzung springt in die Augen. Eher vermögen „Schwestersprachen" in uns die Vorstellung von wirklichen Schwestern zu erwecken; dann lehrt uns aber sofort die Überlegung, dafs, wo es keine Abtrennung des Kindes von der Mutter gibt, es auch keine Geschwister geben kann. In Wirklichkeit stellt sich die „Nachkommenschaft" des Lateins und anderer Ursprachen etwa folgendermafsen dar:



Nur müssen wir uns das Flachbild verkörperlichen, nämlich den ausgespreizten Fächer als Kegel denken mit einer Grundfläche gekreuzter Linien. Alle diese Linien bedeuten Reihen, zeitliche (A, $A^a_1 \ldots\ldots A^a_x$) oder räumliche (A^a_x, $A^b_x \ldots\ldots A^z_x$), das heifst je entfernter die Glieder voneinander in Zeit und Raum sind, desto entfernter auch ihrem innern Wesen nach. Entwicklung und geographische Abstufung ergänzen sich als Vorgang und Ergebnis. Beide können sehr ungleichmäfsig in die Erscheinung treten, ihre Übergänge können bald schroffere, bald sanftere sein. In jene (Wasserfälle oder Steilen) pflegt man Grenzen zu legen, von Sprachperioden oder von Mundarten, und auf die zusammengeordneten Grenzen eine stammtafelartige Einteilung der Mundarten zu gründen. Man verkennt dabei, dafs solche Grenzen an und für sich zu Recht bestehen und doch nicht weiter in Rechnung gebracht werden können. Setzen wir als denkbar einfachsten Fall eine Reihe *a b c d e f g h*, in welcher der Abstand jedes Gliedes von dem benachbarten 1, nur der zwischen dem vierten und fünften 3 betrüge. Ohne Bedenken wird man einen Einschnitt, eine Grenze zwischen *d* und *e* feststellen;

liefse sich aber damit eine Teilung in zwei Gruppen rechtfertigen? Das Wesentliche ist doch die Richtung der Abstände, die von *a* aus wachsen (1 2 3 6 7 8 9). Aus der tatsächlichen Ordnung der Mundarten läfst sich keine Genealogie von ihnen gewinnen, und umgekehrt bietet die Sprachgeschichte, soweit sie unmittelbar gegeben ist, keine Grundlage für eine Gruppierung der Mundarten. Es müfsten denn verschiedene Einteilungsgründe miteinander verknüpft und Heutiges mit Vergangenem vermengt werden. Die geographische Abstufung beruht auf der mehr oder weniger gleichmäfsigen Ausbreitung einer Sprache über ein gröfseres Gebiet und dem naturgemäfsen Verkehr zwischen den Nachbarschaften; sie kann durch geschichtliche Ereignisse in hohem Grad gestört (man denke z. B. an das Durcheinander der berberischen Mundarten), kaum ganz zerstört werden. Es ist ja denkbar, dafs eine Anzahl ganz selbständig erwachsener Mundarten schliefslich in feste Berührung miteinander kommen; es wird sich dann irgendwelche Gemeinsamkeit zwischen je zwei von ihnen, aber keine geographische Abstufung aller herausstellen. Und umgekehrt wird sich aus einer derartigen Kette keineswegs mit Notwendigkeit ein gemeinsamer Ursprung der Glieder ergeben.[1] Aber auch in dem andern Falle,

[1] Ich vermag daher die Bündigkeit des Beweises, den A. TROMBETTI, L' unità d' origine del linguaggio 1905 (13), für seinen Lehrsatz vorbringt, nicht anzuerkennen. Er sagt: „se si dimostra che A è affine a B e B alla sua volta è affine a C, quindi C a D ecc., ne viene di conseguenza (rappresentando col segno = l' affinità, cioè l' identità primitiva): A = B = C = D = ... Z ossia appunto la comune origine di tutti i gruppi linguistici.“ Alles kommt hier auf die Beschaffenheit der „affinità“ an, und diese durfte keinesfalls durch das Gleichheitszeichen dargestellt werden. Darf man denn

wo das Vorhandensein einer Ursprache feststeht, läfst sich diese aus der Reihe der Mundarten höchstens in unsicherer und unvollkommener Weise wiederherstellen, wie wir an Romanisch nnd Latein erproben können. Übrigens besteht zwischen Kette und Reihe kein Gegensatz, sondern nur ein Gradunterschied; wir haben Mischung entweder erst bei ausgeprägten Mundarten, oder sie beginnt schon mit der Spaltung. Mischung durchsetzt überhaupt alle Sprachentwicklung; sie tritt ein zwischen Einzelsprachen, zwischen nahen Mundarten, zwischen verwandten und selbst zwischen ganz unverwandten Sprachen. Ob von Mischung oder von Entlehnung, Nachahmung, fremdem Einflufs die Rede ist, immer haben wir wesengleiche Erscheinungen vor uns; „Vermischung“ würde vielleicht denjenigen eher zusagen, die sich eine Sprache als Lebewesen vorstellen.[1]

---

die Reihe nicht folgendermafsen auflösen: a b . . c d ~ c d . . e f ~ e f . . g h . . . .? Und wie wären diejenigen zu widerlegen, die eine Mehrheit ursprünglicher Sprachen und sodann ihre verschiedenseitige Mischung miteinander annähmen? Denn es geht nicht an, der Mischung von vornherein die Fähigkeit zu einer Rolle von solcher Bedeutung abzusprechen.

[1] Da besonders an dieser Stelle A. MEILLETs und meine Wege auseinandergehen und er neuerdings (1915) die Schwierigkeit der gegenseitigen Verständigung betont, so möchte ich zunächst eine Hauptwurzel dieser Schwierigkeit aufdecken. Sie liegt darin, dafs wir alle, auch die, welche die entschiedensten Gegner einer Verkörperlichung der Sprache sind, doch von den Sprachvorgängen zu reden pflegen, als ob sie sich in der Sprache als etwas Selbständigen und nicht vielmehr in den Sprechenden vollzögen. . . . „La classification généalogique des langues . . . repose sur le sentiment que des sujets parlants ont eu continuement de parler telle ou telle langue.“ Früher hiefs es: „la parenté de langues résulte uniquement de la continuité du sentiment de l'unité linguistique“ (vorher: „le

Greifen wir zurück auf den oben angeführten Ausspruch von von der Gabelentz. Er scheint zu besagen, dafs die Gesamtheit untereinander verwandter Sprachen zwar nicht einer Gruppe von Einzelwesen, so doch einem solchen entspreche, also die verschiedenen Sprachfamilien verschiedenen Einzelwesen. Das ginge jedoch deshalb nicht an, weil hier die Begrenztheit und damit die Selbigkeit fehlt, die das Merkmal des Einzelwesens bildet. Innerhalb einer Sprachenfamilie gibt es keine Grenzen der Veränderungen bis zu völliger Entähnlichung; jede die irgendwo vorkommt, kann auch anderswo vorkommen, Typen und Sprachfamilien decken sich nicht. Von einem ungeheuren Ganzen, das bis in die Anfänge der Menschheit hinaufreicht, liegen uns ein paar Scherben vor; es hängt vom Glücke ab, wieweit es uns gelingt, sie wirklich zusammenzusetzen, jedenfalls können wir sie alle in eine höhere Einheit hineindenken. Goethe schrieb 1787 an Herder: „Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf

sentiment ou la volonté de parler une même langue“). Aber die Sprachverwandtschaft, welche jedenfalls zweierlei umschliefst: Gleichheit und Verschiedenheit, kann nicht „einzig und allein“ auf einer Ursache beruhen, sondern nur auf einer doppelten: dem Trieb zu Neuerungen (mit der Nachahmung von Neuerungen) und dem Bedürfnis, verständlich zu bleiben. Auf jenem beruht ja zunächst die mundartliche Spaltung, und wenn sie nicht wäre, fänden wir nur eine einzige, nicht mehrere Sprachen. Der Drang nach verständlicher Rede ist gewifs etwas Unmittelbareres und Weiteres als der bewufste Wille, eine bestimmte Sprache zu gebrauchen; dafs dieser immer und überall herrsche, wie Meillet annimmt, dem widersprechen zahlreiche mir bekannte und grofsenteils auch von mir bekannt gegebene Tatsachen, darunter eigene Erlebnisse und sogar solche an mir selbst. . . .

von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heifst, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ Der französische Übersetzer von Goethes „Metamorphose“ unterscheidet in der Vorrede (1829) die Geschichte der Pflanze von der Geschichte der Pflanzen; ebenso dürften wir — ohne damit die Angleichung der Sprache an die Pflanze wiederbeleben zu wollen — die Geschichte der Sprache der Geschichte der Sprachen gegenüberstellen.

Mit dem Begriffe der Mischung sind wir schon in einen engeren Kreis von Betrachtungen getreten. Von aufsen gesehen, bot uns eine Sprache nicht das Bild einer abgeschlossenen Einheit dar; nun zeigt sie sich auch ihrem innern Bau nach nicht als eine solche, sondern als eine Zusammensetzung aus Tatsachen, die zwar miteinander in mehr oder minder festem Verband stehen, aber doch nicht in unlösbarem[1] — sonst wäre ja Mischung unmöglich. Eine Sprache ist keine einstoffige Masse, aus der eine Stichprobe genügte; sie ist kein Organismus, der ein *Ex ungue leonem* verstattete; aber die Einheitlichkeit ihres

[1] Selbst dichte Zusammenschlüsse, wie die Flexionsendungen, sind gegen Einbruch von Fremdem nicht gesichert; ich erinnere an das lat. *-eta-* im bask. Plural, das franz. *-s* im deutschen Plural, das kaukas. *-k̔* im armen. Plural, das armen. *-iw* im georg. Instr. . . .

Gebrauchs täuscht uns eine Einheitlichkeit ihrer Entstehung vor. Aus einem einzigen Worte erkennen wir die Sprache, der es angehört, und nun glauben wir aus dem erwiesenen Ursprung dieses Wortes auf den Ursprung sämtlicher mit ihm vergesellschafteten Wörter oder überhaupt Sprachtatsachen schliefsen zu dürfen. Schon König Psammetich verfiel in diesen Fehler, als er um des Wortes ΒΕΚΟϹ willen das Phrygische für die älteste Sprache der Welt erklärte. Ein derartiges *Pars pro toto* läfst sich nicht einmal als „heuristisches“ Verfahren rechtfertigen.[1] Jede Sprache erfreut sich mehrerer Verwandtschaften, die natürlich nach Umfang und Wert ungleich zu sein pflegen, sie werden in einer Formel zusammengefafst, die irgendwelcher Verkürzung oder Vereinfachung fähig ist, wozu es weiterer Erwägungen bedarf. von der Gabelentz sagt 272: „Die Genealogie hält sich an den Satz: *Denominatio fit a potiori*, ordnet eine jede Sprache derjenigen Familie zu, der sie der Hauptsache nach zugehört, und ist damit bis in die neueste Zeit gut gefahren.“ Was aber haben wir nun als die Hauptsache anzusehen und

[1] Das gilt besonders für die erloschenen Sprachen, von denen wir nur Bruchstücke, zum Teil noch unverständliche, besitzen. Wie kann da ein gewaltiges X von der kleinen, flackernden Lichtquelle einiger Wortformen beleuchtet werden? Sehr beherzigenswert ist der Schlufs von G. Herbigs Abhandlung: Kleinasiatisch-etruskische Namengleichungen (1914). Er sagt u. a.: „Wenn wir von der lateinischen oder der phrygischen Sprache z. B. nur die unter starkem etruskischen oder kleinasiatischen Einflufs stehenden Eigennamen hätten [man denke auch an die romanischen Personennamen germanischen Ursprungs], könnten wir zu Verwandtschaftsschlüssen kommen, die von der Wahrheit weit abweichen.“

warum? Das gesamte Sprachgut spaltet sich in zwei Schichten: äufsere Sprachformen und innere. Die Übereinstimmungen mit andern Sprachen erweisen sich im allgemeinen bei den ersteren als Ergebnisse der Verwandtschaft i. e. S., das heifst der geschichtlichen (genetischen), bei den letzteren bleibt es wenigstens zunächst unentschieden, ob sie auf dieser Verwandtschaft beruhen oder auf elementarer.[1] Das gleiche gilt für die Naturwörter (Schall-, Lall-, Empfindungswörter) und alles rein Lautliche, insofern es eben keinen Bezug auf die Bedeutung hat. Mit den äufsern Sprachformen ist also gröfsere Sicherheit verbunden; besonders hebt sich das Neue vom Alten deutlicher ab, doch vermögen wir in sehr vielen Fällen nicht zu unterscheiden, ob etwas entlehnt oder urverwandt ist. Weit häufigerem und stärkerem Zweifel sind wir bei den innern Sprachformen ausgesetzt; hier helfen uns keine „Lautgesetze",[2] auch entspricht dem gesammelten Stoff

[1] Dieser Begriff der elementaren Verwandtschaft ... hängt mit dem obenberührten der allgemeinen Spracheinheit zusammen und ist von dem andern, dem der geschichtlichen Verwandtschaft, nicht kernverschieden; ich habe auch deshalb keinen ganz abweichenden Ausdruck gebrauchen wollen, wie etwa den aus der Chemie oder der Tonkunst zu entlehnenden „Affinität".

[2] Wenn z. B. in deutschen oder romanischen Mundarten ebenso wie im Slawischen die Ausdrucksweise „wir setzen sich" (für „uns") besteht, so liegt hier klärlich teils elem. Verwandtschaft, teils Entlehnung vor, vielleicht teils beides zugleich; doch ist die örtliche Abgrenzung fast unmöglich. — Wir könnten daran verzweifeln, manche Rätsel der Vergangenheit zu lösen, ja, wegen schon gelöster bedenklich werden, wenn wir wahrnehmen, welche harten Nüsse uns gerade die jüngste Gegenwart zu knacken aufgibt. Wie wir nicht ermittelt haben, woher *tachinieren* und *boche* stammen, so wissen

noch keine hinlänglich vertiefte Bearbeitung. Zugunsten der äufsern Sprachformen als der „Hauptsache“ dient nun auch der Umstand, dafs wir schon mit ihnen allein uns immer bis zu einem gewissen Grade verständlich machen können, hingegen mit den innern Sprachformen allein durchaus nicht. Hingegen mag die Forschung, indem sie die Rücksicht auf das Praktische verschmäht, behaupten, die innern Sprachformen seien das Wesentlichere, wie der Kern gegenüber der Schale, das Knochengerüst gegenüber dem Fleische. Hiermit sind wir beim eigentlichen Streitpunkt angelangt, der allerdings für die meisten Sprachforscher keiner mehr ist. Sie bekennen sich zu der Formel, deren Aufstellung man H. Ludolf (gest. 1704) zum Verdienst anrechnet: die Sprachverwandtschaft offenbart sich nicht im Wörterbuch, sondern in der Grammatik. Bei dieser allgemeinen Anerkennung hat ein unbewufster Kunstgriff mitgewirkt, den die Dehnbarkeit der durch Jahrtausende überlieferten Ausdrücke ermöglichte: man nahm den kleinsten, aber am schwersten wiegenden Teil aus dem Wörterbuch weg und legte ihn in die Wagschale der Grammatik. Oder sind etwa (lieb)*st*, (lieb)*te*, (lieb)*lich*, (lieb)*reich*, (liebe)*voll*, *be*(lieben) nicht ebensogut äufsere Sprachformen wie *du*, *tat*, *gleich*, *reich*, *voll*, *bei*? So liegt denn schliefslich doch beim Wörterbuch die Entscheidung; dafs die einen Bestandteile fester sitzen als die andern, begründet keinen wesentlichen Unterschied. Auch diejenigen Tatsachen, bei denen elementare Verwandtschaft

---

wir auch nicht, ob der mit der Geschwindigkeit von *Mentalität* sich verbreitende Ausdruck: „eine gute Kinderstube gehabt haben“, nicht seine Wiege bei *Baby* und *Nurse* gehabt hat.

möglich ist, schwanken zwischen Dauerhaftigkeit und Veränderlichkeit.[1] Und schon deshalb sind wir vor allem auf den Wortschatz angewiesen, weil viele Sprachen einer eigentlichen Grammatik ermangeln. Ferner möge man nicht mit der Satzfrage beginnen: gehört die Sprache *a* zum Sprachstamme A oder nicht? sondern mit der Wortfrage: wohin gehört *a*? Von vornherein aber sind wir nie auf zwei Möglichkeiten beschränkt. Bekannt sind die gefalteten Vexierwandschirme, die dem Linksstehenden ein ganz anderes Bild bieten als dem Rechtsstehenden. Daran erinnert mich der um das Hettitische entbrannte Kampf: nach F. Hrozný ist es eine arische Sprache mit kaukasischem Einschlag, nach E. Weidner eine kaukasische mit arischem Einschlag. Vielleicht endet er damit, daſs sich die Beobachter in die Mitte stellen und infolgedessen dem Hettitischen eine Mittelstellung zwischen dem arischen und dem kaukasischen Sprachkreis zuerkennen. Bei Trombetti spielen Mittelstellungen eine groſse Rolle und nicht bloſs zwischen zwei Gliedern; so setzt er das Elamische in die Mitte eines Dreiecks: Kaukasisch-Drawidisch-Nilotisch, nachdem er sich auf das bestimmteste gegen die Annahme ausgesprochen hat, es sei eine Mischsprache. Zur Mischung bildet in meinen Augen die Mittelstellung ebensowenig einen Gegensatz wie die Entlehnung (oder der Einschlag). Ich wiederhole bei dieser Gelegenheit die . . . Worte des Ethnologen F. Graebner (1911): „Alles in allem sind jedenfalls die Begriffe der Entlehnung und der Urverwandtschaft nicht absolut, sondern nur relativ verschieden. Der

[1] Als feste Säulen der Sprachwissenschaft galten noch unlängst der isolierende, der agglutinierende und der flektierende Typ; es sind nur ineinander übergehende Aggregatzustände.

Tatbestand der Entlehnung ist der einer verhältnismäfsig schwachen Verwandtschaft." Sprachverwandtschaft ist nicht minder abgestuft wie Personenverwandschaft. Das Baskische hat verwandtschaftliche Beziehungen zum Kaukasischen wie zum Hamitischen; ich hatte jene höher eingeschätzt als diese, hauptsächlich wegen der Übereinstimmung gewisser innern Sprachformen; nun, da sich mir für diese die Möglichkeit elementarer Verwandtschaft ergeben hat, zieht mich die Menge der Wortübereinstimmungen auf die andere Seite. TROMBETTI hingegen rückt das Baskische etwas vom Hamitischen ab und an das Kaukasische heran. Dadurch wird keine wesentliche Verschiedenheit unserer Ansichten geschaffen, und weitere Forschung wird wohl die Verschiedenheit überhaupt beseitigen. Die von TROMBETTI und auch von N. MARR aufgestellte Verwandtschaft des Kaukasischen mit dem Hamito-semitischen schliefst keineswegs die mit dem Arischen aus. BOPPS Arbeit: Die kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstamms (1842. 1847) verdient heutzutage eine, ich will nicht sagen günstigere, so doch anders gefärbte Beurteilung als früher; sie sollte nicht mehr als Schulbeispiel für sprachwissenschaftliche Verirrung dargestellt werden. . . . Wie dem Baskischen, so weist TROMBETTI auch dem Etruskischen eine Mittelstellung an mit gröfserer Nähe nach dem einen Aufsenglied zu (dem Kaukasischen gegenüber dem Arischen); jedenfalls ist diese Genauigkeit übertrieben, bei der Dürftigkeit dessen, was wir Sicheres über das Etruskische wissen. Geradezu befremdet mich aber die Schärfe, mit der er das Etruskische dem Arischen wohl angegliedert, aber keinenfalls eingegliedert wissen will; denn das widerspricht meinen Anschauungen über

den Ursprung der Mittelsprachen und über die Umgrenzung von Sprachgruppen, insbesondere der arischen mit den beständig sich erweiternden Grenzen. Die Leitgedanken TROMBETTIS über Sprachverwandtschaft treten in dieser Abhandlung, Sulla parentela della lingua etrusca 1908, besonders deutlich hervor; es lag ja auch kräftigste Anregung dazu in der Geschichte der etruskischen Sprachforschung mit ihren so merkwürdigen Schwankungen. Von der unglaublichen Verirrung CORSSENS sagt er, sie sei lehrreich, weil sie wieder einmal zeige, wie eine anscheinend strenge Methode zur Eroberung der Wahrheit nicht genüge, sondern dazu eine glückliche Intuition gehöre. Und man müsse auch beachten, dafs es nicht nötig sei, aus dem uns verfügbaren Stoffe mehr entnehmen zu wollen, als er seiner Natur nach bieten könne, sonst werde keine wissenschaftliche Arbeit geleistet, sondern das Gegenteil.[1] Beides ist richtig, und doch steht das Verpönte mit dem Wünschenswerten in engem Zusammenhang. Die wissenschaftliche Ertragfähigkeit irgendwelchen Stoffes läfst sich von vornherein nicht bemessen, und wir alle begehen daher Überschreitungen, und nicht am wenigsten TROMBETTI, in wie bewundernswerter Weise er auch Besonnenheit und Kühnheit zu vereinigen weifs. Wir haben hier nur den unerwünschten Überschufs der für den Forscher unent-

[1] „L' incredibile sua aberrazione è istruttiva, in quanto per essa si dimostra ancora una volta come non basti un metodo in apparenza rigoroso per la conquista del vero, ma occorra una felice intuizione. E dobbiamo pure osservare che non bisogna cercar di trarre dai materiali che sono a nostra disposizione più di quanto essi possono dare per loro natura, altrimenti non si fa opera scientifica, bensì anti-scientifica" (9).

behrlichen Einbildungskraft, von der sich anderseits die „glückliche Intuition“ abzweigt. Diese ist wohl nicht ganz dasselbe wie die Intuition von BERGSON oder B. CROCE und ganz etwas anderes als die farbigen Brillen des berühmten MEZZOFANTI, mit dem sich TROMBETTI der gleichen Vaterstadt rühmt. Sie waren Märchenbrillen, durch die man eine Sprache als Organismus wahrnahm.

Man wird finden, daſs mit den bisherigen Auseinandersetzungen noch keine völlige Klarheit erzielt worden ist. Wenn ich sage: die Knochen sind dauerhafter als das Fleisch, so bedarf es keiner Erläuterung; aber was soll das heiſsen: bei der Sprache ist das eine dauerhafter, das andere veränderlicher? Die Sprache ist ja kein Ding, sie ist eine menschliche Betätigung: genauer müſste man sagen: die Sprechenden halten das eine fester als das andere. Im allgemeinen dürfen wir von der Beziehung der Sprache auf die Sprechenden absehen und sie behandeln, als ob sie eine Substanz wäre; wir pflegen nicht zu sagen, daſs eine Sprachtatsache verändert wird, sondern, daſs sie sich verändert; wir fühlen unsere Triebe und Strebungen in die Sprache hinein. Aber dann und wann muſs das wahre Wesen der Sprache doch hervorgekehrt werden, und so kommt hier ans Ende, was von Rechts wegen an den Anfang gehört hätte. Die Sprachverwandtschaft bildet die Stammverwandtschaft ab, und diese wiederum die Personenverwandtschaft. In der Tiefe decken sich Sprachgeschichte und Geschichte der Sprechenden, ohne daſs sich an der Oberfläche ein Parallelismus zu zeigen braucht. Wir nehmen oft starke Volksmischung bei ziemlich einheitlicher Sprache wahr und umgekehrt. Das rührt eben von der mannigfachen Einwirkung der gesellschaftlichen Kräfte

her. Was das streitige Verhältnis zwischen den äufsern und den innern Sprachformen anlangt, so führt uns die Beobachtung unseres eigenen und des uns umgebenden Sprachlebens sowie das Studium des vergangenen, vor allem des Sprachenwechsels, oft zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Als Glaubenssatz gilt allgemein, dafs die ursprüngliche Sprache durch die neu angenommene immer „durchschlage“. Aber welche Seite, welcher Teil von ihr? Früher neigte man dazu, den verrömerten Kelten ein verrömertes Keltisch entsprechen zu lassen, ja, man betrachtete die romanischen Sprachen überhaupt als Fortsetzungen der vorrömischen Sprachen, die nur einen lateinischen Überzug erhalten hätten. Doch wieviel keltische und iberische Grammatik können wir denn im Französischen und Spanischen nachweisen? Als Gegenstück dienen jene deutschen Mundarten bei Bevölkerungen deutschen Ursprungs, die als ein Romanisch und Slawisch mit deutschen Wörtern gelten könnten. Wir müssen also die Volksgeschichte kennen, um zu wissen, ob ein AI als A^i oder als I^a zu begreifen ist. Da der Sprachenwechsel an der Kreuzung von Anthropologie, Ethnologie, politischer und Kulturgeschichte liegt und auch bei einer allgemeinen Untersuchung das Eingehen auf zu viel einzelnes erfordert würde, so ist es mir nicht möglich diese Untersuchung auf knappem Raume vorzunehmen; es ist aber auch für meinen Zweck nicht notwendig. Die Erkenntnis, dafs die Sprache eine Tätigkeit ist, genügt, um sie nicht geeigneter für genealogische Darstellung zu erachten als irgendwelche andere Tätigkeit.

Trombetti bezeichnet als höchstes Ziel des Sprachforschers den Nachweis des einheitlichen Ursprungs der

Sprache. Die Einheitlichkeit besteht für mich jedenfalls, sei es auch, indem ich die geschichtliche Verwandtschaft durch die elementare ergänze. Als höchstes Ziel aber bleibt uns auch fernerhin die klare Vorstellung vom Ursprung der Sprache oder, was dasselbe bedeutet, vom Ursprung des Satzes.

793, 518 ff.

V. URVERWANDTSCHAFT, URSCHÖPFUNG.

Es gibt . . . eine ganze Gruppe von Problemen, welche vorzugsweise einen . . . transzendenten Charakter einnehmen, nämlich die welche sich auf die „Urschöpfung“ beziehen. Wie weit sich diese in einer Sprache ausdehnt, und wie tief sie sich umbildend, erhaltend, begünstigend in sie einsenkt, wird der nicht ermessen der von einer subjektiven Auffassung der Lautnachahmung ausgeht und über das geschichtlich Zusammenhängende nicht hinausblickt. DIEZ würde die Wörter *farfalla*, *parpaglione*, *borboleta*, *mariposa* nicht in vier getrennten Artikeln und nicht dergestalt wie er es getan hat besprochen haben, wenn ihm ganz ähnliche Benennungen des Schmetterlings aus weit entlegenen Sprachen gegenwärtig gewesen wären. Ein Romanist als solcher wird schwerlich darauf kommen warum sich im Französischen *(i)ci* und *là* nicht *çà* und *là*, noch *ci* und *li* einander gegenüberstehen; wenn er sich aber davon überzeugt hat in wie vielen Sprachen der Welt das Demonstrativum des Näheren durch den helleren, das des Ferneren durch den dunkleren Vokal, öfter sogar in dreifacher Abstufung gekennzeichnet wird . . . und wie selbst port. *aquí*, *acá* und *alí*, *alá* in kreolischen Mundarten entsprechend ihre Bedeutung abändern, so wird er dort einen Fall von Zuchtwahl erblicken. . . . Dann erst wird er auf jene andere, auch im Romanischen deutlicher hervortretende Erscheinung hinweisen welche darin besteht dafs das Kleinere und das Gröfsere durch den helleren und den dunkleren Vokal voneinander geschieden werden, z. B. *bimb- bamb-*, *pimp- pomp-*, vor allem in den Endungen *-itt*,

-att, *-ott*, wobei denn bald von diesem, bald von jenem Grundvokal ausgegangen, oder auch diese begriffliche Unterschied einem schon bestehenden lautlichen untergelegt wird (vgl. *mimus*, *momus* . . .). Über die „Urschöpfung“ gibt es manches Allgemeinere und Besondere . . .; eine gründliche Würdigung ihres Wesens (gemäfs den beiden oft miteinander sich verbindenden Faktoren des Reflexes und der Nachahmung) und ihrer Erscheinungsformen steht noch aus. So lange wir keine Wörterbücher besitzen welche die Naturwörter — um alle die an denen die „Urschöpfung“ irgendeinen erkennbaren Anteil hat, kurz so zu nennen — aus einer Reihe ganz verschiedener Sprachen ihren Bedeutungen nach geordnet darbieten, werden wir, wo wir uns über die Verpflanzung und Ausbreitung solcher Wörter äufsern sollen, uns mehr oder weniger in Verlegenheit befinden. Ausgeschlossen z. B. erscheint die Verwandtschaft zwischen slaw. **tompŭ* „stumpf“ und dem gleichbedeutenden mal. *tumpul*; mehr als wahrscheinlich die zwischen jenem und dem gleichbedeutenden magy. *tompa*; wie aber haben wir das Verhältnis von magy. *csonka* zu ital. *cionco* aufzufassen? Soviel sich im allgemeinen erkennen läfst, bedürfen die Naturwörter durchaus nicht so günstiger Bedingungen wie die anderen Wörter; gleich Blütensamen fliegen sie weit und breit umher und treiben überall leicht Wurzeln. Was das Letztere betrifft, so ist daran zu erinnern dafs jedes Wort sich um so eher irgendwo einbürgert ein je festerer Anhaltspunkt sich ihm da darbietet. . . . In der Fremde stofsen nun Wörter die nicht Naturwörter, oft auf ihnen ähnliche Naturwörter, oder machen ohne weiteres den Eindruck solcher, und setzen sich so fest. Ein bemerkenswerter Beleg dafür ist das

franz. *vif*, welches in die deutsche Umgangssprache, sogar auch ländlicher Kreise eingedrungen ist und durchaus wie ein einheimisches einfaches Wort, ohne jede Prätension (wie das bei *famos*, *süperb* u. a. der Fall ist), gebraucht wird. Ihm stehen Naturlaute nicht allzufern wie *ps-ps*, *pst*, engl. *whist*, *whisk* usw., welche in den germanischen und romanischen Sprachen eine weite Verwendung auf Hörbares und dann auch auf Sichtbares ... gefunden und im ital. *vispo* ... *visto* ... den Einflufs von *vivo* erfahren haben. ... Auch da wo verschiedene Varianten eines Naturwortes nebeneinander stehen die sich anderswo nachweisen lassen, dürfen wir sie nicht ohne weiteres daher leiten. In vielen Sprachen bezeichnen Wörter „donnern“ und „brummen“ deren allgemeine Formel ist: $\text{Expl.} + r + \frac{o}{u} + \frac{n}{m}\left(+ \frac{t,\, d}{b}\right)$.
Für „Donner“ hat das Romanische immer *tr-*, für das Zeitwort aber auch *br-*, *gr-*. ... Man ersieht hieraus zugleich dafs das *r* von rom. *tron-* > *ton-* im Romanischen selbst gut genug begründet ist ..., immerhin läfst sich nicht mit Bestimmtheit behaupten dafs nirgends bask. *durunda* und kymr. *taran*, ir. *toirn* (alt *torand*) fördernd eingewirkt haben. ... Wenn nun im grofsen Ganzen bei den Naturwörtern Urwüchsigkeit und Entlehnung schwer voneinander zu trennen sind, so werden wir umgekehrt, wo wir derartigen dunkeln Verhältnissen gegenüberstehen, auf den mehr oder weniger onomatopoetischen Charakter der Wörter selbst zurückschliefsen, und dies eben ist bei den romano-magyarischen „stumpf- plump-“ und „Stumpf-Strunk-“ Wörtern der Fall. Eine so vervielfachte Mischung wie ich sie bei diesen gezeigt habe, wird sich bei andersartigen Wörtern kaum vorfinden. Leider fehlt es uns an

Mitteln dieselbe in einer irgendwie befriedigenden Weise zu veranschaulichen; von Stammbäumen ist natürlich da wo eben die genetischen Beziehungen im einzelnen so wenig klar sind, abzusehen, eher liefsen sich auf einer Art Landkarte die tatsächlichen Abstände zwischen Form und Form eintragen, schliefslich aber erwiese sich jede planimetrische Darstellung als ungenügend. Man versuche es einmal alle die Wörter welche mit ital. *tempellare* „bimmeln", „schwanken" in näherer oder fernerer Beziehung stehen, räumlich um dieses zu gruppieren! . . . Man scheint für den Unfug der hier und da mit der „Urschöpfung" getrieben worden ist, diese selbst verantwortlich zu machen wenn man die einfachsten Erklärungen, sobald sie sich auf sie gründen, zurückweist. Freilich wird sich weder die „Urschöpfung" noch der Bedeutungswandel je in ein System so fester Formeln bringen lassen wie der Lautwandel; verdienen aber deshalb jene beiden Seiten der Sprachgeschichte mindere Berücksichtigung als diese? macht sich im Leben der Sprache nicht auch wie im Leben derer die sie reden, der Individualismus geltend, und wird uns diese Erkenntnis nicht zur Verfeinerung und Erweiterung unserer Methoden anregen? 242, 119 ff.

Gombocz schreibt: „Das wichtigste Kriterium für lautnachahmenden Ursprung [eines Wortes] ist schliefslich die grofse Zahl der Formveränderungen". Das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig; die Lautnachahmung äufsert sich nicht notwendigerweise in Variation der Wortform und die Variation der Wortform deutet nicht notwendigerweise auf Lautnachahmung. Letzteres gibt auch Gombocz zu: „allerdings dafs auch Wörter nicht-lautnachahmenden

Ursprungs Formveränderungen unterworfen sind", aber, so fügt er hinzu, „diese lassen sich alle in einer lautlich normal entwickelten Reihe oder in solchen Reihen unterbringen". Wenn dieser Unterschied wirklich dem Magyarischen eignet, dann unterscheidet sich das Magyarische von den übrigen mir bekannten Sprachen, aus denen ich eine lange Reihe von regelwidrigen Formveränderungen nicht-lautnachahmender Wörter anführen könnte. Allerdings sind das Wörter die noch nicht im überlieferten Wortschatz Wurzel gefafst oder in ihm noch nicht Blüten getrieben haben, fremde oder mehr minder fremdartige Wörter beschränkten Gebrauchs, die Namen von Pflanzen, Tieren, Geräten usw. Diese breiten sich oft auf ganz engen Pfaden aus, wandern vom einen zum anderen Individuum, wobei sich denn fortwährend Gelegenheit zu fehlerhafter Auffassung und Reproduktion des Wortes ergibt. Oder aber sie treten von Anfang an in schwankender Gestalt auf, womit sie das Gefühl der Unsicherheit erzeugen das die Entstellungen so recht begünstigt; dann sind eben die Kreuzungen mit schon bestehenden Formen häufig und beginnt auch der nicht durch die Bedeutung vermittelte, lautliche Anklang an andere Wörter zu wirken. Eben deshalb kann ich den gröfseren Reichtum an Formvarianten nicht als ein entscheidendes Zeugnis für Lautnachahmung ansehen. Wohl ober erblicke ich ein solches in der lautlichen Übereinstimmung gleichbedeutender Wörter in einander fernstehenden Sprachen, die nur aus paralleler „Urschöpfung" erklärlich ist und „Elementarverwandtschaft" bezeugt.... Im M[agyar] Et[ymológiai] Sz.[ótár] ... lese ich: „Die vielen magy. Nebenformen von *babrál* machen wahrscheinlich dafs wir mit einem lautmalenden Wort zu tun haben und dafs

zwischen der magy. und der herangezogenen slavischen Wortsippe kein unmittelbarer Zusammenhang besteht". Hier, und nicht nur hier, scheint also der Grundgedanke vorzuliegen daſs Lautmalerei und Entlehnung (wenigstens gleichzeitig) einander ausschlieſsen. Ich stehe auf einem anderen Standpunkt. . . . Die Übernahme eines fremden Wortes kann durch dessen lautmalenden Charakter und die Verbreitung eines lautmalenden Wortes durch das Vorhandensein eines ganz entsprechenden im selben Verkehrskreis begünstigt werden. Wenn auch für das eine wie für das andere deutliche Beispiele vorliegen, so wird doch deren einwandfreie Feststellung häufig nicht in unserer Macht stehen. Die gründliche Behandlung dieses Problems ist nur innerhalb sehr weitgesteckter Umgrenzung möglich, die das komplizierte System der Gründe der sprachlichen Erscheinungen umfaſste. Nun muſs aber ein noch so wissenschaftliches Wörterbuch das praktische Ziel sich vor Augen halten und im allgemeinen den Ursprung eines Wortes bloſs als einfache Entwicklung ansehen. Der Herausgeber muſs gewissermaſsen immer wie ein Diktator auftreten und ein „richtig" oder „unrichtig" sprechen, auch wo er nicht mit seinem Herzen dabei ist.

787, 278 ff.[1]

1898 . . . bemerkte PARODI . . . gegen mich: „Io penso che l' onomatopea sia terreno sdrucciolevole, sul quale non convenga avventurarsi se non colle più grandi cautele". Das alte und immer wieder aufgefrischte Bild von dem Park mit den geraden Spazierwegen und den gepflegten

[1] Aus dem Ungarischen vom Herausgeber übersetzt.

Blumenbeeten, umgeben von sumpfigen Wiesen, in denen sich eine üppige, verlockende Flora regellos ausbreitet! Man warnt uns: nur im äufsersten Notfall sollten wir dieses Gebiet betreten, es drohe uns die Gefahr uns zu verirren oder zu versinken. Und doch ist es uns nur hier verstattet einen tieferen Einblick in das Leben der Sprache zu gewinnen, nicht dort „in dem geheimnisvollen Dunkel einer unerforschlichen historischen Gesetzmäfsigkeit“ (Wundt). Denn dort handelt es sich nur um den einen von den beiden Faktoren der Sprache, um den Laut; hier um beide zugleich, Laut und Bedeutung und zwar in ihrer Beziehung zueinander. Hier liegt, wollen wir die Dinge richtig stellen, für den Sprachforscher das Zentrum und dort, in der Lautgeschichte das Aufsenwerk. Dafs ihm das Lautgesetzbuch so unentbehrlich ist, wie dem Mathematiker die Logarithmentafeln, versteht sich von selbst; aber die Bequemlichkeit des Rechnens darf ihn zu keiner Verkennung der wahren Werte verleiten. Das „Ausnahmslose“ bildet als Ergebnis von Vorgängen selbst eine Ausnahme; die Vorgänge an sich sind weder das eine noch das andere. Das ganze nichtlautgesetzliche Gebiet, welches neben Lautmalerei und Schallnachahmung die Analogiebildung und Wortmischung einschliefst, liefse sich vom überlieferten Standpunkt aus als Gebiet des Unregelmäfsigen, Undeutlichen, Unbestimmten bezeichnen. W. James forderte, dafs dem Vagen in der Psychologie sein Recht zurückgegeben werde. Die von Marty dagegen erhobene Einwendung könnte man auch in unserem Falle vorbringen; wenn aber ein negatives Kennzeichen der Anforderung einer wissenschaftlichen Einteilung nicht entspricht, so mufs man fragen: ist denn eine solche Einteilung überhaupt

unser letztes Ziel? Nehmen wir z. B. die Unterscheidung zwischen Lehn- und Erbwörtern oder gelehrten und volkstümlichen Wörtern; befriedigt sie uns völlig? und wäre es genug, wenn wir sonst ein „halb“ einschalteten? müfsten wir nicht oft zu einem „viertel“ kommen? Noch schwieriger ist die Abtrennung der Schallwörter von den Nichtschallwörtern. Wir werden uns aus dieser Klemme befreien, wenn wir den Gegensatz aufheben, den wir zwischen den beiden Gebieten, der herkömmlichen Anschauung zuliebe, gemacht haben. Das sind ja theoretische Gebiete, einem einzigen wirklichen zugeordnet. Nun ist die Sprachforschung vorzugsweise auf die Etymologie eingestellt, das heifst, mehr auf die Ergebnisse von Vorgängen als auf die Vorgänge selbst. Diese aber scheiden sich nicht scharf in zwei oder mehrere Gruppen, sie hängen alle miteinander zusammen, die wirkenden Kräfte liegen immer bereit, wenn sie auch zu schlafen scheinen. Mit einem Worte, die Vorgänge sind immer komplex. . . . 1891 [hatte ich] den onomatopoetischen Ursprung von rom. *tumbare* und *plumbare* betont, hätte aber deswegen den germanischen Ursprung nicht ganz zurückweisen sollen; zwei Quellen können ja zusammenfliefsen. Aber auch wenn die Annahme der Entlehnung ausgeschlossen wäre, dürften wir nicht vollständig von den entsprechenden Formen anderer Sprachen absehen, da ja ein Schallwort erst an seiner elementaren Verwandtschaft mit Sicherheit als solches zu erkennen ist. Es würde dem Begriff des Vagen schnurrstracks zuwiderlaufen, wollte man hier starre Formen ausfindig machen, die sich den „Lautgesetzen“ gegenüber oder zur Seite stellen liefsen; nur möge man nicht der Methode zuschreiben, was in der Sache liegt.

Eine glatte Sprachentwicklung gibt es nie und nirgends; wir täuschen sie uns nur vor, indem wir die zahllosen räumlichen und zeitlichen Zwischenstufen, die wir nicht wahrnehmen, als nicht vorhanden betrachten. Dem ewigen „Kampf ums Dasein“ zwischen den sprachlichen Gebilden stehen wir gerade dann am nächsten, wenn wir uns um die Erkenntnis von Zusammenhängen wie den hier zu erörternden bemühen, und das mit dem Bewufstsein, dafs uns sichere und feste Ergebnisse versagt sind. An sich genommen, könnte *visto*, *vispo*, *visco* ganz verschiedenen Ursprungs und in Laut und Bedeutung zufällig zusammengetroffen sein. Dann würden sie immerhin ein lautsymbolisches Gefühl auslösen; sie würden sich als sekundäre Naturwörter darstellen, es würde sich eine elementare Verwandtschaft zweiten Grades gebildet haben. Ich bekenne mich, wenigstens im allgemeinen, zu den Anschauungen, die v. d. Gabelentz über diesen Punkt geäufsert hat, und das um so lieber, je weniger ihnen die reinblütigen Etymologen zugänglich zu sein scheinen. Jene drei Formen mögen in ihrer Bedeutung durch *vivo* gestützt worden sein; jedenfalls haben sie selbst sich zum Teil mit diesem verquickt. Zurückführung auf einen Naturlaut *vi* läfst sich nicht begründen, und wenn wir in näher oder ferner liegenden Sprachen so beginnende Wörter mit ähnlicher Bedeutung finden . . ., so mag das wirklich Zufall sein. Ebenso lassen sich für das mittlere *-is-* eine Menge von Anklängen beibringen, ohne dafs damit etwas Bestimmtes bewiesen würde. Das Vorhandensein des lautsymbolischen Gefühls offenbart sich aber, abgesehen von der Wucherung der betreffenden Formen, in der Leichtigkeit ihrer Verbreitung; sie erhalten

gleichsam Flügel und dringen gern über die Grenzen. . . . Wieviel Zweifelhaftes auch diese Zusammenstellung im einzelnen enthalten mag, im ganzen bietet sie doch ein sicheres Ergebnis; anderseits wird sie den Charakter des Vagen nie vollständig abstreifen können, wie vieles auch durch Zuführung neuen Stoffes berichtigt oder bestätigt werden mag. Denn dabei werden die Dinge immer in einem gewissen Grade verschoben und umgeordnet und das verpönte Ignorabimus hat doch seine Daseinsberechtigung. Denkbar ist es ja — ich rede ganz im allgemeinen — dafs alle gegenwärtig lebenden Wortformen und ihre Bedeutungen sich aus tausend und tausenden Ortschaften ausheben liefsen, es würden eben so viele der Vergangenheit angehörige verschwunden sein, nur wenige mit unbedingter Sicherheit zu „erschliefsen“. Das ist nun keineswegs als eine beklagenswerte Tatsache anzusehen; das Wesentliche ist ja, Einblicke in die Vorgänge und die Bedingungen zu gewinnen, denen das Stoffliche unterworfen ist; die Vollständigkeit dieses sollte uns nicht als Ideal vorschweben. 826, 604 ff.

Onomatopoesis; ich würde dafür lieber sagen: Schallwortbildung oder Lautmalerei oder ähnliches, sollte es auch unserer Vorstellung von der Sache nicht ganz entsprechen. Diese gehört in die Grammatik, pflegt aber in den einzelnen Grammatiken entweder gar nicht zu erscheinen oder irgendwo beliebig hineingestopft zu sein, in Laut-, Formen- oder Satzlehre. . . . Für solche [onomatopoetische] Symbole hat allerdings Paul den Namen Urschöpfung eingeführt; aber der bezieht sich auf die Entstehungsweise, nicht auf die Entstehungszeit; Urschöpfungen

hat es von allem Anfang an bis auf den heutigen Tag gegeben. Sie sind also zum grofsen Teil Neuschöpfungen, sind keiner Sprache fremd und nicht als Kennzeichen bestimmter Sprachen anzusehen; so wenig die Gattung wie die einzelnen, lassen sie sich zum Nachweis genetischer Verwandtschaft gebrauchen, immer kann elementare Verwandtschaft den Übereinstimmungen zugrunde liegen. Wenn eine Sprache Schallwörter in auffälliger Weise begünstigt, so ist die Ursache davon nicht in ihrem eigenen Wesen zu suchen, sondern unmittelbar in dem der Sprechenden, in deren Temperament oder Einbildungskraft oder auch in besonderen Verkehrsumständen. Ebensogut [wie eine besondere Neigung zur Onomatopoesis] dürfte man dem Baskischen einen eigentümlichen Trieb zur Wortmischung zuschreiben, die ja hier eine bedeutende Rolle spielt. . . . In bezug auf Kern und Formung zeigen die Schallwörter der verschiedenen Sprachen im ganzen mehr Übereinstimmung und Verschiedenheit, wenn auch diese in breiterer Ausladung auftritt . . . wir könnten immer feinere Spaltungen vornehmen, um immer besondere Wahrnehmungen und Empfindungen zu ermitteln, die sprachlichen Ausdruck gefunden haben. Es wäre gerechtfertigt, solche seelischen Urschätze miteinander zu vergleichen; Reichtum und Armut würden sich, wie schon gesagt, nicht sowohl auf die Sprachen als auf die Sprechenden nach Geschlecht, Alter, Veranlagung, Gesellschaftsschicht verteilen. Ausschliefslich sich auf die Wörterbücher zu verlassen, ist mifslich; manche verhalten sich gegen Schallwörter sehr spröde, andere wiederum, wie gerade das baskische von AZKUE, vielleicht allzu entgegenkommend, bis an die individuelle Sprechweise heran. 813, 397 ff.

GESCHICHTLICH VERWANDT ODER ELEMENTAR VERWANDT?

. . . Alle unsere Spracherwägungen gehen zwischen Einheit und Vielheit hin und her. Bald suchen wir die Einheit als etwas zu Verwirklichendes, sei es eine besondere Schriftsprache, sei es die „Weltsprache“. Meine Ansichten über die Möglichkeit einer künstlichen Gemeinsprache, die den Ansichten anderer Sprachforscher widerstreiten, haben sich hauptsächlich auf jene recht eigenartige Erscheinung gegründet die uns die magyarische Sprachgeschichte darbietet, auf die „Sprachneuerung“; diese hat mich die Tragweite individueller Betätigung ermessen lassen.

Bald wiederum suchen wir die einstige Einheit zu der heutigen Vielheit: Grundsprachen für Gruppen von Sprachen die wir dann als verwandt bezeichnen. Die einzelne Sprachtatsache kann aber auch aus dem Kreis innerhalb dessen sie erwachsen ist, in einen andern Kreis übertreten; dann gilt sie als entlehnt gegenüber dem Erbgut. Beides ist nicht immer leicht voneinander zu trennen; es ist, um im allgemein ethnologischen Sinne zu sprechen, die Frage nicht immer leicht zu beantworten ob etwas dem Völkergedanken oder dem Kulturkreisgedanken zuzuschreiben ist.

Aber auch der dritte von BASTIANS Faktoren, der Elementargedanke offenbart sich immer und überall in den Sprachen: der geschichtlichen Verwandtschaft in ihren beiden Arten steht die ungeschichtliche, die elementare gegenüber. Deren Entwicklungslinien laufen parallel, zum mindesten liegt ihr Schnittpunkt, also die Einheit nicht innerhalb der fertigen Sprache, sondern hinter ihr, in der allgemeinen seelischen Veranlagung. Wir erkennen

diese elementare Verwandtschaft am deutlichsten zwischen Sprachen für die sich weder Verwandtschaft im engeren Sinne noch Berührung erweisen läſst; im Falle der ersteren wird ihre Feststellung gegenüber der Urverwandtschaft, im Falle der letzteren gegenüber der Entlehnung häufigen und starken Bedenken ausgesetzt sein.

Nicht immer jedoch liegt es an der Schwäche unserer Augen wenn wir die Grenze nicht wahrzunehmen vermögen; oft ist eine solche in Wirklichkeit verwischt, wie das auch zwischen Entlehnung und Urverwandtschaft vorkommt. Wofern elementar und entlehnt zusammenfallen, dürfen wir an die Wortmischung erinnern die nicht nur zwischen beiderseits Ererbtem sich vollzieht, sondern auch zwischen Ererbtem und Entlehntem. Nur werden nicht wie hier gleichgeordnete, gleich feste Elemente miteinander verquickt; vielmehr begegnet ein Wort der einen Sprache in der andern nur einer Resonanz für seine elementare Lautgestalt und wird von ihr festgehalten, oder wenn wir es umgekehrt anschauen: individuelle und gelegentliche Lauttastungen verschmelzen in einem gleichwertigen fertigen Ausdruck der von auſsen entgegenkommt. . . .

Ich habe bei den bisherigen Darlegungen vor allem die äuſsere Sprachform im Auge gehabt; aber sie gelten im Grunde auch für die innere, für die Bedeutung der Wörter und Wortfügungen. Nur gestaltet sich hier das Verhältnis zwischen den drei Verwandtschaften anders, insofern als die elementare unbedingt vorherrscht, zugleich aber die Grenzziehung sich noch weit häufiger als unsicher erweist. Wenn innerhalb derselben Sprachgruppe Entlehnung von Wörtern sich leicht aus deren Lautbeschaffenheit erkennen läſst, so entfällt natürlich dieses Kriterium

bei der innern Form. Beispielshalber sind wir uns nicht klar darüber wo auf romanischem Boden der bestimmte Artikel selbständig erwachsen, wo übernommen worden ist, und dieser Zweifel wiederholt sich binnen weiterer Grenzen: überall wo wir den Artikel aufkommen sehen, sind wir von vornherein geneigt an den Einflufs einer benachbarten, wenngleich unverwandten Sprache zu denken, so beim baskischen Artikel an den romanischen, beim magyarischen an den deutschen. Im allgemeinen werden wir nicht fehlgehen wenn wir uns auch eine unzweifelhafte Entlehnung durch eine innere Tendenz gefördert vorstellen. Ich erinnere daran wie fremdartig uns der Gebrauch des Reflexivpronomens für die 1. und 2. P. („setzen wir sich") in österreichischem Deutsch anmutet, wie wir ihn als krassen Slawismus betrachten und wie er doch auch in deutschen und romanischen Mundarten auftritt die slawischem Einflufs weit entrückt sind. Und wiederum gibt es Gallizismen im Deutschen und Germanismen im Magyarischen die mit dem Wesen der aufnehmenden Sprache in gar keinem Widerspruch zu stehen scheinen, sondern sich aufs beste einfügen, ja von einer gewissen Höhe aus als gewonnene Vorteile angesehen werden dürfen. Umgekehrt kann die allgemeine Tendenz aus der Fremde stammen und dann sich in besonderer Art betätigen; so etwa die Neigung zu umschreibender Konjugation. Oder um an schon Berührtes anzuknüpfen, es ist denkbar dafs von denjenigen Romanen welche *ille* schon als Artikel besafsen, das Bedürfnis nach einem solchen auf andere überging, die aber dann *ipse* dazu verwendeten.

Nach alledem nimmt es nicht wunder wenn man in den syntaktischen Darstellungen der einzelnen Sprachen

so häufig auf die Bemerkung stöfst, eine anscheinend eigenartige Erscheinung sei auch vielen andern Sprachen vertraut, ohne dafs die Ursache einer solchen Übereinstimmung angedeutet würde, allerdings auch ohne dafs dies an der betreffenden Stelle geboten wäre. Besagten Zusatz macht auch SIMONYI ... da wo er von der genetivischen Anknüpfung von Ortsnamen an Gattungsnamen im Magy. spricht (*Róma városa* „die Stadt Rom"), und führt einige Belege an aus dem Finnischen, Lateinischen, Romanischen und Englischen; auf das Slawische verweist er kurz. Die Liste der Sprachen welche den betreffenden Gebrauch kennen, läfst sich sehr verlängern. ...

Die weite Verbreitung der in Frage stehenden Erscheinung weist in zwingender Weise auf elementare Verwandtschaft hin; wir müssen also eine Erklärung suchen die für alle Sprachen genügt. Die auf den Stoff einer einzigen Sprache oder Sprachgruppe gegründete wird im günstigsten Fall unvollständig sein. Sie kann aber auch ganz unrichtig ausfallen. ...

Wir müssen den Fehler schon an der Wurzel erfassen, nämlich in der Fragestellung: „wie kommt die Sprache dazu die Apposition nicht anzureihen, sondern mit *de* zu verknüpfen"? So frägt man als Deutscher; aber der Franzose frägt: „wie kommt man dazu für: *la ville de Rome* zu sagen: *die Stadt Rom*"? und sein Standpunkt scheint mir der berechtigtere zu sein. Suchen wir uns zu vergegenwärtigen wie die Ortsnamen entstehen. Sie setzen sich zusammen aus einem Gattungsnamen und einem individualisierenden Attribut, welches entweder die Gestalt eines Adjektivs hat oder — und das ist das weitaus Häufigere, ja geradezu das Allgemeine — die eines Genetivs:

das Land der Russen, das Land der schwarzen Berge, der Flufs der Krokodile, der Berg des Schnees, das Dorf Walters usw. Damit ist eine feste Gufsform gegeben, sie bleibt auch wenn der Gattungsnamen von dem vollen Ortsnamen begleitet ist....

Es frägt sich ... ob zwischen einem port. *sua besta* und einem dän. *dit Bäst* „Sie (Du) Bestie (Dummkopf)", zwischen einem rum. *nenorocitul de mine* und einem schwed. *min stackare* „ich Unglücklicher (Armer)" elementare Verwandtschaft anzunehmen ist oder geschichtliche. Die letztere wird durch das Alter der nordischen Spracherscheinung sehr in Frage gestellt, die erstere aber sehr wahrscheinlich gemacht durch die affektive oder emotionale Beschaffenheit der Sprache welcher derartige Ausdrücke eigen zu sein pflegen. Auf deren Rechnung ist auch der Umstand zu setzen dafs man mit dem emphatischen Wort zu beginnen liebt auch wenn es auf diese Stellung gar kein Recht hat; nicht nur: *ein Teufel von einem Kerl, ein Engel von einem Kind*, sondern auch: *ein Teufelskerl, ein Engelskind.* Ital. *un tempo da cani* bedeutet eigentlich „ein Wetter für Hunde"; dieser Sinn ist im franz. *un temps de chien* schon ganz verblafst, und so konnte die Umstellung eintreten: *un chien de temps*, wo das Wetter mit einem Hunde verglichen erscheint (ähnlich ital. *un tempo cane*). Solche Beobachtungen warnen uns die psychologischen Zusammenhänge allzu rasch für die Feststellung der ursprünglichen zu verwenden. Der grofsen Netze die in den Grammatiken oder Wörterbüchern über Begriffsreiche wie das von *de* geworfen sind, müssen wir uns mit Vorsicht bedienen; die bewundernswert geduldige Arbeit deren Ergebnis sie bilden, konnte nur mit den Filetnadeln der Logik ausgeführt werden. —

... Der Übergang von „Schale“ (Gefäſs) zu „Schädel“ hat sich erstaunlich oft in den arischen Sprachen vollzogen; und nicht selten dann der weitere zu „Kopf“, wobei also Konvexes an die Stelle von Konkavem trat (vgl. deutsch *Kufe*, *Küpe*, *Kübel—Kopf—Kuppe*). Auch das Magyarische liefert hierzu seinen Beitrag in *koponya*, das in seinem doppelten Sinne schon längst ... gewürdigt worden ist. Es frägt sich nun, ob dadurch die Beziehung zu ital. *coppa* ausgeschlossen wird. ... Auch bei der Wortbedeutung wird die dreifache Möglichkeit bestehen: elementare Verwandtschaft, Vererbung, Entlehnung. Die erste und letzte können miteinander kombiniert sein (und zwar in einigen Variationen), so vielleicht auch in dem Falle von *koponya*.

723, 4 ff.

VI. SPRACHURSPRUNG.

I.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache bezieht sich nicht auf einen Entwicklungsanfang, sondern auf eine Entwicklungsstufe, für die eben die Kennzeichen festzusetzen sind. Da aber die Möglichkeit unabhängig nebeneinander herlaufender Entwicklungen auch für die Urzeit nicht zu bestreiten ist, so spaltet sich sofort die Frage ab: Monogenese (einziger Ursprung) oder Polygenese (mehrfacher Ursprung)? Trombetti tritt kraftvoll und hartnäckig für die erstere ein; aber er erweist sie nicht, weil sie nicht zu erweisen ist. Doch auch die andere ist nicht zu erweisen; kurz gesagt, die Frage darf gar nicht in der Entweder-oder-Form gestellt werden, die Lösung liegt in dem Sowohl-als-auch. Dank seiner unüberbietbaren Ausrüstung hat Trombetti der Sprachwissenschaft die weitesten und fruchtbarsten Ausblicke eröffnet; für das von ihm erstrebte Endziel hat sie versagt. Der Stoff gehört fast seinem ganzen Umfang nach der Gegenwart an; nur an wenigen Stellen reicht er einige Jahrtausende zurück, und auch dieser Zeitraum ist sehr klein im Verhältnis zu dem, den das Dasein der Sprache überhaupt einnimmt. Selbst wenn ich die (rückwärts gerichtete) Konvergenz der Sprachen mit den Augen Trombettis ansähe, würde mir doch eine einzige Ursprache nicht als ihre notwendige Folge erscheinen; oder wüſsten wir etwa, ob der in Nebel gehüllte obere Teil einer Pyramide in einer Spitze oder einer mehr oder weniger breiten Fläche endigt? Nun sehe ich aber diese Konvergenz, die ja in Wirklichkeit Divergenz ist, gar nicht mit den Augen Trombettis an, oder vielmehr ich

erkenne neben ihr als gleichwichtigen Faktor des Sprachlebens die wirkliche (vorwärts gerichtete) Konvergenz: ich gebe zu, dafs alle Sprachen der Welt miteinander verwandt sind, aber nicht stammbaumartig, sondern indem Mischung und Ausgleich im weitesten Umfang dabei beteiligt sind. Das habe ich schon in „Sprachverwandtschaft" erörtert.

Mit dieser Ursprungsfrage der Sprache bringt man die des Menschen in Zusammenhang, wie man überhaupt die Funktion des Organismus mit ihm selbst auf eine Stufe setzt. Wenn man in der Sprachwissenschaft von Bastardierung, Zuchtwahl, Mutation usw. redet, so ist das zu dulden, insofern solche Ausdrücke der Veranschaulichung oder Vereinfachung dienen (und ähnlich verhält es sich mit Pathologie, Therapeutik, Paläontologie usw.); aber als Analogien, die auf Wesensgleichheit beruhen und zu Folgerungen berechtigen sollen, sind sie abzulehnen. Die Bedenklichkeit naturwissenschaftlicher Auffassungen und Bezeichnungen gilt wie für die ganze Entwicklung, so auch für den Ursprung der Sprache. Der Satz: Mensch und Sprache sind gleichalterig, ist nur insoweit unanfechtbar, als er eine Definition darstellt (Menschwerdung = Sprachwerdung), deshalb aber auch unfruchtbar. Trombetti macht sich ihn ausdrücklich zu eigen, und er wendet ihn an, wenn er in Haeckels *homo alalus* einen innern Widerspruch findet (wie er in Linnés *homo sapiens* einen Pleonasmus finden durfte). Er selbst aber gerät mit sich in Widerspruch, indem er nicht, der Definition gemäfs, die Monogenese bzw. Polygenese des Menschen als notwendig der der Sprache gleichsetzt, sondern die Denkbarkeit der sprachlichen Polygenese neben der Monogenese des Menschen und umgekehrt zugibt. Freilich unterscheidet

er auch in sehr bestimmter Weise: ich behaupte (affermo) die Einheit des Ursprungs der Sprache, ich glaube (credo) bis zum Beweis des Gegenteils an die Einheit des Ursprungs des Menschen. Und der feine Spalt entwickelt sich gleich darauf zur ungeheuern Kluft, indem das Alter der Sprache auf 30000 bis höchstens 50000 Jahre angesetzt wird; damit stehen die Zeugnisse der mit der Geologie verbündeten Anthropologie und Archäologie im stärksten Widerstreit, und keine Verlängerung oder Verkürzung kann einen Ausgleich bewirken. Doch ist es nicht das besondere Verhalten TROMBETTIS, an dem mein Augenmerk haftet; es herrscht im allgemeinen eine gewisse Verwirrung, deren Ursache ich in der unbewufsten Auflösung jener Definition suche. Das abhängige Glied wird aus dem festen Gefüge herausgenommen und als selbständiges dem andern gegenübergestellt. Und zwar in loser Entsprechung; denn das ursprünglich Definierte läfst sich noch auf andere Weise definieren, der Mensch statt als Sprachfinder z. B. als Feuerfinder (Prometheus), und das ursprünglich Definierende ist mit einer grofsen begrifflichen Vagheit behaftet: Sprachfähigkeit, Gebärdensprache, unartikulierte, artikulierte Lautsprache. Daher brauchen Anthropologen und Sprachforscher in bezug auf Monogenese oder Polygenese keineswegs miteinander übereinzustimmen; tun sie es, so besagt das nicht mehr als ein Händedruck im Alltagsleben. Ob der schneidige GIUFFRIDA-RUGGERI, TROMBETTIS Bundesfreund im Anthropologenlager, zu seinem Verdammungsurteil über die Polygenisten berechtigt ist, vermag der Sprachforscher nicht zu ermessen; für ihn ist es ratsam, sich ganz auf eigene Füfse zu stellen. Und ebensowenig wird er sich durch KLAATSCH beein-

flussen lassen, der die Rassenbildung vor die Menschwerdung verlegt. Der Mangel des Sprachvermögens schien durch den kinnlosen Unterkiefer der ältesten Menschenreste bezeugt zu sein; aber höchstens kann man zugeben, dafs deren Sprache weniger artikuliert war als die heutige. Wollte man hier den Ausdruck *homo alalus* anwenden, so würde man damit keine bestimmtere Vorstellung erzeugen als mit seinem lateinischen Gegenstück *infans*. Keinesfalls wäre die Gebärdensprache ausgeschlossen, die, wie sie bis heute eine Mitläuferin der Lautsprache geblieben ist, wohl anfänglich zum grofsen Teil ihre Vorläuferin war. Für die letztere würde sich dann, in entsprechendem Ausmafs, die Annahme der Polygenese als notwendig erweisen. Bei allen diesen Erwägungen darf aber nicht vergessen werden, dafs Lebewesen und Tätigkeit nicht unmittelbar miteinander vergleichbar sind; jenes entwickelt sich kontinuierlich und in fester Begrenzung, diese sprunghaft und in wechselndem Umrifs. Trombetti setzt nun eine allgemeine Ursprache an, die sich von der späteren Sprache irgendwie abhebt (periodo creativo) und deren Wörter in denen unserer heutigen Sprachen fortleben. Hier scheint die Vorstellung eines paradiesischen Urzustandes mitzuspielen. Es versteht sich von selbst, wir wollen nicht in Wortklauberei verfallen; von einer Monogenese der Sprache kann ja im allerstrengsten Sinne gar nicht die Rede sein, von einer Schöpfung, von der Festsetzung durch einen einzelnen, sei es das Haupt einer Familie, sei es der Häuptling einer Horde. Die älteste Sprachschicht bestand gewifs nur aus sehr wenig Wörtern, und damit konnten die Menschen ebensolange auskommen wie mit einem steinernen Faustkeil unveränderter Gestalt, also vielleicht

ein Jahrzehntausend. Wie heutzutage, richtete sich von jeher das Wachstum des Wortschatzes nach dem Wachstum der Bedürfnisse; Stillstand auf der einen Seite bedeutet Stillstand auf der andern. Eine undenkbar lange Zeit mufs verflossen sein, bis es zu einer solchen Vermehrung der Wörter kam, für die die Bezeichnung Sprache in unserem Sinn berechtigt gewesen wäre. Da nun aber schon während der ältesten Zeiten, wie die Fundorte von Knochen und Werkzeugen beweisen, eine weite Ausbreitung des Menschengeschlechts stattgefunden hat, so kommt für die Monogenese jedenfalls nur eine sehr dürftige Menge von Wörtern in Betracht; die allermeisten Urwörter würden auf polygenetischem Wege entstanden sein. Die Reihe der vereinzelten Wortschöpfungen liefse sich in einer senkrechten Linie als zeitliche Polygenese veranschaulichen; sehr weit oben würde sie von der eigentlichen, der räumlichen, Polygenese durchkreuzt, die als sekundäre zu bezeichnen wäre, zum Unterschied von der primären. Doch käme dieser Unterschied jedenfalls der Null sehr nahe. Ein ausdrückliches Bekenntnis zur Polygenese darf man hier nicht sehen wollen; Monogenese und Polygenese finden sich immer zusammen, wenn auch in einem weiteren Rahmen. Wiederum betone ich die Einartigkeit aller Sprachentwicklung, die es uns ermöglicht, mit unsern Scheinwerfern in die fernste Vergangenheit zu dringen, und die Anfang und Fortsetzung nicht trennt. Jede Sprache ist aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen, jede spaltet sich in verschiedene Zweige. Und wenn wir auf die einzelnen Sprachtatsachen blicken, so entdecken wir, dafs es Urschöpfung auch heute noch gibt und anderseits nie ausschliefslich gegeben hat; jede ist durch eine

frühere irgendwie bestimmt, sei es auch nur negativ. Diese Elemente sind das Primäre, aus ihnen weben sich die Sprachen zusammen, und damit entstehen die Typen und Systeme, die man gemeiniglich als die Vorlagen für die Sprachen ansieht. Wortgeschichte geht vor Sprachgeschichte; Gilliérons Genealogie der französischen Wörter für Biene (1918) ist besser begründet, als es irgendeine Genealogie der französischen Mundarten sein könnte.

Die Probleme des Sprachursprungs (im Trombettischen Sinne) und der Sprachverwandtschaft decken sich im wesentlichen; was sich gegen die Annahme von lauter festbegrenzten Ursprachen sagen läfst, das auch gegen die allgemeine Ursprache. Die Grundlagen bleiben die gleichen, welche Zwecke wir auch vor Augen haben mögen; die Aufgabe des Sprachforschers ist es, die Zusammenhänge zwischen den Sprachen und den Sprachtatsachen zu untersuchen und ein möglichst treues Bild von den Vorgängen zu gewinnen, auf denen sie beruhen. Dabei können und müssen uns Analogien helfen, aber nicht schief geknöpfte, sondern wirklich passende, aus den umgebenden, gleichartigen Gebieten entnommene, kurz nicht anthropologische (geschweige denn zoologische oder botanische), sondern ethnologische. Sprachverwandtschaft ist eine Art von Kulturverwandtschaft; das kommt in den einzelnen Problemen und Methoden zum Ausdruck, wenn auch die Sprache, dank ihrer symbolischen Natur, den andern Kulturgütern gegenüber eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Wir werden aus den Ergebnissen der Ethnologen reichen Nutzen ziehen; lehrreicher aber noch sind für uns die Kämpfe, die im Jahre 1911 ausbrachen und mit denen die Namen M. Haberlandt, Foy, Graebner, Ankermann und andere

verknüpft sind, über die ethnologischen Grundsätze, den Bereich ihrer Anwendung, die Kriterien dafür, die absolute Wertung der Einzelerscheinungen, die komplexen Ursachen usw. Vor allem tritt uns der Gegensatz von Monogenese und Polygenese, wenn auch in veränderter Einkleidung, entgegen. Ich beschränke mich darauf, einen einzigen Begriff oder vielmehr die Bedeutung eines Wortes richtigzustellen, das hier eine grofse Rolle spielt. Es ist vor einer Reihe von Jahren aus der Biologie in die Ethnologie eingeführt worden und überschreitet nun mit zagem Fufs die Schwelle der Sprachwissenschaft, ich meine: Konvergenz. Ich sehe nicht ein, warum wir es nicht unmittelbar aus der Mathematik entlehnen, sondern bei einer Kultur- oder Spracherscheinung zunächst an den Walfisch denken sollten, der sich durch Anpassung an das Wasser aus einem Landtier zu einem Wassertier entwickelt hat. Wenn man sogar von der Konvergenz paralleler Erscheinungen (oder umgekehrt) redet, so ist der mathematische Grundbegriff ganz verblafst. Allerdings kommt nun auch bei der sprachgeschichtlichen Konvergenz die Anpassung mit ins Spiel, aber nicht die morphologische, sondern die soziale. Das hat MARBE in seinem Buche von der Gleichmäfsigkeit in der Welt (1916) übersehen und auch sein scharfblickender Besprecher L. SPITZER (1918). Dieser ist geneigt, die Konvergenz mit der elementaren Verwandtschaft gleichzusetzen, und auch die Ethnologen pflegen beides eng miteinander zusammenzufassen. Das veranlafst mich, eine schon im Anfang gemachte Andeutung an dieser Stelle in bestimmterer Form zu wiederholen. Die Sprachentwicklung besteht aus Divergenz (Spaltung) und Konvergenz (Ausgleich); die eine folgt dem Triebe indi-

vidueller Betätigung, die andere befriedigt das Bedürfnis nach Verständlichkeit. Die elementare Verwandtschaft würde mathematisch mit Parallelismus wiederzugeben sein.

Die terminologischen Erörterungen dieses Aufsatzes dürfen nicht überraschen; sie bedeuten nichts anderes als die Absuchung des wissenschaftlichen Bodens nach der häufigsten Art der Fehlerquellen. Das geschieht ziemlich selten (so z. B. von O. HERTWIG in seinem Buch gegen den Darwinismus 1916); gerade der Sprachforscher versäumt es leicht. 808, 716 ff.

II.

Die Art des Sprachursprungs hätte insofern vor seinem räumlichen Verhältnis erörtert werden dürfen, als dessen Auffassung von der der ersteren in gewisser Beziehung abhängig zu sein scheint. Die hier befolgte Ordnung ist aus praktischen Rücksichten vorgezogen worden.

Für die Entwicklung, in die wir den Sprachursprung hineinlegen, fehlt es an einem einheitlichen Ausdruck; anderseits wäre es zwecklos, wenn nicht irreführend, sie in zwei Hälften zu teilen, eine vorsprachliche und eine sprachliche. An einen scharfen Schnitt ist keinesfalls zu denken, wohl aber an die Bestimmung mafsgebender Kennzeichen, und dabei ist wiederum die Mehrdeutigkeit des Wortes „Sprache“ zu berücksichtigen. Wenn wir dieses im weitesten Sinne nehmen, also nicht blofs die Gebärdensprache, sondern auch die Tiersprache einbegreifen, so geraten wir allerdings in Widerstreit mit der früher besprochenen Festsetzung, dafs der Ursprung des Menschen mit dem Ursprung der Sprache zusammenfalle. Allein da ist eben „Sprache“ in einem engeren Sinne gemeint, nämlich dem Denken gleichgesetzt, und wenn

wir uns zunächst dieser Begrenzung anpassen, so werden wir das eigentliche Wesen der Sprache in der Mitteilung finden und dann zur Erkenntnis kommen, dafs es Mitteilung nicht nur von Gedachtem, sondern ebenso von Gefühltem und Gewolltem gibt, ohne dafs das zugleich Gedachtes wäre. Die verschiedenen Stufen des Seelenlebens, die im Einzelwesen wie in der Gesamtheit nach- und nebeneinander bestehen, gehen auch ineinander über. Sobald die unwillkürlichen Reflexe von Seelischem, hörbare und sichtbare, sich in willkürliche Äufserungen umsetzen, sobald also der ursprüngliche Monolog dialogisch verwendet wird (später ist der Monolog aus dem Dialog entstanden), ebensobald ist Sprache vorhanden. Dem Kinde, das sein Schreien einstellt, wenn es merkt, dafs ihm niemand zuhört, dürfen wir wenigstens die Anlage zum Sprechen beimessen. Der erste Antrieb zur Mitteilung liegt in den elementaren Bedürfnissen des Lebens, und so ist sie auch der Tierwelt nicht fremd, aber nur beim Menschen hat sie sich in wunderbarer Weise entwickelt. Mitteilung im allgemeinen ist Sprache; die einzelne Mitteilung ein Satz; vom Standpunkt des Hörenden aus ist der Satz eine Erfahrung.

Die ursprünglichsten Sätze, die Ursätze sind eingliedrig; sie haben sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, und zwar sowohl als Heischungen (Imperative, Ausrufe) wie als subjektlose Aussagen (Impersonalien, Anrufe). Die ersteren sind den Menschen mit den Tieren gemein, bei denen sie als Droh-, Warn-, Hilfe-, Lockrufe auftreten; aber indem hinter ihnen immer irgendein erregender Vorgang steht, ein innerer oder äufserer (Erwachen des Hungers, des Geschlechtstriebes, Erblicken des Feindes usw.), dienen sie

zugleich als Aussagen. Umgekehrt verwenden wir die Aussage öfter an Stelle der Heischung, z. B.: „ich habe Hunger". Wenn anfangs das, was geschah, und das, was geschehen sollte, in Vorstellung und Ausdruck zu einer Einheit verschmolzen, so sind sie dann in der Regel weit auseinander gerückt; die Aussage ist in Wirklichkeit nie ganz zwecklos geworden, aber der Zweck immer unbestimmter oder undeutlicher, und so hat sich dem Forschenden die Tatsache verdunkelt, dafs der Wandel und Wechsel, den der Mensch in sich und um sich wahrnimmt, der eigentliche Schöpfer der Sprache ist.

Den Satz haben wir also als den Urbestandteil aller Sprache anzusehen; das Wort ist erst aus dem Satze hervorgewachsen, wie der Begriff aus dem Gedanken. Zwei aufeinander bezogene Sätze werden zu zwei Wörtern eines einzigen Satzes. Die einfachste Verbindung ist wohl die zwischen einer Heischung, und zwar einer hinweisenden, und einer Aussage: *schau dorthin! Feuer!* = „dort brennt es". In solchen Fällen kommen räumliche und zeitliche Anschauung zusammen zum Ausdruck und wir könnten von einem Raumwort, das von der Gebärde begleitet sein mufs und durch sie ersetzt werden kann, und von einem Zeitwort reden, nämlich der Aussage eines Vorgangs. Aus dem Vorgang ergibt sich in fliefsender Folge der Beginn eines Zustandes, der Zustand, die Eigenschaft. Jene Verbindung eines Hinweisewortes mit einem Aussagewort ist das Urbild des zweigliedrigen Satzes, in welchem das Subjekt zum Prädikat getreten ist. Es wird nicht etwas schlechthin ausgesagt, sondern von etwas ausgesagt; das Subjekt ist der Ort, an dem etwas vorgeht.

* * *

In ein paar Sätzen habe ich die ursprüngliche Entwicklung der Sprache, wie ich sie mir vorstelle, zusammengedrängt, nicht etwa um durch festes Auftreten andere zu beeinflussen, sondern um die Erörterung des sehr verschlungenen Problems zu erleichtern. Man pflegt nämlich diese dadurch zu erschweren, dafs man sie mit der Geschichte des Problems verquickt und sich verführen läfst, alles mögliche Beiwerk zu berücksichtigen, das den Kern der Sache umlagert. So habe ich denn möglichst — nicht ausnahmslos — die Sachen von den Personen loszulösen gesucht, bin über alles, was im wesentlichen schon erledigt ist, rasch hinweggegangen und will nun bezüglich dessen, was noch strittig bleibt, die Quellen der Irrung oder doch der Meinungsverschiedenheit aufdecken.

Die natürlichste ergibt sich unmittelbar aus dem Vorhergehenden; es ist die Freiheit, die wir haben, den Ausdruck „Sprache“ im engeren oder weiteren Sinne zu nehmen und danach die oder das Hauptkennzeichen zu bestimmen. Wer nun an die Lautsprache denkt, wird leicht dazu kommen, sie als eine Fortsetzung des Gesanges zu betrachten. Die Gebärdensprache bliebe ausgeschlossen; doch liefse sich eine Parallele aufstellen: aus dem Tanze wäre die Pantomime entstanden wie aus dem Gesange die Lautsprache. Der Fehler würde in beiden Fällen der gleiche sein, die Annahme eines Nacheinander statt eines Nebeneinander; er würde wurzeln in der Verkennung urmenschlicher Lebensmöglichkeiten. Er ist aber in Wirklichkeit nicht selten begangen worden, nicht sowohl gefördert durch den Rückblick auf das biblische Paradies als durch das Nachklingen der Romantik; man suchte den Sprachursprung auf der poetischen, nicht auf der prosaischen

Seite des Lebens. Auch ich machte mich einst, vor vierzig Jahren, in einem Aufsatz „Liebesmetaphern" der Ansicht schuldig, dafs aus dem Gesang ohne Worte sich ein Gesang mit Worten entwickelt habe, ja, indem mir das künstlerische Liebesgirren der Vögel vorschwebte, verstieg ich mich zur Behauptung, dafs die Liebe geradezu die Sprache erschaffen habe. Jetzt und seit lange sage ich: aus der Not geboren, gipfelt die Sprache in der Kunst.

In ähnlichem Sinne ist eine andere Übereinstimmung zwischen Mensch und Tier ausgedeutet worden: der „gesellige Lärm", wie er ebenso von Menschen wie von Brüllaffen, Krähen, Spatzen vollführt wird; aber, wenn er auch der Ausdruck des Gemeinsamkeitsgefühls ist, so gehört er doch nicht dem Urzustande an, sondern einem mehr oder weniger vorgeschrittenen (man bedenke unser: „es war sehr animiert"). Anderseits hat man gemeint, man dürfe dem Urmenschen nicht von vornherein so „rationale" Beweggründe zuschreiben wie das Bedürfnis der Mitteilung; sogar die sprachlichen Äufserungen trügen noch in hohem Grade den Charakter der Gefühlsentladungen. Auch hier handelt es sich weniger um falsche Tatsachen als um falsche Einordnung in die Zeitfolge.

Wichtiger als dieses und noch anderes ist die ungleichmäfsige Beobachtung der leitenden Methoden, wie sie auch den übrigen Geschichtswissenschaften nicht fremd ist. Diese Methoden können kurz als induktive und deduktive bezeichnet werden: aus dem Gegenwärtigen das Vergangene verstehen und aus dem Vergangenen das Gegenwärtige erklären. Beide ergänzen sich und sollten einander die Wage halten; aber das Gleichgewicht wird oft gestört, meist durch Überlastung der ersteren. Wir

schreiben nicht nur — wie dies durchaus geboten ist — dieselben Kräfte, die wir heute in Tätigkeit sehen, der Vergangenheit, ja der Urzeit zu, sondern auch heutige, unter ganz andern Bedingungen entstandene Gebilde. So wird bekanntlich die politische Geschichte des Altertums gern etwas modernisiert, zum Zwecke der Verlebendigung und ohne ernstliche Gefahr für das Verständnis des Ganzen. In der Sprachgeschichte liegen die Dinge wesentlich anders; das Wort Modernisierung ist hier kaum am Platze, da es sich im Grunde um das Verhältnis der zusammengesetzteren zu den einfacheren Sprachen handelt. Diese pflegen durch arische Brille angeschaut, mit dem arischen Mafsstab gemessen zu werden: sie sind „formlos“, haben kein „echtes“ Verb, keine Kasus usw.; selbst ihre blofse Beschreibung wird durch unsere Überbestimmtheit gehemmt. Gerade sie aber sollten unsern Erwägungen über den Sprachursprung zur Grundlage dienen, statt dafs wir all den Luxus unserer Sprachen hier hineintragen. Vorzüglich wären die negerkreolischen Mundarten ins Auge zu fassen, deren Entstehung wir ja deutlich verfolgen können; sie sind das denkbar Anfängerhafteste und in ihrem Bau durch keine der überlieferten Sprachen bestimmt. Vom Einfachsten ausgehend, würden wir allmählich zum Verwickeltsten vorschreiten, um dieses gründlich zu begreifen. Wir würden dem Baum in seinem Wachstum folgen bis zu seiner breitesten und höchsten Entfaltung, nicht umgekehrt im dicken, ungeteilten Stamme den Entwürfen von Blatt, Blüte und Frucht nachforschen. Nur auf genetischem Wege werden wir zu einer für alle Sprachen zugänglichen Terminologie gelangen, zu einer wirklich wissenschaftlichen Erneuerung unserer grammatischen Begriffe und Bezeich-

nungen, wie sie auch von anderer Seite als notwendig erkannt worden ist.

Ich sehe mich hier zwar nicht in einem wirklichen Gegensatz, aber auch nicht in voller Übereinstimmung mit denen, die meinen, dafs man das „Walten des Sprachgeistes“ ebensogut am Deutschen und Französischen wie am Chinesischen und Hottentottischen beobachten könne; die sprachschaffenden Kräfte seien ja überall auf der Erde dieselben, stets dieselben gewesen. Wenn man die zweite Behauptung zugibt, so wird man auch die Umstellung in der ersten zugeben müssen: „ebensogut am Hottentottischen wie am Deutschen“, und das dürfte doch Widerspruch erregen. Nicht der Art nach sind die Kräfte der Urzeit andere, wohl aber der Menge und Stärke nach; es sind geringere, schwächere, gebundenere; dem Protanthropus wäre eine Protopsychologie beizulegen. Würde trotzdem der Vorwurf erhoben werden, dafs wir auf dem vorgeschlagenen Wege zu sehr dem Einflufs der Phantasie ausgesetzt seien, so liefse sich ihm mit dem Hinweis auf die Sprachentwicklung begegnen, die unserer unmittelbaren Beobachtung zugänglich ist, und zwar in doppelter Gestalt. Einmal erscheint sie uns, wenn auch nicht im strengen, gesetzmäfsigen Sinne Haeckels, als Verkürzung der Phylogenese, als Ontogenese, nämlich in der Kindersprache. Wir werden sie nicht einfach als Ammensprache beiseiteschieben, sondern nur deren Anteil ausschalten. Er ist nicht allzuschwer erkennbar und kommt für uns, die wir von der äufseren Sprachform ganz absehen und uns an die innere halten, weniger in Betracht. Die letztere liegt zwischen jener und dem rohen Gedanken, sie ist der geformte Gedanke oder die (in Laut oder Gebärde) noch

unausgeprägte Sprache. In jedem unserer Sprechakte vollzieht sich diese Abstufung; ich möchte hier zum Unterschied von der Ontogenese im gewöhnlichen Sinne den freilich nicht einwandfreien Ausdruck Antontogenese gebrauchen. Der Streit um die Priorität von Denken und Sprechen ist längst geschlichtet; jetzt handelt es sich nur darum, die Untersuchung der Beziehungen zwischen beidem, besonders in dem Sinne von H. Gomperz (Noologie 1908), fortzusetzen und zu vertiefen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, um Mifsverständnissen vorzubeugen, dafs ich den Wörtern „innere Sprachform“ und „äufsere Sprachform“ eine andere Bedeutung beilege, als es Wundt tut; für mich besteht z. B. zwischen *er folgt ihm* und *il le suit* eine zweifache Verschiedenheit der inneren Sprachform.

Dadurch, dafs das Problem des Sprachursprungs ganz in das Licht der lebendigen Sprachen und aus dem Bereich der psychogenetischen Betrachtung gerückt worden ist, sind zwei Hauptirrtümmer entstanden: es wird die Ursprünglichkeit des eingliedrigen Satzes, und es wird die Priorität des Verbalbegriffes geleugnet. Die Behauptung von der Ursprünglichkeit des zweigliedrigen Satzes bekundet deutlich die tausendjährige Herrschaft der Logik über die Grammatik: ein Satz ist ein Urteil; dieses ist zweigliedrig, somit auch jener. Allerdings werden von manchen eingliedrige Urteile und somit auch eingliedrige Sätze angenommen. Die psychologischen Definitionen des Satzes, welche die logische abgelöst haben, zeigen sich doch von dieser angekränkelt; es ist ihnen gemeinsam, dafs sie die Verbindung von mindestens zwei Vorstellungen zugrunde legen. Am Wesen der Sache wird nichts geändert, wenn man diese Vorstellungen erst aus der Zer-

legung einer Gesamtvorstellung herleitet; die einzelne Vorstellung würde ja jedenfalls früher als der Satz sein und könnte selbst nur im Kleide eines eingliedrigen Satzes wahrnehmbar werden. Es wird behauptet, dafs, soweit auch die Definitionen des Satzes bei Grammatikern, Logikern und Psychologen auseinandergehen mögen, sie doch in einem Punkte übereinstimmen, nämlich in der Voraussetzung, dafs jeder Satz irgendeine Art von Verbindung sei, die durch eine Aufeinderfolge von Wörtern oder von Vorstellungen zustande komme. Diese Behauptung ist unrichtig; ich verweise nur auf BRUGMANN, welcher sagt: „Es gibt überall in den indogermanischen Sprachen einwortige Sätze, die man als Abkürzungen oder als Verdichtungen von mehrgliedrigen bezeichnen kann. . . . Daneben stehen aber seit urindogermanischer Zeit eingliedrige Sätze, die wir auf auf mehrgliedrige zurückzuführen nicht berechtigt sind". Am allerwenigsten dürfen wir Vorgänge der geschichtlichen Zeiten, mögen sie Ellipse, Aposiopese oder wie immer heifsen, dem Urmenschen zuschreiben, und nicht einmal dem Kinde; es bildet eingliedrige Sätze, aber solange es noch keine vollständigen Sätze gebildet hat, können es keine „unvollständigen" sein, von mifslungenen Nachsprechungen gehörter Sätze abgesehen. Wenn davon die Rede ist, dafs Fehlendes hinzugedacht werde, so geschieht das doch nicht im Gehirn des Kindes, sondern in dem des Erwachsenen, zu dem es spricht. Schliefslich werden wir aber selbst die Erwachsenen fragen, was sie sich als „psychologisches Subjekt" zu jenen eingliedrigen Sätzen der zweiten Klasse hinzudenken, und man wird uns mit Prokrustesarbeit antworten. Beim Imperativ läfst sich leicht an das Pronomen

der 2. Person denken; es tritt ja oft leibhaftig hinzu. Allein, da die Heischung nie im Ernste an die 1. oder 3. Person gerichtet werden kann, so ist es dann pleonastisch oder affektisch. Als affektischer Dativ kann die 2. Person in jeder Mitteilung erscheinen: *ich gehe dir*, *ich gehe Ihnen*, ja es gibt Sprachen, in denen so gesagt werden mufs, gar nicht einfach *ich gehe* gesagt werden darf. Mit gleichem Rechte würde der Anredende sich selbst in der Mitteilung bezeichnen: *mir ist es kalt*, *mir blitzt es*, wie *mich friert*, *mich hungert*. Man hat das psychologische Subjekt auch in der Situation oder in dem umgebenden Raum gesucht; damit wäre etwas aufserhalb der Mitteilung Liegendes in diese einbezogen, etwa wie ein Nagel, an dem ein Gemälde hängt, als ein Teil davon angesprochen würde. Die Unannehmbarkeit so allgemeiner Ergänzungen ergibt sich wohl auch daraus, dafs man nicht einsieht, warum sie blofs in bestimmten Fällen und nicht in allen stattgefunden haben; dann aber würden wir auch auch keine zweigliedrigen, sondern immer mehrgliedrige Sätze haben.

Mit dieser Eingliedrigkeit der Ursätze ist die Priorität des Gegenstandsbegriffs unvereinbar; denn jene besagen nur, was geschehen soll oder was eben geschehen ist. In allem Anfang nimmt der Mensch schon die Dinge seiner Umgebung wahr, aber wie einen Teppich mit bunten, wirren Arabesken. Die Dinge voneinander zu unterscheiden, das lehren ihn erst die Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, vor allem die Ortsveränderungen, die Bewegungen (wozu die eigenen Bewegungen hinzukommen). Und wir finden nach langen und mannigfachen Erfahrungen immer noch Gelegenheiten das festzustellen; wir werden z. B. ein winziges Insekt für den Bestandteil einer Baum-

rinde halten, bis es sich in Bewegung setzt. Die Impersonalien liefern die besten Belege. Selbst seine eigene Gegenständlichkeit, das Ich, entdeckt der Mensch erst an den Tätigkeiten, die er ausübt (vgl. *Cogito, ergo sum*). Die eingliedrigen Sätze der Kindersprache beziehen sich in der Regel auf Geschehnisse und haben daher verbalen Charakter, auch wenn sie in Substantiven bestehen; tritt z. B. die Mutter ins Zimmer und das Kind ruft aus: *Mama!*, so bedeutet das nicht: „das ist die Mama (nicht der Papa)“, sondern „da kommt die Mama“, wie etwa der Ausruf *die Sonne!* bei erwartetem Sonnenaufgang soviel bedeutet wie: „da kommt die Sonne“. Aus dem Vorwalten des Substantivs im ersten Lebensalter, wie es die Statistiken aufzeigen, läfst sich die Priorität des Gegenstandsbegriffes nicht erschliefsen; hier haben wir eine Betätigung der Ammensprache. Die Amme fragt das Kind in einem fort: *wer ist das? was ist das?* und antwortet selber: *das ist* . . ., und das Kind ahmt ihr das nach. Die Verben werden ihm nicht auf so direkte Weise gelehrt; da heifst es z. B.: *was will das Kind tun? will es schlafen gehen?* Das Benennen der Dinge hat nichts Ursprüngliches an sich; wenn Adam wirklich jedes Tier benannt hätte, so wäre das der sicherste Beweis für die Existenz von Präadamiten. Ob im Alter und in Krankeit das Gedächtnis Verben länger behält als Substantive, weil sie ihm früher eingeprägt worden sind, sei hier nicht untersucht und ebensowenig der Zeugenwert arischer und semitischer Wurzeln. Aber um so entschiedener lehne ich mich gegen Behauptungen auf wie die, dafs „die Annahme, der Mensch habe Tätigkeiten und Vorgänge früher genannt als Gegenstände, abgesehen von den Zeugnissen der individuellen

und generellen Sprachentwicklung, auch psychologisch unmöglich sei", oder dafs „man sich unmöglich denken könne, der Mensch habe irgendeinmal blofs in Verbalbegriffen gedacht; das Umgekehrte, dafs er blofs in gegenständlichen Vorstellungen gedacht habe, könnte man nach den psychologischen Eigenschaften viel eher verstehen".

809, 863 ff.

III.

(PRÄDIKAT, SUBJEKT, OBJEKT.)

So wenig wie rückwärts lassen sich die Probleme des Sprachursprungs vorwärts scharf abgrenzen; alles, was allen geschichtlichen Sprachen gemeinsam ist, gehört in diesen Bereich. Indessen liegt es mir fern, bei der Fortsetzung meiner Erwägungen den ganzen Bereich zu durchqueren; so bleibt z. B. etwas so Wichtiges wie die Entstehung der Frage (die sich aus der Heischung abzweigt) unerörtert, und ich beschränke mich darauf, das Grundverhältnis zwischen Prädikat, Subjekt und Objekt zu untersuchen. Wohl aber gedenke ich später einige Streifzüge in die geschichtliche Zeit zu unternehmen, nicht sowohl um Beweisstücke für meine Aufstellungen zu liefern, als vielmehr Belege zu ihnen, die sich erst aus ihnen völlig erklären lassen. Dabei müssen wir immer im Auge behalten, welch unendlicher Zeitraum die überlieferten Anfänge der einzelnen Sprachen von dem Anfang der Sprache überhaupt trennt, und diese Mahnung ist um so berechtigter als immer wieder die arische Ursprache mit der allgemeinen Ursprache, sei es geflissentlich, sei es aus Unachtsamkeit, verwechselt, also kurz gesagt „glottogonisch" in doppeltem Sinne gebraucht wird.

Ich schicke etwas nicht blofs für diesen Aufsatz Gültiges voraus, das sich nur auf die äufsere Darstellung zu be-

ziehen scheint, in der Tat aber mit dem Kern der Sache verwachsen ist. Es handelt sich darum, die Gebilde anderer Sprachen und auch die für die Ursprache anzusetzenden mit den Mitteln unserer eigenen möglichst genau wiederzugeben (es kann ja doch immer nur annähernd geschehen). Jedenfalls müssen wir unsere flexivische Belastung beseitigen; wo unserm Vielfachen ein Einfaches entspricht, jenes durch Abtrennung der Endungen vereinfachen und das durch einen kleinen Strich anzeigen, also *ich-* schreiben für *ich*, *meiner*, *mir*, *mich*; *hunger-* für *Hunger*, *hungerig*, *hungern*; *trag-* für *trage*, *trägst*, *trug* usw. Dieses Verfahren, das ich schon 1891 ausübte und empfahl, pflegt nicht beobachtet zu werden. Man könnte sich damit abfinden, wenn nur die Nichtsetzung des Strichelchens in Frage käme, also z. B. *ich* für ein im weitesten Sinne gemeintes *ich-* geschrieben würde; aber unter sämtlichen Formen des Verbs wird als Vertreterin der übrigen die mit einer Endung versehene des Infinitivs herausgehoben (der Imperativ wäre ja geeigneter hierzu), also *tragen* gilt für *trag-* und wird nun ganz gewöhnlich mit *tragen* im eigentlichen Sinne verwechselt.[1] Auf die Sache selbst komme ich bei anderer Gelegenheit zurück; hier sei nur die Form des Rechenfehlers an einem sehr einfachen, geradezu klassischen Fall zur Schau gestellt. Fr. Müller behauptet in der „Einleitung“, ägypt. *meh-k* du füllst, sei ein mit Possessivsuffix versehener Nominal-

[1] Diese wissenschaftliche Verwendung beruht auf einer alten Praxis, über die ich mich gelegentlich der Lingua franca (Z. f. rom. Ph. 33 [1909], 444) ausgesprochen habe. Es befremdet, wenn Sprachforscher, auch solche wie Finck, z. B. eine Verdeutschung wie *ich nicht fürchten ihn* dem Stammeln unserer Kinder vergleichen.

ausdruck, weil *per-k* „dein Haus“ bedeute (und er verfolgt die Übereinstimmung der verbalen mit den nominalen Suffixen durch alle Personen hindurch). Hätte er gesetzt: *füll- du-* und *Haus- du-* (wie das in Ordnung wäre; vgl. *per imn* Haus- Ammon-), so hätte er ebensogut daraus schliefsen können, dafs das Substantiv als Verb, wie dafs das Verb als Nomen behandelt würde.

Mit dieser Darstellung der Wörter hängt ihre Einstellung in Fächer eng zusammen. Das beste wäre es, wenn die Bezeichnungen solcher Fächer zugleich deren Wesen erklärten und somit die Terminologie der Kultursprachen zu einer übeinstimmenden würde, natürlich nur in der inneren Form; das ist aber nicht möglich, solange keine einheitlichen Erkenntnisse bestehen. Anderseits erzeugen die Verdeutschungen unserer Schulgrammatiken wie *Hauptwort, Mittelwort* falsche oder schiefe Vorstellungen und sind für die Wissenschaft weniger brauchbar als die fremden Ausdrücke, deren Herkunft uns gleichgültig zu lassen pflegt, wenn sie uns nicht wie bei *Substantiv* (neben *Substanz*) auf das Richtige hinweist. Ich selber gehe nicht darauf aus, neue Wörter zu schmieden; ich begnüge mich damit, die überlieferten zum Teil in weiterem oder engerem Sinne zu gebrauchen und das bei der genetischen Betrachtung der Dinge anzugeben. Die anscheinende Mehrdeutigkeit der Bezeichnungen wird sich aus der Entwicklung des Bezeichneten erklären; man denke an „Reis“ und „Baum“, an „Kind“ und „Mann“.[1]

---

[1] Vgl. Steinthal, Abr. der Sprachw.[2] I, 74: „Wenn man fragt, wie die Sprache ist, so lautet die richtige Antwort: sie ist, was sie wird; d. h. ihre Definition liegt in ihrer Entwicklung“.

Über das Verhältnis von Wort und Satz, das sich in der alten Schulgrammatik so einfach darstellt, hat sich eine starke Unklarheit gelagert, seitdem die Erkenntnis durchgebrochen ist, dafs Sprache mit dem Satz begonnen hat. Man wurde nicht einig darüber, wie man sich die Entstehung des Wortes aus dem Satze vorstellen sollte. Diejenigen, die die Sprache als einen Organismus ansahen, waren geneigt, eine Art Zellteilung anzunehmen. Man verstatte mir noch vor gründlicher Aufklärung, dem Ursatze das Urwort gleichzusetzen. Jener besteht, soweit er Aussage ist, im Prädikat, dieses im Vorgangswort; aber beide Begriffe sind erst aus der entwickelten Sprache entnommen, die neben dem Prädikat das Subjekt und neben dem Vorgangswort das Dingwort kennt. Zwischen die primären Zweiheiten, die Wortarten und die Satzteile schieben sich als sekundäre die Wortformen ein, in denen neben der Bedeutung der Wörter an sich ihre Beziehung zueinander ausgedrückt wird: Verb und Nomen. Das Vorgangswort setzt sich in Zustandswort und Eigenschaftswort fort; ich gebrauche den ersten Ausdruck beständig auch für die beiden letzten, um den allerdings passenderen: Akzidenzwort, zu vermeiden, dem ich Substanzwort gegenüberstellen müfste. Vorgangswort (bzw. Eigenschaftswort) und Verb (bzw. Adjektiv), Dingwort und Nomen, also Lexikalisches und Morphologisches, decken sich nicht völlig, es sind Verschiebungen oder Verkleidungen eingetreten. So ist *Hunger* ein Zustandswort, trägt aber die Uniform eines Nomens wie *Brot*; *Pferd* ist ein Dingwort, versieht aber in dem Satze: „dies ist ein Pferd" die Rolle eines Adjektivs wie *einhufig*. Der allgemeinen Auffassung des Eigenschaftswortes als eines berechtigten Dritten

neben Dingwort und Vorgangswort (mit Zustandswort) vermag ich nicht mich anzuschliefsen; der ununterbrochene Zusammenhang zwischen Vorgang, Zustand, Eigenschaft liegt am Tage, und vom beschreibenden Standpunkt aus ist die letzte von den beiden ersten sogar weniger scharf geschieden als die beiden ersten voneinander. Auf dem erkenntniskritischen Boden, dem Fr. Mauthners Scheidung der wirklichen adjektivischen Welt von den beiden unwirklichen, der substantivischen und der verbalen, entstammt, fühle ich mich nicht heimisch. Dafs man das Adjektiv nicht in entsprechender Weise behandelt, sondern es dem Nomen unterzuordnen pflegt, erklärt sich daraus, dafs es in unsern Sprachen dekliniert wird; in vielen andern aber wird es konjugiert (und das ist auch in unsern möglich, z. B. „der Himmel *blaut*").

Für das Syntaktische ergibt sich ebenfalls nur eine Zweiteilung; wenn ich „Objekt" in der Überschrift dieses Aufsatzes zu „Prädikat", „Subjekt" hinzugesetzt habe, so nicht deswegen weil ich darunter etwas Gleichartiges verstanden hätte, sondern weil ich es als eine meiner wesentlichen Aufgaben ansehe, es wegen seiner Unursprünglichkeit aus jener Verbindung auszuscheiden. Nun tritt aber gleich zu Anfang meines Weges Prädikat wie Subjekt mir mit einem Januskopf entgegen, als grammatisches und psychologisches, und mit dieser Erscheinung mufs ich mich vor allem abfinden. Das geschieht, um es von vornherein zu sagen, indem ich die Doppelseitigkeit ablehne: doch mafse ich mir damit nicht an, das zu vollbringen, was andern nicht gelungen ist, nämlich die auf ihr beruhende Verwirrung endgültig zu beseitigen. Weder die umständlich gewissenhafte Darlegung von Marty (1897)

noch die scharfsinnige Erfassung von Rozwadowski (1904) befriedigt mich, am meisten stimme ich mit Vossler (1919) überein; nur stehen wir auf etwas verschiedenem Boden: ich kümmere mich um den *homo sapiens*, der sich mit dem *homo alalus* berührt, Vossler um den *homo sapientissimus*. Wir müssen das Garn entwirren, ehe wir damit zu stricken beginnen, wir müssen die Fäden bis zu den Verknotungen abtasten und dann diese zu lösen versuchen. Sie sind vorzugsweise terminologischer Art. Nicht *nomina ante res* gilt, sondern das Umgekehrte, und so will ich gleich die Sachlage an einem Beispiel veranschaulichen. Jemand berichtet über eine Familie: „der ältere Sohn ist verheiratet", ein anderer unterbricht ihn: „der ältere Sohn ist verwitwet"; da entspricht dem grammatischen Prädikat des ersten Satzes das grammatische und das psychologische des zweiten. Die Unterbrechung hätte auch lauten können: „der jüngere Sohn ist verheiratet"; dann wäre das grammatische Subjekt das psychologische Prädikat. Schon aus diesem Nebeneinander läfst sich entnehmen, dafs es sich um zwei verschiedene Tatsachenbereiche handelt, und insofern hat Wundt recht, verschiedene Bezeichnungen zu gebrauchen; statt von psychologischem Prädikat redet er von „dominierender Vorstellung". Anderseits vermifst man Klarheit in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Grammatischem und Psychologischem. Paul zufolge liegt nicht eine Verschiedenheit des Wesens vor, sondern nur eine des Umfangs: alles Grammatische gründet sich auf Psychologisches, aber nicht alles Psychologische setzt sich in Grammatisches um. Übrigens spielt der Umfang der Grammatik keine entscheidende Rolle; er ist sehr dehnbar, die einen beschränken ihn auf die Morphologie, die andern

erstrecken ihn auf die Syntax, und so könnte denn auch die Stilistik mit hereingezogen, kurz alles, wobei von Prädikat und Subjekt die Rede ist, in grammatischem wie in psychologischem Sinne gefafst werden. Jedenfalls mufs das eine mit dem andern zusammenfallen, beide können nicht nebeneinander gesetzt werden, ganz ebenso wie — man entschuldige den Griff ins Alltagsleben — Bohnenkaffee und Gerstenkaffee nicht zu gleicher Zeit nebeneinander gebraucht werden, wohl aber dieser jenen ersetzen kann. Dem Grammatischen und Psychologischen gesellt sich zum Überflufs das Logische hinzu, nicht nur als mit dem ersteren oder dem letzteren Gleichbedeutendes, sondern auch als selbständiges Dritte, wie in dem Satze: „die Rose wird von dem Knaben gepflückt", wo man *von dem Knaben* als logisches Subjekt anzusprechen beliebt, während in dem ganz gleichbeinhalteten: „der Knabe pflückt die Rose" *der Knabe* auch das grammatische Subjekt ist. Richtiger wäre es zu sagen, hinter dem einen wie dem andern stehe das reale Subjekt, das freilich, als Urheber oder Ursache, sich nicht immer erkennen läfst. Und, wenn sein Vorhandensein bei der Erklärung der Impersonalien angenommen wird, lebte es auch in der Vorstellung der Redenden?

Nicht besser als mit den Bezeichnungen der hier besprochenen Gruppen steht es mit deren Merkmalen. Ihrer sind drei: Wortform, Wortstellung, Wortbetonung. Das erste ist grammatischer Art im engsten Sinn und fehlt den flexionslosen Sprachen; es besitzt aber keine volle Untrüglichkeit. Das Nomen im Nominativ erscheint als feste Säule in schwankender Umgebung, und doch ist dieser Nominativ allzuoft im Grunde ein Instrumental. An dem

zweiten Merkmal, der Wortstellung, sind auch die flexionslosen Sprachen beteiligt; doch hat sie sich im Laufe der Zeiten vielfach verschoben: PS ist ebenso häufig wie SP, mag man grammatische oder mag man psychologische Funktionen im Auge haben. Nur den letzteren gehört die Wortbetonung, das dritte Merkmal; es ist das deutlichste.

Das positive Ergebnis dieser Betrachtungen fasse ich folgendermafsen zusammen. Soweit sich unsere Forschung auf Prädikat und Subjekt bezieht, nimmt sie psychologisches Gebiet in Anspruch, mit dem sich grammatisches zu gröfserem oder geringerem Teile deckt. Die Logik kann nur mithelfen, nicht mit entscheiden; denn der Satz ist als sprachliche Tatsache nicht sowohl Urteil als Mitteilung. Wenn Heinrich Maier (1908) meint, „es wäre vielleicht zweckmäfsiger die Termini Subjekt und Prädikat aus der logischen Urteilslehre auszuschliefsen und sie ganz der Grammatik zuzuweisen“, so würde ich es für berechtigter halten, dafs man sie ganz aus der Grammatik auswiese; die „Kopula“ ist ihnen ja vorangegangen. Doch ich selbst vergreife mich nicht an so fest eingebürgerten Ausdrücken; ich setze nichts Neues an ihre Stelle, nur fasse ich sie nicht in logischem, sondern in viel weiterem Sinne. Die Gegenüberstellung von Logischem und Psychologischem in bezug auf Prädikat und Subjekt ist hinfällig; wohl aber stehen innerhalb des Psychologischen nebeneinander als unentbehrlich das diskursive Denken und als immer zulässig das gegensätzliche Denken. Es erstreckt sich also das Denken gleichsam in zwei Dimensionen: vorwärts und seitwärts. Ein Satz wie: „der Knabe pflückt die Rose“ wird, wenn ich ihn in einer Erzählung als mehr oder weniger gleichgültiges Ereignis vorbringe, nur jene un-

bedeutenden, aber kaum vermeidbaren Unterschiede in der Wortbetonung aufweisen, die auf aufserbegrifflichen Ursachen beruhen. Je nachdem mir aber vorschwebt, dafs es sich um den Knaben, nicht um das Mädchen, oder um Pflücken, nicht um Stehenlassen, oder um die Rose, nicht um die Nelke handelt, werde ich auf das betreffende Wort einen starken Nachdruck legen. Es braucht natürlich das andere Glied des Gegensatzes nicht verschwiegen zu werden (PLATEN: „Rom ... flehte nur um einen Mann; aber Männer sind erstanden"), und es kann sich ein Gegensatz mit dem andern kreuzen und dann dem Starkton der Hochton zu Hilfe kommen (SCHILLER: „ein andres Antlitz, eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat").[1] Auch WUNDT weist auf die möglichen mehrfachen Abstufungen hin, wodurch der „dominierende" und die ihn begleitenden Satzteile von den Kategorien Prädikat und Subjekt sich unterscheiden. Allein diese Dinge haben nicht einmal in unserer eigenen und den ihr nahestehenden Sprachen eine genügende, geschweige denn abschliefsende

[1] Bei solchen Betrachtungen pflegt ein sehr wichtiger Umstand übersehen zu werden. Während mit Recht der Sprechende stets den Hörenden berücksichtigt, wird eine gleiche Rücksicht dem Lesenden nicht erwiesen; die allgemein übliche Schrift unterrichtet ihn über Wortform und Wortfolge, nicht über Wortbetonung. Die mufs er selbst festzustellen suchen, und dabei ergeben sich vielerlei Schwankungen. Ich erinnere hauptsächlich an die untereinander oft so abweichenden Betonungen der Schauspieler, zuweilen sogar auffällig irrigen (GUTZKOW: „ihr dürft mir fluchen, denn ich bin ein Jude", statt „ich bin ein Jude"). Die Frage: wo ist das psychologische Prädikat? würde — wollten wir überhaupt ein solches gelten lassen — sehr oft noch schwieriger zu beantworten sein als die einem Vexierbilde beigegebene: wo ist der Jäger? o. ä.

Untersuchung erfahren, und die entfernten Sprachen, die sich gerade in Sachen der Betonung am meisten von den unsrigen entfernen, sind noch nicht einmal im vergleichenden Sinne herangezogen worden. Sogar innerhalb der verschiedenen Bildungsschichten desselben Volkes ist die Betonung im Satze keineswegs die gleiche.

Ich glaube dargetan zu haben, dafs es nur eine Art von Prädikat und Subjekt gibt; gäbe es aber auch zwei, so liefse sich für die Urzeit doch nur eine annehmen. Welche das für mich ist, ergibt sich aus den beiden Aufstellungen, die ich gemacht habe: dem Satz als Mitteilung und der Eingliedrigkeit des Ursatzes. Wie die Mitteilung umfassender ist als das Urteil, so mufs auch meine Definition des Prädikates eine weitere sein. Doch dürfte ich vielleicht schon auf Grund der allgemein angenommenen Definition „das von etwas Ausgesagte“ jede Beziehung als „prädikative“ betrachten. Wenn ein Kind sagt: *Papa — Hut*, und damit meint, der Papa habe den Hut aufgesetzt, so ist hier *Hut* das Prädikat zu *Papa*, ganz ebenso wie *welk* das zu *Blatt* in der Verbindung: *Blatt — welk*. Beide Fälle sind nicht etwa ungleichartig, mag auch dem ersteren an sich Mehrdeutigkeit beiwohnen. Das Verständnis einer Mitteilung hängt immer ab von dem Umfang der zwischen den Personen bestehenden Gemeinsamkeit an Sachkenntnis; es kann in Gedanken vieles und es mufs immer etwas ergänzt werden — diese Ergänzung ist die „Kopula“. Die breite Kluft mag sich zum feinen Spalt verengen; sie wird nie ganz geschlossen werden. Wir vermeinen deutlicher zu sein, wenn wir statt *Blatt welk* sagen: *das Blatt ist welk*, also der gedanklichen „Kopula“ einen lautlichen Ausdruck geben. Aber das ist nur das

Muster eines Lückenbüfsers, gewonnen aus einem Verb mit eigener Bedeutung („sich befinden“, „vorhanden sein“), das auch in dieser selbst unterdrückt werden kann, z. B. „hier die Rechnung“. Denselben Dienst wie *sein* könnte *haben* leisten, und zufolge BOLZANO ist dieses die eigentliche Kopula: *er hat Güte* = „er ist gütig“. Und wiederum ist *haben* im materiellen Sinn entbehrlich: *ich — Haus* = „ich habe ein Haus“. Ferner sind die Verben der Tätigkeit, wie *machen*, *tun*, die eines Objektes bedürfen, kopulaartig und unterdrückbar: *ich — Arbeit* = „ich tue Arbeit“, *er — Wort* = „er macht Worte“. Schliefslich aber ist kein Verb von einer solchen Rolle ganz ausgeschlossen, und Beispiele wie jenes, von dem ich ausgegangen bin, finden sich nicht nur in der Kindersprache, sondern auch sonst; sogar unsere Sprachen bieten ihrer genug dar (besonders in sprichwörtlichen Wendungen), z. B. *ein Mann ein Wort*, *wie du mir so ich dir*, *jedem Mann ein Brot*.

Mögen wir nun das Verhältnis zwischen Prädikat und Subjekt im engeren oder weiteren Sinn nehmen, die Wortstellung wird dadurch nicht berührt. Naturgemäfs — von den später eingetretenen Umordnungen und ihren Ursachen sehe ich ab — folgt das Prädikat als das Bestimmende dem Subjekt als dem Bestimmtwerdenden: und wir dürfen das auch umkehren: das Folgende ist immer Prädikat, das Vorhergende Subjekt. Daraus ergibt sich weiter, dafs in einem ursprünglichen, eine wirkliche Kette bildenden Satz jedes mittlere Glied eine Doppelfunktion ausübt, nämlich P = S, jedes Anfangsglied aber nur S, jedes Endglied nur P ist. Auch der zweigliedrige Ursatz hat stets den Wert SP, mag Hinweisung oder Aussage voranstehen; *dort! Feuer!* und *Feuer! dort!* geben wir

wieder: „dort brennt es“, und „das Feuer ist dort“. Mein Weg scheint sich hier besonders weit von dem herkömmlichen (der Grammatik oder Logik) zu entfernen; ich setze aber nur den einmal betretenen fort. Spreche ich jede Beziehung zwischen zwei Wörtern als denkbar prädikative an, so begreife ich selbstverständlich auch die Beziehung auf das Vorgangswort ein, sei es vom Vorgangswort, sei es vom Dingwort. Jene Doppelfunktion des Ding- wie des Vorgangswortes durchherrscht alle Sprachen, wird aber nur unter ganz bestimmten Umständen auffällig, und dann reden wir davon unter dem Namen ἀπὸ κοινοῦ. Die beiden Sätze: *ich sah einen Mann* und *der Mann schlief* können verschmolzen werden: *ich sah Mann schlief*, und das kann wiederum je nach dem Zusammenhang, in dem der Satz steht, ausgestaltet werden zu: *ich sah einen Mann, welcher schlief*, oder *der Mann, den ich sah, schlief*. Hier ist P = S durch ein Dingwort dargestellt; durch ein Vorgangswort in dem Satze: *der Mann geht rasch*, was wir nicht anders veranschaulichen können als: *der Mann geht + (sein) Gang ist rasch*, obwohl die Substantivierung des Vorgangswortes auf Irrtum beruht und zu Irrtum führt. Der Parallelismus zwischem dem „Attribut“ neben dem Dingwort und dem „Adverb“ neben dem Vorgangswort wird allgemein anerkannt; warum sieht man nicht ebenso in dem letzteren wie in dem ersteren ein verdichtetes Prädikat?

Wie das Verhältnis zwischen Prädikat und Subjekt im Satz als Mitteilung einen weiteren Rahmen erhält, so im eingliedrigen Ursatz eine tiefere Grundlage. Ich kehre zu meinem Ausgangspunkt zurück. Nicht in einer starren und stummen Welt, nur in einer schwingenden und

klingenden war die Entstehung der Sprache möglich; sie begann mit der Bezeichnung von Vorgängen, die sich an den Dingen vollzogen, nicht von Dingen, an denen etwas vorging. Logiker behaupten, sie könnten sich einen Vorgang ohne Ding nicht vorstellen; das mag sein, aber darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob der Urmensch sich das nicht vorstellen konnte.[1] Mindestens

[1] . . . M. SCHLICK, Allg. Erkenntnislehre (1918) 42 mag berechtigt sein, denen, die die Eingliedrigkeit mancher Urteile behaupten, Verwechslung sprachlicher mit logischen Verhältnissen vorzuwerfen. Allein ich kann ihm nicht beipflichten, wenn er sagt: „dafs diese kurzen Sätze trotz ihrer einfachen Form stets einen mehrgliedrigen Tatbestand bezeichnen, liegt auf der Hand (‚es schneit' z. B. bedeutet: ‚es fallen Flocken herab'), und der Sprache steht es natürlich frei, auch die kompliziertesten Beziehungen abgekürzt durch ein Wort auszudrücken". Der Satz „es schneit" hat keineswegs eine einfache Form, er ist dreigliedrig, und man kann ihn durch einen sehr komplizierten ersetzen, wie: „es erfolgt ein atmosphärischer Niederschlag mit sechsstrahligen Kristallen", ohne dafs wir von einer sprachlichen Abkürzung reden dürften. Das Beispiel „es schneit" vermag irrezuführen; hier handelt es sich um eine andauernde, also unserer genaueren Beobachtung zugängliche Tatsache; wäre gewählt worden: „es blitzt", so stünde ein dreigliedriges Sprachgebilde einer zwar an sich komplizierten, in ihrer Erscheinung aber einfachen Tatsache gegenüber. K. BÜHLER, Indogerm. Jahrbuch VI (1920), 15 sieht nicht ein, „warum es keine eingliedrigen Sätze geben sollte". Er gibt zwar zu, dafs möglicherweise „jeder Sachverhalt mindestens ein zweigliedriges Gebilde sei" und dafs dann „eine adäquate sprachliche Darstellung jedes Sachverhalts zweigliedrig sein müsse"; doch „warum sollte es keine inadäquate . . . Darstellungen geben"? Aber mit dieser Terminologie ist das Wesen der Dinge nicht erfafst. Kehren wir lieber ganz um und zu TRENDELENBURG zurück: „Wir denken in Prädikaten; dieser Hauptbegriff erscheint im Ursprunge allein. . . . Die Tätigkeit kann für sich, wie wir noch in den subjektlosen Sätzen sehen, aufgefafst werden, aber das Ding nur durch die

regte ihn der Anblick einer rollenden Kugel zur Schaffung eines Wortes für „rollen“, nicht für „Kugel“ an; diese wurde erst nach jenem benannt, nicht „kugeln“ nach „Kugel“. Noch weniger ist anzunehmen, dafs Ding und Vorgang zu gleicher Zeit benannt worden seien. Der eingliedrige, der Ursatz, ist sowohl Vorgangswort wie Prädikat, womit allerdings die Aussage schlechtweg gemeint ist (nicht auch die Heischung), im Einklang mit seiner Herkunft, den auch das deutsche *Predigt* = *praedicatum* zeigt. Doch ist es auch der direkte Vorläufer des Prädikats im mehrgliedrigen Satze, während sich daneben aus ihm das Subjekt abgezweigt hat wie das Dingwort aus dem Vorgangswort. Diese Entwicklung, die ich in meinem zweiten Aufsatz erst angedeutet habe, will ich jetzt schärfer ins Auge fassen. Die Zweiheit ist, innerhalb der Sprache wenigstens, keine ursprüngliche; sie beruht nicht auf Zer-

---

Tätigkeit“ (Log. Unters.[3] [1870] 2, 232. 236). Uns, die wir uns um den Ursprung der Sprache bemühen, mufs es verstattet sein, den naivsten Standpunkt einzunehmen, den, welcher dem Standpunkt des Urmenschen am nächsten kommt. Die einfachsten Wahrnehmungen setzen wir unmittelbar in einfachste Lautungen um; wir hören einen Krach, und ehe wir noch Zeit gehabt haben, über seine Ursache nachzudenken, rufen wir: *bum!*, wir treten aus dem warmen Zimmer ins kalte Freie und sagen unwillkürlich *brr!* Und aus diesem *bum*, *brr* und ihresgleichen erwachsen wichtige Bestandteile unseres Wortschatzes. Lotze, Logik[2] (1880) 70 sagt: „Der Naturlaut, mit dem der Frierende sich gegen seinen frierenden Nachbar schüttelt, ist ein solches blofses Zeichen, das nur zur Verlautbarung seines Zustandes dient; aber sobald er sein Unbehagen in dem Satze ausspricht: es ist kalt, hat er unstreitig eine Denkarbeit vollzogen“. Hier zeigt sich die Verschiedenheit unserer Grundlagen um deutlichsten (Mitteilung: Urteil).

legung, sondern auf Zusammenfügung, nicht auf Division, sondern auf Addition. Die Ursätze waren im Anfange ganz unabhängig voneinander, indem sie in verschiedenen Gemüts- und Geisteslagen wurzelten; zwei konnten unmittelbar aufeinander folgen, indem sie zwei Momenten des gleichen Bewufstseinsinhalts entsprachen, und es konnte sich eine losere oder festere Verbindung zwischen ihnen bilden. Sowohl zwischen zwei Aussagen, wie zwischen zwei Heischungen, z. B. *blitz-! blitz-!* = „es blitzt oft“ oder „stark“, *geh! lauf!* = „geh rasch!“, wo das zweite Glied eine nähere Bestimmung, quantitative oder qualitative, enthält. Aber auch Heischung und Aussage vergesellen sich miteinander: *lauf! huhu!* (irgendein Tierschrei) = „flieh vor dem wilden Tiere!“ Die wichtigste der Heischungen ist die Hinweisung: *schau dorthin! Feuer!* = „dort brennt es!“ Räumliches und Zeitliches, Ständiges und Veränderliches sind hier miteinander verknüpft. Auf dieser Stufe erscheint das Demonstrativ, mögen wir es als Imperativ, als Adverb, als neutrales Pronomen (*dies hier, das dort*) darstellen, und *hier* und *da* gestalten sich zu *ich* und *du* um, von denen anthropomorphisch die Bildung von Dingwörtern begünstigt wird. Doch entwickelt sich das eigentliche Dingwort erst im dreigliedrigen Satz, der dann zum zweigliedrigen wird. Ein Beispiel wird das am besten klarmachen. Ein Mensch vernimmt das Rascheln einer Schlange; er macht seinen Begleiter darauf aufmerksam: *da! es raschelt*, und einen Augenblick später: *es ist verschwunden.* Verkitten sich beide Sätze miteinander, so wird daraus: *das, was da raschelt, das Raschelnde ist verschwunden*; das Prädikat hat sich zunächst zum Attribut verdichtet.

Wenn auch das Dingwort auf dem Vorgangswort und das Subjekt auf dem Prädikat beruht, so haben wir doch beide Zweiheiten als urwüchsige anzusehen, nicht aber ihnen als dritte Wortart das Beziehungswort und als dritten Satzteil das Objekt zuzugesellen. Denn diese sind auf einer verhältnismäfsig späten Stufe der Sprachentwicklung hervorgetreten; das eine ein herabgesunkenes Ding- oder Vorgangswort, das andere ein umgestelltes Subjekt. Um das verständlich zu machen, mufs ich von der Relativität der Begriffe ausgehen, und zwar zunächst der räumlichen. Wir bestimmen einen Ort nach den drei Dimensionen als rechts oder links, vorn oder hinten, oben oder unten von uns befindlich, und entsprechend fassen wir die gegenseitige Lage zweier aufser uns liegenden Örter auf. Diesen Sachverhalt spiegelt die Sprache in mancher bemerkenswerten Weise ab, nicht nur wenn die Abstände zwischen den Örtern in Ruhe liegen, sondern auch und gerade wenn sie von Bewegung erfüllt sind, und damit haben wir hier zu tun. Die Bewegung geht entweder in zentrifugaler oder in zentripetaler Richtung vor sich. Wir sagen *hinauf* oder *herauf*, *hinweg* oder *heran*, auch *hin* und *her* in Verbindung mit allen möglichen Verben (*hinsehen*, *hersehen*). Der Vorgang bleibt sich immer gleich; nur der Standpunkt des Beobachters wechselt. Am Ufer eines Flusses weilend, können wir zugleich vom *Herabfliefsen* und vom *Hinabfliefsen* sprechen. Daraus erklären sich die häufigen Verschiebungen; so sagt man z. B. *hinfallen* und *herfallen* in ganz dem gleichen Sinn. Ebenso wenn die verschiedenen Richtungen durch eigene Verben ausgedrückt werden: *folgen* — *vorangehen*, *kaufen* — *verkaufen* usw. Die Sprachen stimmen nicht immer überein; hier antwortet der Gerufene:

ich komme, dort: *ich gehe.* Das geflügelte Wort *Geben ist seliger als Nehmen* macht uns den Eindruck, als ob es sich um zwei entgegengesetzte Vorgänge handle; die Verschiedenheit liegt aber nur in *A* und *B*, zwischen denen der Vorgang sich abspielt, und wir könnten eigentlich nur sagen: *A ist seliger als B* (oder umgekehrt). Das gewöhnlichste Verfahren nun ist die Schaffung einer eigenen Passivform; *schlag-* spaltete sich in *schlagen* und *geschlagen werden.* In der Urzeit, auf der Stufe des zweigliedrigen Satzes (und noch heute in früher Kindersprsche) ist *A schlag-* zweideutig. Wenn wir aus der Ferne die noch undeutliche Wahrnehmung machen, dafs einer einen andern schlägt, so sagen wir: dort gibt es Schläge o. ä. Treten wir näher, so finden zwei Feststellungen statt, die, sei es auch nur durch den kleinsten Zeitraum, getrennt sind, nämlich dafs *A* schlägt, und dafs *B* geschlagen wird. Die beiden zweigliedrigen Sätze werden vermittels des ἀπὸ κοινοῦ zu einem dreigliedrigen verschmolzen, wobei das zweite Subjekt in die Rolle eines Prädikats herabgedrückt wird:

S	P =	S	P
A	*schlag-* (akt.) =	*schlag-* (pass.)	*B*
A	*schlägt* ;	*geschlagen wird*	*B.*

Es kann aber auch der, welcher geschlagen wird, zuerst ins Auge fallen, dann ergibt sich:

B wird geschlagen; schlagen tut A.

Wird anfangs die Zweideutigkeit von *A schlag- B* nur fallweise durch die Umstände behoben, so geschieht dies dann grundsätzlich in den einzelnen Sprachen, d. h. in den einen bedeutet es soviel wie „*A* schlägt *B*“, in den andern wie „*A* wird von *B* geschlagen“, und wir reden dann von „aktivischem“ und „passivischem Transitiv“.

Daſs aber diese Ausdrucksweise nicht ganz passend ist, läſst sich schon daraus entnehmen, daſs wir bei Wiedergabe eines Vorganges nicht immer bloſs zwischen zwei Subjekten die Wahl haben; wir können sozusagen die Blendlaterne auf jedes irgendwie dabei beteiligte Wesen oder Ding richten. Wir können z. B. sagen: *die Frau schenkte dem Bettler ein Brot* oder *der Bettler wurde von der Frau mit einem Brote beschenkt* oder *ein Brot wurde dem Bettler von der Frau geschenkt.* In diesen ganz gleichwertigen Sätzen tragen die Dingwörter in unserer Sprache ein verschiedenes Gewand (*die Frau, von der Frau — der Bettler, dem Bettler — ein Brot, mit einem Brote*), und doch bleiben sie in ihrer eigenen Bedeutung wie in der ihren realen Beziehungen völlig unverändert. In den formalen Unterschieden haben wir nur die Ergebnisse junger Entwicklungen. Die Definition des Objektes durch das Transitiv und des Transitivs durch das Objekt ist nichtssagend, und der Begriff des Objektes wie der des Transitivs ermangelt jeder wirklichen Stütze. Nominativ und Akkusativ sind innerlich gleich (schon MADVIG bezeichnete sie, allerdings aus einer engeren Anschauung, als „casus recti“); sie sind aber auch nicht den übrigen „Kasus“ gegenüberzustellen. Die vor- oder nachgesetzten Beziehungswörter oder -elemente, die das Objekt an das Prädikat knüpfen, bringen neues, wenigstens genaueres Tatsächliche, weisen aber kein neues Verhältnis auf; sagt man: *ich gehe Inneres-Haus* (ich gehe ins Haus) und *ich gehe Haus* (ich gehe nach Haus), so verhält sich *Inneres* zu *gehe* ganz so wie *Haus* zu *gehe.* Kurz, jedes Objekt ist ein in den Schatten gerücktes Subjekt, das Prädikat zu einem Prädikat. 815, 448 ff.

IV.

(EXKURS ZU SPRACHURSPRUNG III.)

Sprache ist Allgemeinstes und Persönlichstes, und dies erklärt, dafs keiner es sich verwehren läfst, in der Frage nach ihrem Ursprung mitzureden, und auch keinem alle Fähigkeit abgeht, Erspriefsliches beizutragen. Wenn nun die einst überbeliebte, dann überverpönte Frage noch heutzutage, wo wir zu richtigerer Würdigung gelangt sind, in den Augen mancher einem Rätsel gleicht, das einer glücklichen Lösung harrt, so mufs von neuem betont werden, dafs der Weg zur Wahrheit im Zickzack verläuft, und dafs der Widerstreit der Meinungen nicht nur natürlich, sondern geradezu unentbehrlich ist. In der Eris, d. h. der friedlichen, haben wir die Schutzgöttin des wissenschaftlichen Fortschrittes zu sehen. Dafs wir alle in das gleiche Horn stofsen, ist ebenso unerwünscht wie unmöglich; jeder spiele auf seinem Instrument und wirke nach bester Kraft im Orchester mit, und eine solche Orchestermusik wird sich durch Anpassungen und Ausgleiche beständig vervollkommnen. Zu dieser Betrachtung hat mich das Bewufstsein des entschiedenen Gegensatzes geführt, in welchem ich gerade bezüglich der wichtigsten Punkte zu Wundt stehe. Auch ich erkenne ja in Wundts Werk über die Sprache eine staunenswerte Leistung, die kein Sprachforscher umgehen kann; sie erweckt in mir das Bild einer Riesenwalze, die im gleichen Schrittmafs alles niederdrückt, Hartes wie Weiches, um feste und glatte Strafsen zu bahnen.[1]

[1] Ostwalds Einteilung der Forscher in Klassiker und Romantiker ist nicht die einzige denkbare. So liefsen sich denen, die auf das Ganze gehen, die gegenüberstellen, die sich nur mit dem einzelnen

Als Grundmethode der Forschung wird man wohl allerseits die des Ausgehens vom Gegenwärtigen, vom Hier und Jetzt gelten lassen. Soweit es sich um den Sprachursprung handelt, ist, wie früher gesagt, eine gewisse Vorsicht und Beschränkung bei den Schlüssen aus dem unmittelbar Beobachteten geboten; nun da ich mich anschicke, ein paar flüchtige Schritte in geschichtliche Zeiten zu tun, möchte ich zu allgemeinstem Zwecke empfehlen, die Beobachtung selbst auszudehnen und zu vertiefen. Zunächst was das Jetzt betrifft. Wir leben ja nicht mehr in der Zeit, da der Schulunterricht aus höheren Gründen vor der neuesten Geschichte, ja noch weit früher haltmachte, aber unter den Männern der Wissenschaft selbst herrscht die Neigung, sich in die Stille der Studierstube zurückzuziehen und dabei gewisse Dinge draufsen zu lassen, die allzu „aktuell“ zu sein scheinen und doch der wissenschaftlichen Betrachtung nicht nur zugänglich sind, sondern sie geradezu heischen, bevor sie sich noch mit Edelrost bedeckt haben. Ich denke hier nicht an die Soldatensprache, l'argot des poilus und ähnliches, dem man lebhaftes Inter-

---

zu tun machen; das unübertreffliche Muster jener würde WUNDT sein. Bedeutende Gedankenarbeit ist dort immer notwendig, hier nicht, sofern hauptsächlich Stoff dargeboten wird und für ihn feste Formen bereitstehen. Die sehr verbreitete Überschätzung des Stofflichen führt leicht zur Ungerechtigkeit. Das gilt z. B. mit Bezug auf RAOUL DE LA GRASSERIE, den man gern mit geringschätziger Miene als Polyhistor, als Vielschreiber bezeichnet. Aber er hat seine Eigenart, mag sie uns zusagen oder nicht. . . . Wir beschauen ein Standbild, ein Gemälde, eine Landschaft jeder von seinem Standpunkt aus; mufs nicht die Sprache, deren Entwicklung auf endlosen individuellen Ansätzen beruht, mehr als irgend etwas individuelle Betrachtungsweisen auslösen?

esse zugewandt hat, sondern an die tieferen oder oberflächlicheren Kräfte, die bei der wichtigsten Erscheinung der äufsern und zum Teil auch der innern Sprachgeschichte tätig sind, bei der Entvolklichung. Dabei kommt das Mannigfachste zur Erwägung: der Wert der natürlichen Grenzen,[1] die Angriffs- und die Widerstandsstärke, die den Sprachen selbst innewohnt, die gesetzlichen Einschränkungen der freien Sprachwahl, die feinen Mittel der „friedlichen Durchdringung“, die Wirkungen volklich gemischter Ehen usw., auf was alles man Voraussagung — nach OSTWALD das eigentliche Kennzeichen der Wissenschaft — gründen kann, aber keine ethische Forderung zu gründen braucht. Auch aufserhalb der Gebiete mit starken Gegensätzen ist die jetzt so eifrig betriebene geographische Sprachaufnahme noch sehr der Vervollständigung fähig: nach dem Laute kommt das Wort, diesem gesellt sich die Sache in Abbildung zu, schliefslich zeichnet man die eigentümlichen Alltagswendungen auf und sucht sich über den herrschenden Gesprächsstoff zu unterrichten.

Unter dem Hier ist die Muttersprache zu verstehen.[2] Je tiefer der Sprachforscher in ihr wurzelt, um so tiefer wird er in das wissenschaftliche Verständnis fremder Sprachen eindringen können. Ich denke dabei nicht an

[1] Nicht Flufs, nicht Gebirge sind natürliche Grenzen: auch H. BARBUSSE hat in einem Interview mit dem Norweger ANKER KIRKEBY gesagt: „vi anerkender kun [nur!] de Grænser, som et Folks Sprog, Kunst og nationale Sædvaner afstikker“.

[2] . . . Sofort wird uns, als glänzender Vertreter tätiger wie aufnehmender Sprachherrschaft, K. VOSSLER gegenwärtig. Er selbst berührt diese Sache im Eingang zu seiner Abhandlung „Der Einzelne und die Sprache“ (Logus S [1919], 266); aber hier steht seine Auffassung einigermafsen im Widerspruch zu derjenigen, die ich seit

das, was man gewöhnlich Sprachgeschichte nennt, aber auch nicht an einen festen Ruhestand, sondern an das Geschehen, das wir erleben, somit beobachten und beurteilen, sei es im Verkehr mit andern, sei es im eigenen Innenleben. Vergleichende Sprachforschung ist Messen, und wie der Zirkel bei allem Spreizen und Drehen den einen Schenkel auf einem festen Punkte ruhen läſst, so ist ein solcher auch in dem andern Falle vonnöten. Allein es steht uns keine Sprache zur Verfügung, an der wir die andern messen könnten, weder eine gegebene noch eine ideale; diesem Mangel soll eben durch die Ausbildung der genetischen Methode, die mich beschäftigt, einigermaſsen abgeholfen werden. So muſs denn jeder von der Höhe der eigenen Sprache aus die ganze Sprachenwelt beschauen; es ist die relativ gröſste Höhe, weil es immer die Sprache ist und das Sprachgefühl in der bestimmtesten Form auftritt. Das Sprachgefühl ist wertvoller als das Bewuſstsein von den grammatischen Kategorien; jenes ist in der ersten Kindheit erworben, fast angeboren, dieses

Jahrzehnten hege und vertrete. Er sagt, wer eine Sprache nicht auch ausübe, der könne sie nicht; nun, dann können die meisten von uns kein Latein. Doch die Bezeichnung ist ja gleichgültig; auf die Sache kommt es an, und da besteht zwischen den beiden Arten des Könnens in mehrfacher Hinsicht eine starke Verschiedenheit. Auch bei der Muttersprache ist sie vorhanden; immerhin lasse ich hier den hübschen Vergleich gelten mit den beiden beim Gehen wechselnden Beinen. Sobald aber fremde Sprachen ins Spiel kommen, ist der eine Fuſs jedenfalls ein Stelzfuſs. Besondere Umstände erzeugen Ausnahmen, und zu diesen rechne ich VOSSLER, der sich darum so wunderbar in fremde Dichtersprache einzuführen weiſs. Unser innigstes Gefühlsleben vermag sich nur in unserer Muttersprache zu offenbaren, und nur sie werden wir mit schöpferischer Freiheit beherrschen. . . .

aber erst viel später angelernt, vielfach unsicher, manchmal irrig, wenn es überhaupt vorhanden ist. Vor einem halben Jahrhundert sagte P. FAVRE in seiner malaiischen Grammatik: „Beaucoup d'étrangers, après avoir appris le malais par l'usage, parlent au passif, sans s'en apercevoir". Diese ernst gemeinten Worte verdienen ebensoviel Heiterkeit wie die, welche MOLIÈRE seinem Monsieur Jourdain in den Mund gelegt hat: „il y a plus de quarante ans que je dis de la prose sans que j'en susse rien". Wie es mit dem malaiischen Passiv steht, soll man später erfahren;[1] jedenfalls weifs der Malaie von seinem Passiv so wenig wie der ungebildete Deutsche von dem seinigen. Und das rührt daher, weil dem Passiv und andern grammatischen Kategorien in der Wirklichkeit nichts entspricht. Wir sind damit an eine Stelle gekommen, wo der Zusammenhang unserer Untersuchung uns zu verweilen gebietet. Wenn hinter dem Worte die Sache, hinter dem Satze die Tatsache liegt, so darf man fragen: liegt nicht hinter der Sprache die Wirklichkeit? Wir werden das bejahen, aber hinzusetzen: wie zwischen der Sache und dem Worte die Vorstellung und zwischen der Tatsache und dem Satze der Gedanke liegt, so zwischen der Wirklichkeit und der Sprache die Weltanschauung. Kurz, es trennt uns von der Wirklichkeit ein von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit die Farbe wechselnder Schleier, der alle Verschiedenheit zwischen den Sprachen und innerhalb ihrer verursacht. Auch er entstammt schliefslich der Wirklichkeit, aber trotz BYRNE und andern ist das Geheimnis seines farbigen Gewebes nicht enthüllt. Von einer

[1 Hier nicht aufgenommen. Herausg.]

unmittelbaren und getreuen Widerspiegelung der wirklichen Dinge und Vorgänge in der Sprache kann keine Rede sein. Trotzdem wird es recht nützlich sein, wenn wir beides nebeneinander halten, und ich nehme zunächst die Erörterungen, mit denen ich Sprachursprung III geschlossen habe, wieder auf. In der Wirklichkeit ist das Wesen der Vorgänge immer dasselbe; jeder läfst sich in einer Linie darstellen mit dem Anfangspunkt A und dem Endpunkt B; er schliefst Ursache und Wirkung ein, wie jedes Wirkliche eben in dem Wirkenden besteht. Die Vorgänge sind nicht bald transitiv, bald intransitiv oder bald aktiv, bald passiv; wir könnten sie als transitiv bezeichnen, wenn der Mangel eines Gegenteils es erlaubte. Ein Satz mit einem intransitiven Verb ist: *der Apfel fällt herab*; er bedeutet, dafs die Schwerkraft den Apfel nach abwärts zieht. Das kann wiederum geschehen, indem durch Vorgänge, die mit dem Wachstum der Frucht zusammenhängen, natürliche Hemmungen überwunden werden. Ist der Apfel hier das reale Objekt, so wird, wenn ich sage: *der Apfel fällt auf den Boden*, ein weiteres Objekt angedeutet (= *der Apfel erreicht den Boden*), sowie, wenn das Fallen des Apfels durch eine menschliche Bemühung erzielt wird, ein weiteres Subjekt (= *der Knabe schüttelt den Apfel herab*). Und wenn schon ein intransitiver Satz sich auf mehrfache „Transitionen“ bezieht, so ist das bei einem transitiven, wie: *der Jäger schiefst den Vogel* in noch höherem Mafse der Fall, und ich brauche das nicht auszuführen. Ebensowenig, dafs für die Bezeichnung physiologischer Vorgänge wie *er atmet*, dasselbe gilt. Schliefslich auch für die Impersonalien, denen ja in der Wirklichkeit ein mindestens zweigliedriger Tatbestand entspricht, wenn er

auch in der Wahrnehmung als einfacher erscheint (vgl. hier . . . [S. 230] Anm.). Ernstere Bedenken könnten uns die Intransitive erregen, die einen Zustand ausdrücken, wie *sitzen*, *liegen*; doch haben wir dabei den Vorgang zu beachten, den der Zustand abschliefst. Wie ich sage: *der Vogel setzt sich (auf den) Zweig*, so sage ich auch: *der Vogel sitzt (auf dem) Zweig*, und in der Tat belastet ja der Vogel den Zweig; auch darf ich dazu, obwohl *gehen* sich auf eine fortdauernde Tätigkeit bezieht, die Sätze: *ich gehe (diesen) Weg* und *ich gehe (nach) Haus* vergleichen. Findet sich nun in der Wirklichkeit etwas, worauf das Passiv zurückzuführen wäre? Es wird überall, wo man eine Erklärung erwartet, als etwas Selbstverständliches hingenommen; man begnügt sich damit, es unter die Genera einzureihen und es als Umkehrung des Aktivs, als Rollenvertauschung zwischen Subjekt und Objekt zu beschreiben. Ich denke, es gibt nur eine einzige Erklärung dafür, die aus dem ἀπὸ κοινοῦ, das seinerseits aus dem Gespräch zu erklären ist. Ein dreigliedriger Satz, wie ich ihn hier . . . [S. 234] angeführt habe, würde sich in heutiger Darstellung so ausnehmen: *Peter schlägt . . . wer wird geschlagen? . . . geschlagen wird Paul.* In dem ersten der beiden zweigliedrigen Sätze, die hier verknüpft sind, ist *schlägt* (= *schlag*-) ein aktives Prädikat, im zweiten ein passives Subjekt. Aber es kann auch heifsen: *Paul wird geschlagen . . . wer schlägt? . . . es schlägt Peter.* Das heifst, Umkehrung ist zwar statisch vorhanden, aber nicht genetisch, beides ist gleich ursprünglich. Da es nun vom Standpunkt der Wirklichkeit keine Intransitive gibt, sondern nur Transitive (die Reflexive inbegriffen), so dürfen wir von allen Passive bilden; im gültigen Deutsch allerdings zum

Teil nur in der Gestalt von Impersonalien, z. B. *jetzt wird geschlafen* = jetzt schlaft! oder *es wird lustig gelebt* = wir leben lustig. Aber die Kühnheit unserer Wirklichkeitssucher schreckt auch nicht vor persönlichen Passiven wie: *ich werde gelebt,* zurück. Der Gebrauch des Passivs empfängt vielerlei Anregung von aufsen her; er ist besonders im amtlichen und im religiösen Stil beliebt. Man behauptet, jeder Vorgang der Wirklichkeit biete der Entschliefsung zwei Seiten: die tätige, die leidende. Aber damit meint man eben zwei Seiten der Wahrnehmung; die Wirklichkeit verhält sich dagegen ebenso gleichgültig wie der Weg A — B gegen den Gang des Menschen von A nach B oder von B nach A. Wäre dem Menschen vor allem um eine getreue Wiedergabe der Wirklichkeit zu tun gewesen, so würde er das Agens,[1] soweit es erkennbar war, immer als Subjekt dargestellt, er würde dem Passiv keinen Zutritt gestattet haben; aber das persönliche Interesse war sein Hauptleiter bei der Bildung der Sprache. Indessen wird eine stärkere Vertiefung in die Wirklichkeit nicht selten das Verständnis sprachlicher Erscheinungen fördern. So setzt sich ein Vorgang selbst aus zwei Vorgängen zusammen, aus Aktion und Reaktion, von denen die eine allerdings unbemerkbar klein bleiben mag. Sind beide gleich stark, so kann die Bezeichnung der einen auch für die andere mitgelten oder beide vertauscht werden. Dazu gehören besonders die Empfindungsverben, wie *sehen* = *schauen* + *sichtbar werden.* Weniger beachtet wird, dafs

---

[1] Ich habe gelegentlich von realem Subjekt (und Objekt) gesprochen, ziehe es aber doch vor, mich des Wortes *Agens* zu bedienen, um den verschiedenen Subjekten, dem grammatischen, logischen, psychologischen, ideellen aus dem Weg zu gehen.

„Lernen“ und „Lehren“ sich gegenseitig ergänzen und durchkreuzen; daher der bekannte Gebrauch von *lernen, lehren*, schwed. *lära*, engl. *learn, teach*, franz. *apprendre*, brit. *dysgu, deski* (von lat. *discere*).

Passivismus und Aktivismus sind beide gleich ursprünglich und, wenn ich mich weiter nur des ersteren Ausdrucks bediene, so liegt darin nur ein Zugeständnis an unsere Gewohnheiten; die Beleuchtung der einen Seite erübrigt ja die der andern. Die beiden Verfahren liefen im Anfang durcheinander; dann, jedenfalls bei der Entstehung des dreigliedrigen Satzes, drängte das Bedürfnis des Verständnisses zur Entscheidung zwischen ihnen. Sie erscheint jedoch in den überlieferten Sprachen fast nirgendwo reinlich vollzogen (ich erinnere z. B. an unsern Infinitiv) oder es ist vielleicht richtiger zu sagen: es haben sich immer von neuem Verschränkungen und Mischungen gebildet, und wir haben keinen Grund anzunehmen, dafs man öfter vom Passivismus aus als zu ihm vorgeschritten ist. Für die Genealogie bieten sich hier, wie überhaupt bei der innern Sprachform, keine sicheren Beweise dar; das läfst sich besonders deutlich aus der zerstreuten Verbreitung entnehmen, die für elementare Verwandtschaft im weiten Umfange spricht. Es handelt sich um den Kern aller Sprachentwicklung; die einzelnen Tatsachen sind aber schwer zu erfassen. Suchen wir aus dem Weiteren ins Engere vorzudringen. Ein Vorgangswort wie *schlag-* teilt die Eigenschaft, zwei Bedeutungen zu haben („schlagen“ und „geschlagen werden“), mit vielen andern, im Grunde genommen mit allen Wörtern; denn jedes Wort hat mehrfache Bedeutung und die jeweilig gültige wird nicht immer durch den sprachlichen Zusammenhang, sondern oft nur

durch die äufsern Umstände, das Wo? und Wann? bestimmt, so dafs das einmal gesprochene Wort in der Tat ein ἅπαξ λεγόμενον ist. Viele Wörter haben Eigenbedeutung und sie läfst sich, wenn auch nicht in vollkommener Weise, ohne Beziehung auf andere zugleich auftretende Wörter angeben. Das geht in unserem Falle nicht an; ich möchte ihn durch einen grobsinnlichen Vergleich deutlich machen. Ich habe einen Stab *c d*, mit dem ich eine Lücke *A B* ausfüllen soll; ich kann ihn auf zweierlei Weise, entweder so legen, dafs *c* und *A*, *d* und *B*, oder so, dafs *c* und *B*, *d* und *A* zusammenfallen; kurz, *c d* und *A B* bleiben unverändert, nur ihre Beziehung zueinander wechselt. Zunächst sichert die Wortstellung die Eindeutigkeit; ich kann „*A* schlägt *B*" wiedergeben durch:

A schlag- B.

Sodann, wenn die Wortstellung freigegeben ist, genügt die Befestigung an einem Punkte:

A schlag- auf B, oder: *von A schlag- B.*

Endlich sagt man mit verdeutlichendem Überflufs:

von A schlag- auf B

(so z. B. *Petrus pulsat Paulum* nach Uhlenbecks und meiner Auffassung). Ein verstärkender Wortüberflufs an einer und derselben Stelle (gleichsam ein Keil neben einem gröfseren) ist nicht minder häufig: (ich gehe) *ins Innere des Hauses* statt *ins Haus* = *Inneres Haus*. . . .

Der Äufserung, dafs der Malaie, Javaner usw. gewisse Gebilde als Passive fühle, begegnet man auf Schritt und Tritt; hier bleibt der Unterschied zwischen dem natürlichen Sprachgefühl und der wissenschaftlichen Spracherkenntnis unbeachtet. Auch in dem Kopfe des niedern Mannes gibt es Kategorien und Paradigmen, aber es sind andere

als in dem Kopfe des Gebildeten oder Gelehrten, und sie leben und wirken unbewufst in ihm; wenn er die Überlieferung verläfst, so doch nicht den sichern Anschlufs an sie. Ich vergegenwärtige mir das gern am Baskischen. Über dessen Passivismus sind wir Männer der Wissenschaft, mit Ausnahme von VINSON, nicht mehr im Zweifel; wir würden aber in keinem Falle uns auf das Zeugnis von Einheimischen berufen können. Denn entweder wissen sie gar nicht, was *Passiv* bedeutet; oder sie haben davon auf der Schule eine, vielleicht recht unvollkommene Vorstellung erhalten, diese aber gemäfs der romanischen Grammatik, und so würden sie den Passivismus aufs entschiedenste in Abrede stellen; *dakart* gehört ja für sie zu „je le porte" und nicht zu „il est porté par moi".

837, 194 ff.

VII. ÜBER ALLGEMEINE SPRACH-WISSENSCHAFT.

Fruchtbar aber vor allem würde es sein, mit . . . [der] romanischen deklinationsvereinfachung entsprechende vorgänge anderer indogermanischer sprachen bezüglich des ausgangs- und des endzustandes, der wirkenden ursachen und der einzelnen zu tage tretenden entwicklungsstufen sorgfältig zu vergleichen. 44, 186.

Für mich ist die romanische Sprachwissenschaft nicht etwas in sich Abgeschlossenes; ich betrachte die Gleichartigkeit der Vorgänge welche sich in der Entwickelung der Sprachen vollziehen, als das Wesentliche. Es wird nun in der Tat allseits einer jeden Sprache eine gewisse Lehrhaftigkeit auch aufserhalb ihres eigenen Kreises zugestanden, und es würde niemanden wundern wenn ich in diesem Sinne das ausgezeichnete, ebenso klare wie reiche Buch von Simonyi . . . [„Die magyarische Sprache. Für das gebildete Publikum"] . . . den Romanisten, Germanisten, Slawisten, kurz den Erforschern derjenigen arischen Sprachgruppen wärmstens empfehle innerhalb deren und zu deren Bildungshöhe, mit wunderbaren Anpassungen und Reaktionen, diese einzige nichtarische Sprache emporgewachsen ist. Kann nun aber Fernliegendes, wie es in wissenschaftlichen Grammatiken so vielfach zur Veranschaulichung herangezogen wird, nicht in gewissen Fällen auch zur Beweisführung dienen? Lassen sich gerade in unserer romanischen Sprachwissenschaft — natürlich ganz abgesehen von dem Nachweis bestimmter fremder Einflüsse — alle Aufgaben mit Beschränkung auf romanische Mittel lösen? Ich glaube das nicht. Wo wir zu erwägen haben ob irgend eine

örtliche Erscheinung mit einer ihr wesentlich gleichen welche in einer verwandten oder in einer unverwandten, aber anstofsenden Sprache auftritt, in geschichtlichem Zusammenhang steht oder nicht, da pflegen wir in hohem Grade durch ein Wahrscheinlichkeitsgefühl geleitet zu werden, d. h. durch eine vage Vorstellung von der Häufigkeit in welcher die betreffende Erscheinung überhaupt vorkommt. Warum hier nicht nachhelfen? Würde z. B. eine, sei es auch nur innerhalb gewisser Grenzen aufgestellte Statistik von $\bar{a} < \bar{e}$ und $\bar{u} < \bar{ü}$, wenn es sich darum handelte, deren Ursprünge im Romanischen zu bestimmen, ganz wertlos sein? . . . Kann ferner nicht auch die Natur eines Vorgangs in der einen Sprache durch den entsprechenden in der anderen beleuchtet, können nicht die fehlenden Mittelglieder einer Reihe ergänzt werden? Ich glaube nicht dafs wir je dazu kommen, die sog. „Diphthongierung“ von rom. ę und ǫ wirklich zu verstehen ohne dafs wir in Betracht gezogen haben was andere Sprachen . . . Ähnliches aufweisen. Und da die Streitfrage wegen der Herkunft von franz. *aller* vor dem romanischen Forum erschöpfend behandelt worden ist und doch ohne den Erfolg einer Einigung, so bleibt nur noch die Berufung an ein höheres übrig. Man wird vielleicht sagen, ich wolle ein Steckenpferd zu Tode reiten; vielmehr finde ich hier den Prüfstein für den Wert unserer Untersuchungsweisen. Wer als Lehrling an die romanische Sprachwissenschaft herantretend zuerst auf die Übersicht aller etymologischen Erklärungen von *aller* und *andare* stiefse, der würde sich auf wildem Meere ohne Steuer und Kompafs dünken. Wenn wir aber anderseits uns bescheiden wollten, wenn wir dem Zufall den Aufschlufs anheimgäben, wenn wir uns mit den Lücken trösteten die keinem Wissen-

schaftsgebiete erspart sind, so liefse sich das in den meisten anderen Fällen entschuldigen; gegenüber dem allergewöhnlichsten Worte, im Besitze von so vielen und so mannigfaltigen Denkmälern aus einer langen Reihe von Jahrhunderten, stellten wir uns damit das gröfste Armutszeugnis aus. . . . Wenn man den romanischen Stoff zu dürftig findet um aus ihm die besondere Kürzung häufigster aber vollsinniger Wörter mit Sicherheit zu entnehmen, so müssen wir bei anderen Sprachen uns über ein solches Verhältnis Rates erholen, und vor Allem untersuchen ob „gehen“, das ja in allen Sprachen die wesentlich gleiche Rolle spielt, auch anderswo die Neigung zeigt sich lautlich möglichst zu vereinfachen. 242, 116 f.

Auf die Frage: „was ist romanisch?“ pflegt man an den Orten, wo man eine Antwort erwarten dürfte, keine zu erhalten, offenbar deshalb weil sie als selbstverständlich betrachtet wird. Wäre sie es aber auch wirklich (was mit Hinblick auf das Kreolische dahingestellt sein mag), so würde das mit der notwendig aus ihr erwachsenden weiteren Frage nicht der Fall sein: „inwiefern bildet das Romanische für die wissenschaftliche Betrachtung eine Einheit?“ Ich erwidere: insofern als die Unterschiede innerhalb seiner, sei es was die Laut-, sei es was die Begriffsformen anlangt, hinter den Unterschieden zurückbleiben die zwischen dieser und irgend einer andern Sprachgruppe bestehen. Notwendig ist solches nicht; so hebt sich die romanische Syntax verhältnismäfsig wenig scharf von der germanischen ab. Nun erweitert sich die Sprachbeschreibung ganz von selbst zur Sprachgeschichte, wir ermitteln die Vorgänge deren Ergebnisse jene Unterschiede sind. Es ist klar dafs

dieselben durch den Sprachstoff an dem sie sich vollziehen, zwar in ihrem Umfang beschränkt, aber in ihrem Wesen nicht bedingt sind, um so weniger als ihnen ja auch unlateinischer Sprachstoff unterliegt. Bedingt sind sie vielmehr durch die seelisch-leibliche Natur der Redenden. Nähme man nun auch von vornherein an dafs die Verschiedenheit der Völkergruppen in der Entwickelung ihrer Sprachen einen deutlichen Ausdruck fände, stellen denn die Romanen eine geschlossene Einheit dar, sie deren anthropologische Mannigfaltigkeit eben durch den Kitt des Sprachstoffs zusammengehalten wird? Ich wende mich von der aprioristischen zur aposterioristischen Betrachtungsweise. Sind die Differenzierungsvorgänge — ich habe hier nur die im Auge die sich auf die Lautformen beziehen — innerhalb der romanischen oder überhaupt einer Gruppe durch irgend welche Kennzeichen fest verbunden? Kann man einem Wandel der Lautformen ohne weiteres die romanische, die germanische, die slawische Art ansehen? Vollzieht sich die Aufeinanderfolge und das Nebeneinandergehen der allereinfachsten lautlichen Veränderungen die sich ansetzen lassen, hier in einer grundsätzlich andern Weise als dort? Ich mufs das verneinen. Rund um die Welt herum begegnen wir immer wieder den gleichen oder ähnlichen Erscheinungen, die unter allen Sprachvölkern die gleichen oder ähnliche Bedingungen voraussetzen. Man hat begonnen auf kleineren Sprachkarten die einzelnen Lautvertretungen zu umgrenzen; man wird dereinst diesem Verfahren die gröfste Erweiterung geben, indem man dabei von der Verwandtschaft der Sprachen absieht. Jene verwirrende Buntheit welche die romanische Lautgeschichte selbst in der Darstellung des weite Umschau haltenden

und tiefen Einblick anstrebenden MEYER-LÜBKE zu einer der unerquicklichsten Partien aller Wissenschaft macht, kann nur vereinfacht und geklärt werden wenn wir in ihr die Spezialisierungen von Allgemeinerem, die Projektionen von Höherem suchen. . . . In einer Geschichte der romanischen Laute also kann, wenn man sich innerhalb der Grenzen der Romania hält, von einer gründlichen und durchgeführten Vergleichung nicht die Rede sein, sondern nur von der Aufspeicherung zahlloser an geographische Namen geknüpften Einzelnheiten, in welche sich mehr oder weniger scharfsinnige Vermutungen einflechten mögen. Was aber eine Beschreibung der romanischen Laute anlangt, so ist sie von Natur aus eine zusammenstellende, keine vergleichende; sie bildet nur eine besondere Beispielsammlung zu einem allgemeinen Lautsystem. Noch weniger als einen eigenen romanischen Lautwandel, gibt es eigene romanische Laute. Alle kommen auch anderswo vor, und kein anderswo vorkommender ist durch irgend eine innere Notwendigkeit vom romanischen Gebiet ausgeschlossen. Selbst jenes arab. ḥ nicht, von dem die Araber meinen dafs es nur mit ihrem Kehlkopf möglich sei. Wie viele Laute sind nicht neuerdings im Romanischen entdeckt worden, die man sich früher nicht hätte träumen lassen . . . 261, 243 ff.

Die romanische Sprachwissenschaft ist, ihrer Begrenzung nach, ein Universitätsfach, keine Einzelwissenschaft. Als solche kann nur die Sprachwissenschaft schlechthin gelten; wir haben keine Sprachwissenschaften, sonst hätten wir deren tausend und abertausend, vielfach ineinandergeschachtelte. Wir könnten sie der in zahllosen bestimmten Rechnungen

sich verkörpernden Algebra vergleichen, wenn das Besondere sich vom Allgemeinen scharf abhöbe; aber das Besonderste ist vielmehr durch eine stetige Folge mit dem Allgemeinsten verbunden. Mögen die Sprachen untereinander geschichtlich verwandt sein oder nicht verwandt sein, sie stellen nur Variationen des gleichen Stoffes dar, von denen keine unentbehrlich ist, aber auch keine unwichtig für die Vervollkommnung unserer Arbeitsweisen und die Gewinnung eines Gesamtbildes. Von allen Sprachgruppen ist, dank den besondern Umständen ihrer geschichtlichen Überlieferung, keine lehrreicher als die romanische. Wie die Deutschen mehr als andere Völker die Sprachwissenschaft gepflegt haben, so wieder mit besonderer Vorliebe auf romanischer Grundlage. Den deutschen Romanisten sind die romanischen Romanisten gefolgt. ... Da es romanische Germanisten vorderhand kaum gibt, so scheint man sich einem natürlichen Verhältnis anzunähern. Wollten wir die Dinge vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachten, so würden wir sagen: nun da die Romanen selbst ihr Feld zu bestellen wissen und lieben, nun können wir ihnen diese Arbeit überlassen. Zum Teil müssen wir es sogar; denn sie sind in einer weit vorteilhafteren Lage, unsern Blicken entziehen sich allzu viele Einzelheiten. Ja, solche umfassende Leistungen wie der französische Sprachatlas wären für uns geradezu unmöglich gewesen; wir erfreuen uns der Früchte, der Ernte konnten wir nur bewundernd zuschauen. ... Sind wir Deutsche nun jetzt [im Weltkrieg] und später zu Halmschnittern auf romanischem Boden noch weniger geeignet als früher, so werden wir uns immer und mit bestem Erfolg als Flieger betätigen dürfen; ja vielleicht ist es gut dafs wir hoch und höher gedrängt

werden, wir gelangen so zu weitesten Überblicken. Romanist ist nur ein äufseres Kennzeichen; dem innern Beruf nach ist man Sprachforscher — oder man ist es nicht. Einem Sprachforscher kann es nie fehlen; für eine oder die andere Ecke die ihm versperrt wird, eröffnen sich ihm hundert neue Durchgänge; äufserem oder innerem Drang folgend sattelt er um, vom Ägyptischen zum Keltischen oder vom Slawischen zum Athapaskischen, das heifst, er wechselt das Pferd, der Sattel bleibt derselbe.

Es erübrigt mir noch von Einem zu reden, etwas Unwägbarem. . . . Die Wissenschaft gründet sich nicht nur auf den Verstand, auch auf das Gefühl. Nur dann arbeiten wir mit Glück, wenn wir mit Liebe arbeiten; nur die Liebe erzeugt neue, eigentümliche Gedanken. . . . Die Liebe bezieht sich nur eigentlich auf den wissenschaftlich herausgestellten Stoff, nicht wenn ich so sagen darf, auf den Rohstoff; doch strahlt sie vielfach auf diesen über. Die deutschen Romanisten sind, indem sie sich in die Romanen hineindenken und hineinfühlen mufsten, in gewisser Hinsicht, unbeschadet ihrer treu volklichen Gesinnung, selbst zu Romanen geworden . . . das erste ist die Liebe zum Rohstoff. Alle Wissenschaft, wie einheitlich und widerspruchslos sie sein mag, ist aus zahllosen persönlichen Würzelchen emporgewachsen, die in verschiedenem Erdreich eingebettet von ihm sich nähren. Zuerst eine ganz äufserliche Berührung mit dem Stoffe; dann suchendes Betasten; endlich wissenschaftliches Erfassen. Wie mancher lag in der römischen Campagna, „süfsem Nichtstun“ hingegeben; aber es war ein traumhaftes Brüten aus dem sich Festes und Festeres losrang. Zwischen den geschichteten Steinen sprofsten liebliche Blümchen hervor; manchmal über-

wucherte grünes Gesträuch das ganze Mauerwerk: Romanisten wurden zu Dichtern, was wir wenigstens bei unserem geliebtesten Erzähler PAUL HEYSE nicht beklagen. Die deutschen Romanisten fühlten sich einigermafsen als die Nachfahren der südfranzösischen Minnesänger; wie diese die Grammatik ihrer Liebessprache als *la gaya sabensa,* die fröhliche Wissenschaft bezeichneten, so erschien auch die Romanistik in ihrer Frühlingsfrische als fröhliche Wissenschaft. 774, 11 ff.

Die „allgemeine“ Sprachwissenschaft setzt besondere Sprachwissenschaften voraus; die aber gibt es nicht. Es gibt keine arische und keine semitische Sprachwissenschaft, keine germanische, keine französische und keine italienische usw.; es gibt eine einzige, die bald hier, bald dort schürft, bald diesen, bald jenen Stoff durchleuchtet. Die Sprache bildet eine Einheit, ein Kontinuum. Nicht dafs sie als solche wahrnehmbar wäre, sie ist als solche zu denken; zwischen allem bestehen Übergänge, müssen oder dürfen angenommen werden. In der Sprache lassen sich keine festen Scheidewände erkennen; ihre verschiedenen Gestaltungen verhalten sich zueinander wie Mundarten. Ich meine nicht dafs sie Mundarten im gewöhnlichen Sinne des Wortes seien; das hiefse die Einheit der Sprache wie sie sich TROMBETTI denkt, bejahen und das will ich hier ebensowenig wie das Gegenteil. . . . Auf unzweifelhafte Weise prägt sich die Einheit der Sprache in der elementaren, d. h. nicht geschichtlichen Verwandtschaft aus. . . . Über reine Feststellungen zu einer, sei es auch nur vermutungsweisen Erkenntnis der Ursachen und Entwicklungen werden wir nur gelangen durch Vergleichung

zwischen den parallelen Vorgängen auseinanderliegender Sprachen. Nicht am wenigsten gilt das für das Gebiet des Lautwandels. Die Zahl der einfachen Lautveränderungen ist eine aufserordentlich geringe; die gleichen sind über die ganze Erde verbreitet. Schon vor 70 Jahren unternahm A. SCHLEICHER der Palatalisierung halber eine Weltreise; er hat aber wenig Nacheiferer gefunden. Die mit der Statistik der Lautveränderungen eng verknüpfte der einzelnen Laute selbst ist zwar auch längst begonnen worden, vom Abschlufs aber entfernter denn je; sogar in engerem Kreis wird sie oft vermifst. Ich wiederhole es, in der Sprache gibt es keine Grenzen zwischen Besonderem und Allgemeinem, sondern nur einen stetigen Übergang vom Besondersten zum Allgemeinsten. Wir mögen sie uns als einen Kegel oder Kegelstumpf vorstellen, von dessen breitem unteren Umkreis zahllose Linien nach oben verlaufen, indem sie sich mehr und mehr nähern oder miteinander verschmelzen. Wollen wir uns diesen Kegel weiter als Berg ausmalen, so dürfen wir sagen, dafs sich heutzutage das wissenschaftliche Leben an seinem Fufse zusammendrängt und kühne Bergbesteigungen, wegen verschiedener Unglücksfälle, in unverdiente Mifsachtung gekommen sind. Es liegt hier also wie überall der Fortschritt der Wissenschaft in der Verallgemeinerung des Besondern. Arbeitsteilung ist unvermeidlich; nur wird sie nicht durch das Wesen des Gegenstandes gefordert. Lehrfächer sind nicht als eigene Wissenschaften zu betrachten. Der Wert der Einzelsprachen für das Ganze ist freilich sehr verschieden. Jedem wird die eigene, die eigenste Sprache, sobald er auch ihre schwächsten Regungen belauscht, die feste Grundlage für alle Sprachbetrachtung darbieten, und nichts würde

lehrreicher sein als die Vergleichung möglichst vieler „Introspektionen“, sei es innerhalb der gleichen Sprachgemeinschaften, sei es wiederum zwischen ganz auseinanderliegenden Sprachen; man denke z. B. an einen Chinesen der mit wissenschaftlichem Drange in seinen Busen griffe. Objektiv genommen besitzen auch die einfachsten Sprachen ihre Bedeutung, eben weil sie nur das Notwendigste an Mitteln enthalten und von ihnen aus ein vernünftiger Ausbau unserer wissenschaftlichen Begriffe und Bezeichnungen möglich ist. Denn wir sind in die Grammatik gewisser toten Sprachen so verstrickt dafs wir, wenn wir andere Gebiete betreten, Hand und Fufs nicht frei bewegen können. Schliefslich gibt es eine Sprachgruppe deren Erforschung dank äufseren Umständen überall als Vorbild dienen sollte: das Romanische. 799, 7 ff.

VIII. SPRACHE UND DENKEN.

Unsere Sprachen leisten bald zu wenig bald zu viel; das letztere, indem sich ihre grammatischen Systeme über das Bedürfnis hinaus, ja gegen das Bedürfnis, in symmetrischer Verästelung ausgewachsen haben. Wir sagen *gestern begegnete ich einem Freunde, begleitete ihn, speiste mit ihm* usw., wo das allgemeine Tempuszeichen (*-te* oder was ihm gleichwertig) neben dem bestimmten (*gestern*) überflüssig ist und seine beständige Wiederholung den Inhabern einfacherer Sprachen ebenso unerträglich erscheinen mufs wie uns die des Adverbs *gestern* erscheinen würde. Indem nun aber unser Verbum finitum immer mit einem Tempuszeichen behaftet ist, fehlt es uns wiederum an einer Bezeichnung für das Geschehen welches wir uns an keine bestimmte Zeit gebunden denken; wenn wir hier das Präsens setzen, so ist das ein Notbehelf der die Gefahr der Zweideutigkeit in sich schliefst. Zuweilen ist uns sogar überhaupt die Möglichkeit benommen uns so unbestimmt oder allgemein auszudrücken wie es die Sachlage verlangt; so können wir zwar von dem Unterschied zwischen zwei oder mehreren Dingen absehen, aber nicht von dem zwischen einem und mehreren. Mit alledem hängt unser Reichtum an syntaktischen Synonymen zusammen. Ich kann für *gestern begegnete ich ihm* sagen *gestern begegne ich ihm.* Es wird durchaus der gleiche Begriffsinhalt übermittelt; wenn der Hörer einen etwas anders gefärbten Eindruck empfängt, so beruht dies einzig und allein darauf dafs die Assoziationen der Form *begegne* in ihm aufsteigen. Solche oberflächlichen, rein grammatischen Unterschiede pflegen nun den wirklich bedeutungsvollen gleichgeordnet

oder mit ihnen vermengt zu werden; ja sie erfreuen sich im Sprachunterricht, besonders in der Erklärung der Klassiker geradezu einer Bevorzugung, auf welche der Name „Haarspalterei“ vortrefflich paſst. Regt sich hiergegen Gleichgiltigkeit und Unbotmäſsigkeit, so sollte man nicht sagen daſs das Sprachgefühl getrübt ist, sondern daſs man vom Verkünstelten zum Natürlichen zurückkehrt.

248, 124 f.

Die Verschmelzung oder Gleichsetzung von Logik und Grammatik, wie sie früheren Zeiten beliebte, hat einen starken Rückschlag zur Folge gehabt. Die Sprachforscher i. e. S., ich meine die Sprachgeschichtler, gehen gröſstenteils noch über Sprachphilosophen wie STEINTHAL und WUNDT hinaus; für sie hat die Sprachwissenschaft gar nichts mit der Logik zu tun und sie betonen das so freudig, als ob ihnen mit der Logik ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Indem sie aber der Psychologie gegenüber eine ganz andere Haltung einnehmen, verkennen sie die innige Beziehung der Logik zu ihr oder denken nur an die regelnde Logik, mit der sich allerdings die regelnde Grammatik keineswegs deckt. . . .

Zwischen JESPERSENS Einspruch [in „Sprogets Logik“] gegen die „Verbannung logischer Untersuchungen aus der Grammatik“ und seinem „Versuche, Grammatik und Logik sich einander beleuchten zu lassen“ vermissen wir eine kleine Brücke, nämlich die Antwort auf die Frage: Wie gewinnt man das logische Gold aus dem Spracherz? Stellt sich doch auch schlieſslich das gewonnene nicht rein und scharf genug heraus. Eigentlich liegt eine andere Frage noch näher: In welchem Umfang haben wir die beiden

Ausdrücke des Titels zu verstehen? Ist die Logik, ist die Sprache überhaupt gemeint? Als Grundlage für seine Untersuchungen benützt JESPERSEN, ohne uns darauf vorbereitet zu haben, seine Muttersprache, das Dänische. Nun ist zwar nicht zu bezweifeln, dafs was allen Sprachen gemein ist, auch in jeder einzelnen nachweisbar sein mufs; doch ohne einen gewissen Umblick kommen wir damit nicht zustande. Wie weit er zu reichen hat, läfst sich nicht vorschreiben; die Gesamtheit der Sprachen ist unerschöpflich, sie bildet, ganz abgesehen von einheitlichem oder mehrfachem Ursprung, ein Kontinuum, indem wir zwischen alle wirklichen, d. h. für uns erreichbaren Sprachen unendlich viel denkbare einschieben dürfen, als erloschene oder zukünftige. So sind wir denn jedenfalls auf Stichproben ungewiesen. Darüber braucht JESPERSEN am wenigsten belehrt zu werden; er geht ja auch in dieser Schrift über das Dänische hinaus, wenngleich weniger weit als über das Englische in seinem Buch von 1894: „Progress in language with special reference to English". Wichtiger aber als der Umfang des Stoffes ist die Art seiner Betrachtung; wir kehren damit zur ersten Frage zurück. Wir können uns beides, das Grammatische und das Logische im Ruhezustand und in einem festen Verhältnis zueinander denken, etwa wie die Umgebung eines Gebirgssees sich in dessen glatter Oberfläche spiegelt. Ob JESPERSEN bei seiner Arbeit ein solches Bild vorgeschwebt hat, weifs ich natürlich nicht; aber er wird mir wohl nicht widersprechen, wenn ich Dänisch und Englisch für logischer halte als die alten Sprachen und hinzufüge, dafs sie logischer erst geworden sind, indem sie sich zum grofsen Teil von dem arischen Flexionsballast befreit haben. Wir werden darauf

geführt, dafs dieselbe Sprachschicht logische Tatsachen verschiedener Entwicklungsstufen einschliefst, und es entsteht in uns der Wunsch, diese in ihrem Zusammenhang zu erkennen und bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Dem zeigt sich nun JESPERSEN wenig geneigt, wie er bei einzelnen Gelegenheiten verrät. . . . In jenem älteren Buche ist er dem Urmenschen durchaus nicht scheu ausgewichen und er hätte es auch in diesem nicht tun sollen. Wir kommen nicht vorwärts, ohne von einem festen Punkt ausgegangen zu sein, und wir dürfen uns in urzeitliche Verhältnisse hineindenken, nicht mit befeuerter Einbildungskraft, wohl aber mit kühler Erwägung.

Die ersten Sprachäufserungen, von des Lebens Not und Drang hervorgerufen, konnten nur affektisch sein, Willenskundgebungen von Sinneseindrücken: Heischesätze: *geh! komm!* und Ausrufungssätze: *Blitz! Regen!*, die bis auf den heutigen Tag, der sonstigen Sprache äufserlich angepafst, fortleben als Imperative und Impersonalien. An die eingliedrigen Sätze der zweiten Art schlossen sich dann die zweigliedrigen Aussagesätze an; es sind die ursprünglichsten Urteile, die ersten logischen Äufserungen. Das Affektische und das Logische durchdringen weiter das ganze Sprachleben; jenes vermannigfacht, dieses vereinfacht. Wenn ein Kind statt *bog, lag* sagt: *biegte, liegte,* weil ihm *kriegte* vertraut ist, so verfährt es unbewufst logisch; unbewufst logisch ist die grammatische Urschöpfung, dank welcher in neuerer Zeit die kreolischen Sprachen entstanden sind; auf bewufst logischer Grundlage bauen sich die internationalen Hilfssprachen auf. . . .

768, 340 f.

Die geschichtliche Betrachtung der Syntax kann ohne die philosophische zu keinen umfassenden und sicheren Ergebnissen gelangen; diese leitet jene in ihre Bahnen und begleitet sie auf ihnen. Nun gibt es aber eine noch ursprünglichere, ebenfalls sich ergänzende oder durchdringende Doppelheit der Sprachbetrachtung. Ich blicke von aufsen nach innen, oder von innen nach aufsen: die Sprachlehre ist entweder Bedeutungslehre oder Bezeichnungslehre; sie zielt entweder auf das Verständnis oder auf den Gebrauch ab. v. d. Gabelentz hat diesen Unterschied — er bedient sich der Ausdrücke „analytisch" und „synthetisch" — klar dargelegt und in die Praxis eingeführt. ... Für die geschichtliche Syntax liegt gewifs das analytische Verfahren am nächsten; aber ist es das allein mögliche und überall das vorzüglichere? Wir pflegen uns den Bedeutungswandel in entsprechender Weise wie den Lautwandel zu denken, etwa als Kreisbogen diesen zu der Vorstellung, jenen zu der Lautform als festern Punkt. Indem aber eine Lautform sich mit einer schon vorhandenen Vorstellung verknüpft, löst sich diese von der Lautform ab durch die sie bisher vertreten worden ist. Es handelt sich also um die relative Stärke zweier Verbände in denen die Vorstellung als fester Punkt erscheint.

276, 418.

Alle Mythologie beruht im wesentlichen auf sprachlichen Mifsverständnissen; wer als völlig Ungebildeter Schillers Vers läse: „wenn der finstre Orkus dich verschlingt", würde sicherlich an ein tierisches oder menschliches Wesen denken. Das Christentum hat den *Orcus esuriens* geschaffen, dem das Bild von dem gähnenden Höllenrachen

entspricht, und er hat sich in der Märchengestalt fortgepflanzt, die bei den Romanen *orco* oder *ogre* heifst.

801, 70.

Wenn die religiöse Vorstellung überhaupt von dem Worte irgendwie abhängig ist, dann auch von dessen durch Ort und Zeit bedingter Verschiedenheit. Sind z. B. die Ausdrücke, mit denen in den einzelnen Sprachen „Person der Dreieinigkeit“ wiedergegeben wird, für das Verständnis dieses allerschwierigsten Punktes der christlichen Glaubenslehre ganz gleichwertig? Ein sonst nicht gebrauchtes, ein eigens entlehntes Wort, wie *uknūm* im Malaiischen, scheint für das einzige Verhältnis am besten zu passen; seiner ursprünglichen und sonstigen Bedeutung nach ist z. B. griechisch ὑπόστασις nicht unangemessen, und ahd. *heit* kommt ihm hierin nahe; aber deutsches „Person“, romanisches *persona* leistet einer ganz äufserlichen Auffassung Vorschub, jener die sich bei den Muhammedanern festsetzte und auf die die Christen mit „den drei Göttern Mahom, Apollin und Tervagan“ antworteten. Die Schaffung der christlichen Terminologie bei den verschiedenen Völkern hat also nicht blofs eine sprachliche, sondern auch eine dogmatische Bedeutung, was die Missionäre öfters übersehen zu haben scheinen . . . man hätte nicht immer wörtlich übersetzen und hätte der Verwechselung des Gottes, des Himmels, der Hölle der Christen mit denen der Muhammedaner ausweichen sollen. Es ist begreiflich, dafs, wo das Wort mit der religiösen Vorstellung fest verwachsen ist, man möglichst fest an jenem hält; aber man hat den Ausspruch: „das Wort sie sollen lassen stahn“ allzu buchstäblich genommen. Die Sprache schreitet be-

ständig fort; das Altertümelnde in Wort, Form und Laut, wie es manche protestantische Prediger lieben, mag nur geschmacklos sein, aber geradezu Ärgernis erregt der seitens der Bibelgesellschaften ausgehende Vertrieb von solchen Texten des Neuen Testaments, in denen der nicht Sprachgebildete viele Stellen gar nicht oder falsch verstehen wird. Wie schwer halten wir, wenn wir vom „eingeborenen (Sohne)“ hören, die heute gewöhnliche Bedeutung des Wortes von uns fern! Es ist sehr weise von der katholischen Kirche, dafs sie nur den lateinischen Bibeltext als den mafsgebenden anerkennt. Dieselbe Heiligung, welche das Wort zu erhalten pflegt, führt in besonderen Fällen bekanntlich zu seiner Abänderung oder seiner Ersetzung durch ein anderes. ... Wenn wir das Herauswachsen des Mythus aus der Metapher ... als die Vergötterung von Dingen vermittelst der sie bezeichnenden Worte betrachten, so die Scheu vor dem Gebrauch des Namens Gottes usw. als die Vergötterung von Worten vermittelst der durch sie bezeichneten Dinge. Hier wäre zunächst das von M. Müller besprochene Te Pi der Tahitier und Ukuhlonipa der Kaffernweiber zu erwähnen ...; die Tabuverehrung gehört gar nicht hierher, sie ist eine im allgemeinen und, wie es scheint, ursprünglich nur durch Berührung veranlafste Vergötterung von Dingen.

239, 25 f.

IX. SPRACHGESCHICHTE UND SPRACHBESCHREIBUNG.

Rien ne contribuerait plus, suivant moi, aux progrès des études linguistiques que de poursuivre séparément chacune des deux directions dans lesquelles elles s'étendent, d'examiner à part, si l'on peut s'exprimer ainsi, la coupe verticale et la coupe horizontale de la langue.

D'un côté il s'agit d'embrasser et présenter, dans l'ensemble de ses phénomènes, un dialecte bien déterminé, autant que possible celui d'un seul endroit; d'autre part, de poursuivre un phénomène isolé dans ses conditions variées à travers tous les dialectes, d'en établir la base physiologique et d'en déterminer le domaine géographique

42, I.

Ich selbst meine . . . dafs die Spracherklärung sich von dem System der Sprachbeschreibung, an das sie sich ängstlich anzuschmiegen pflegt, möglichst frei zu machen hat, dafs der innere Zusammenhang der Erscheinungen durch ihre äufsere Zusammengehörigkeit nicht nur nicht zerschnitten, sondern nicht einmal, sozusagen, perspektivisch verkürzt werden darf. 265, I.

Wenn nicht die Gegenwart mit ihrer unerschöpflichen, kontinuierlichen Fülle von Tatsachen, die wir zum Teil sogar experimentell variieren können, uns diese Gesetze [des Sprachgeschehens] erkennen läfst, die Vergangenheit wird es nie tun. Man scheint neuerdings das Beiwort „historisch" . . . öfters mifszuverstehen; es ist durch weiteste Ausdehnung

seines Gebrauchs zunächst darauf bezogen worden dafs man die Dinge nicht blofs in ihrem Sein, sondern vor allem in ihrem Werden studiert, das ja an sich kein zeitlich gebundenes ist. Nun aber glauben manche auch dann wenn sie Vergangenes einfach in annalistischer Weise aufzeichnen, schon „historisch" zu arbeiten, während sie die Untersuchung der Zusammenhänge nicht als „historisch" gelten lassen. 322, 246.

Die Phylogenese der Sprache ist es für die wir den Ausdruck „Sprachgeschichte" verwenden, schon für die Ontogenese gilt er kaum mehr als zulässig; und die augenblickliche Entstehung der einzelnen Sprachtatsachen bezeichnen wir sicher nicht als Geschichte, wenn auch als Geschehen, und doch werden wir hier so nachdrücklich wie irgendwo dazu veranlafst „den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen" (PAUL . . .), das heifst: eine wissenschaftliche Betrachtung anzustellen. Diese fällt aber keineswegs aufserhalb der Wissenschaft von der Sprache; sie bildet vielmehr den grundlegenden Teil derselben, und eben deshalb knüpft sie an andere Wissenschaften an, die Untersuchungen der Laute und Lautgruppen an die Physiologie, die der Wort- und Satzbedeutungen an die Psychologie. 430, 208.

Es werden [von SAUSSURE] . . . zwei Sprachwissenschaften unterschieden: die synchronische und die diachronische, oder die statische und die evolutive; statt des letzteren könnte es auch heifsen: die dynamische, wie ja A. COMTE die dynamische Soziologie von der statischen unterschied. SAUSSURE

zeichnet uns zwei unter rechtem Winkel sich schneidende Achsen hin: eine wagerechte AB, die des Gleichzeitigen (simultanéités) und eine senkrechte CD, die des Aufeinanderfolgenden (successivités). Auf diese beziehen sich die beiden Wissenschaften, die aufs strengste auseinandergehalten werden sollen; es wird uns unbedingt untersagt „die Beziehungen in der Zeit und die Beziehungen im System gleichzeitig zu studieren“. . . . Das kommt mir so vor wie wenn man die Lehre von den Koordinaten in eine von den Ordinaten und eine von den Abszissen spaltete. Ruhe und Bewegung (diese im weitesten Sinn genommen) bilden wie überhaupt so bei der Sprache keinen Gegensatz; nur die Bewegung ist wirklich, nur die Ruhe ist wahrnehmbar. Dieser entspricht die photographische Augenblicksaufnahme, jener eine Aufeinanderfolge solcher wie sie von der Kinodarstellung erheischt wird . . . was gibt es aufser der Sprachgeschichte noch das sich als Sprachwissenschaft bezeichnen liefse? Ich antworte nicht, wie man das getan hat, mit einem Dutzend Namen, sondern mit einem einzigen: Sprachpsychologie, bringe aber diese nicht in Gegensatz zur Sprachgeschichte, sondern verknüpfe sie damit: beide beziehen sich auf ein Sprachgeschehen. Die eine auf das was während langer Zeiträume in den Sprachgemeinschaften geschieht, die andere auf das was sich in den Individuen bei der Aneignung der ersten und der einer fremden Sprache und endlich bei der Übertragung des Gedachten in die Rede geschieht. Auf dieses Geschehen des Augenblicks baut sich alles andere auf; SAUSSURE hat Recht zu sagen: „alles ist psychologisch in der Sprache“. . . . Die Sprache selbst besteht in einem ewigen Geschehen; jedes einzelne Wort ist nichts anderes

als die Gesamtheit unzählbarer Wiederholungen eines Vorgangs in unzählbaren Individuen, und so kann die Wissenschaft von ihr sich nicht auf Ruhendes beziehen. Eine Lehre von den Redeteilen, zum Beispiel, erfüllt entweder einen praktischen Zweck oder steht im Dienste der Logik; als etwas in der Sprache Lebendiges werden wir die Redeteile nur begreifen wenn wir uns bemühen ihre Entstehung und Entwicklung zu ergründen. 799, 4 f.

An sich zwar besitzen jene [die altkeltischen Sprachen] gröſsere Wichtigkeit als diese [die neueren]; aber der unendliche Vorzug dieser besteht darin daſs sie der unmittelbaren Beobachtung zugänglich und daher bis in ihre feinsten Fasern erkennbar sind, während die schriftliche Überlieferung, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, die Züge der Sprache kaum anders wiedergibt als die Maske die des Gesichtes. Zur Feststellung und Erklärung von sprachlichen Tatsachen welche der Vergangenheit angehören, bedürfen wir beständig des Lichtes welches uns die Gegenwart gewährt; daher zeigt auch die Sprachwissenschaft ganz neuerdings das Bestreben ihren Schwerpunkt in die lebenden Mundarten zu verlegen. Und ein entsprechendes Bestreben geht durch alle Wissenschaften. Der Satz: „Es ist alles schon da gewesen unter der Sonne“, bisher nur eine Ausrede für wenig erfindungsreiche Romanschreiber und Bühnendichter, ist nun zum Motto aller Forschung erhoben worden. Wie steht es mit jener Vergangenheit, von uns durch eine Flut getrennt die wir nicht passieren können, beleuchtet von einer göttlichen Huld die wir verscherzt haben, durchwaltet von Kräften die erloschen sind, bevölkert von Wesen die wir nicht begreifen? Sie war

ein Märchen und ist wie ein Traumbild zerronnen; wir haben erkannt wie feste Bande uns auch mit den entferntesten Zeiten verbinden, und dafs wir die zerstreuten und erstarrten Zeugnisse der Vorwelt ergänzen und beleben können aus der ununterbrochenen, unerschöpflichen Fülle der Erscheinungen welche uns umgibt. Dünen, Gletscher, Vulkane helfen uns Vorstellungen von den ungeheuren Veränderungen gewinnen welche unserer Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt verliehen haben; wir bestimmen den Grad unserer Verwandtschaft mit jenen Riesengeschöpfen deren versteinerte Gerippe uns mit Staunen erfüllen; im klassischen Altertum, das unsern Vätern als etwas so Eigenartiges vorkam, finden wir unsere Junker und Ultramontanen und Sozialdemokraten, und wenn wir recht suchen, vielleicht auch unsere Nationalliberalen wieder. Aus alledem ziehe ich für unsern Fall die Lehre dafs wer sich irgendwie mit den alten Kelten abgibt, auch den heutigen Kelten fest ins Auge sehen mufs. 185, 389 f.

Sonst meinte manchmal der Adept einer Geschichtswissenschaft aus der kleinen Gegenwart in die grofse Vergangenheit zu flüchten; jetzt [im Weltkrieg] erscheint das Gegenwärtige gröfser als alles Vergangene, und die Beschäftigung mit diesem unwichtig, ja nichtig. Allein das Gegenwärtige ist überhaupt, ist immer wichtiger für die Wissenschaft als das Vergangene. Ihre Aufgabe ist es ja, das Geschehen zu begreifen, und das wird dann am besten sich erreichen lassen, wenn es unserer unmittelbaren Beobachtung vorliegt. Das vergangene Geschehen können wir nur aus dem gegenwärtigen begreifen; wir müssen es uns vergegenwärtigen. Wie die Bewegungen der Dünen und

Gletscher die Vorzeit unserer Erdrinde erhellen, so das alltägliche Sprechen und Hören die Vorzeit der Sprachen. Diese Erkenntnis ist uns noch nicht voll ins Blut übergegangen; wir haben immer noch einen heillosen Respekt vor den „toten“ Sprachen und schreiben die Strenge, die notwendigerweise dem auf sie bezüglichen Untersuchungsverfahren eignet, unwillkürlich ihrer Entwicklung selbst zu. Kurz, die Hauptsache ist, dafs wir unsere Kunst leuchten lassen — und so ist uns ein verstümmelter Apoll wertvoller als ein unversehrter. 776, 612.

X. SPRACHWISSENSCHAFT IM VERHÄLTNIS ZUR ETHNOGRAPHIE, ANTHROPOLOGIE UND KULTURGESCHICHTE.

Terminologische Unklarheit ist für die Wissenschaft was Nebel für die Schiffahrt. Ja sie ist um so gefährlicher als man sich der Unklarheit garnicht bewufst zu werden pflegt. Man glaubt in der Bestimmung solcher allgemeiner Begriffe wie Sprachverwandtschaft und andrer unmittelbar damit verbundenen einig zu sein, und man ist es nicht. Eher noch tritt bei individuellen Begriffen die Mifshelligkeit zutage. Die beiden Fragen: was sind hamitische Sprachen? und: was sind Hamiten? hängen offenbar voneinander ab, und die Antwort lautet entweder: hamitische Sprachen sind solche die von Hamiten gesprochen werden, oder: Hamiten sind die welche hamitische Sprachen reden. Jenes ist die anthropologische Erklärung, dieses die linguistische. . . . Mifsverständnissen kann nur dadurch vorgebeugt werden dafs Linguistisches und Anthropologisches strengstens auseinandergehalten werde und dies auch in der Bezeichnungsweise Ausdruck finde. Jeder komme zuerst auf seinem Gebiete ins reine. Die linguistischen Probleme müssen mit rein linguistischen Mitteln gelöst werden; die Anthropologie kann dabei nicht helfen, um so weniger als sie selbst noch so hilfsbedürftig ist, und zwar kann sie, allem Anschein zuwider, am wenigsten bei Sprachmischung helfen. Kurz die Losung mufs vorderhand bleiben: getrennt marschieren! 726, 407.

Eine ethnographische Karte ist offenbar eine solche, welche die Grenzen der Völkersitze darstellt. Was haben

wir unter einem Volk zu verstehen? Die gewöhnliche Verwendung dieses Ausdrucks ist eine unsichere und schwankende; er scheidet sich nicht streng von den sinnverwandten Ausdrücken der gleichen Sprache und deckt sich auch nicht völlig mit den entsprechenden Ausdrücken andrer Sprachen, und die Herkunft aller solchen Wörter liegt in sehr verschiedenen Richtungen. Aber selbst der wissenschaftlichen Sprache scheint die begriffliche Fixierung von „Volk“ noch fremd zu sein. Da, wo ich zunächst nachzusehen pflege, wenn es sich um wissenschaftliche Prinzipien handelt, nämlich in der „Logik“ von W. WUNDT, finde ich bei der Darstellung der Ethnologie ([2]II, II, 448 ff.) nicht gesagt, was ein Volk ist, wohl aber in bezug darauf, dafs „im allgemeinen alle Merkmale mehrdeutiger Art sind“. Es scheint mir, dafs die Mehrdeutigkeit von den Merkmalen des Objekts auf das Objekt selbst zu übertragen ist, dafs wir zunächst immer nur eine Gemeinschaft von einer ganz bestimmten Art feststellen, eine physische, eine sprachliche, eine kulturelle, eine politische oder eine sonstige. Demnach würde es ethnographische Karten sehr verschiedener Art geben; wenn wir von solchen schlechtweg sprechen, werden wir wohl stets Sprachenkarten meinen. Es lassen sich aber schliefslich solche verschiedenartigen ethnographischen Karten untereinander kombinieren, so dafs sie irgendwelche Gesamtanschauung der ethnischen Übereinstimmungen und Verschiedenheiten gewähren. Also mancherlei ist hier zulässig; nur eins nicht: die Inkonsequenz. Diese aber gerade findet sich bei ethnographischen Karten häufig. . . . Wenn ich aber z. B. ein der Sprache zufolge als einheitlich betrachtetes Gebiet durch eine Religionsgrenze in zwei zerlege, so

mufs die Bedeutung der Religion, wie hier in der Verschiedenheit, so anderswo in der Gleichheit zum Ausdruck kommen; es mufs die Grenze zwischen zwei verschiedenen Sprachgebieten weniger stark hervortreten, sobald beide durch dieselbe Religion verbunden sind. Freilich stellt sich hier eine technische Schwierigkeit ein: es ist leicht, eine Grenze zu ziehen oder wegzulassen, schwer aber, die Stärke der Grenze so mannigfach abzustufen, wie es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Allein diese Schwierigkeit müfste auf die eine oder die andere Weise überwunden werden. . . .

Ich erwarte nun den Einwand, dafs die in Frage kommenden ethnischen Merkmale, die Sprache usw., nur sekundäre Merkmale seien, nur Erkennungszeichen, das primäre, das begriffbestimmende Merkmal sei die Abstammung. Wenn wir diesen Ausdruck in absolutem Sinne nähmen, so gäbe es Völker nur für diejenigen, die von einem mehrfachen Ursprung der Menschheit überzeugt wären; und dann wären Völker dasselbe wie Rassen. Man nimmt ihn aber allgemein in relativem Sinne: Dänen und Deutsche sind zwei Völker, aber sie gehören zu den Germanen, und diese bilden wieder ein Volk den Kelten gegenüber, aber Germanen und Kelten gehören zu den Ariern, und diese bilden wieder ein Volk den Semiten gegenüber, und wir können weder den Anfang noch das Ende einer solchen Reihe relativer Völker bestimmen. Diese Anschauung, derzufolge ein Volk im wesentlichen nichts anderes ist als eine Familie, ist die des Alten Testaments, wie sie sich in den Völkertafeln ausspricht; sie hätte sich in der Wissenschaft nicht festsetzen sollen. Denn vom rein genealogischen Standpunkt ist eine brauchbare Definition von Volk

ganz unmöglich; wir haben Brüder, Vettern usw., Verwandtschaftsgruppen 1., 2., 3. usw. Grades, zwischen denen flachere und tiefere Einschnitte gar nicht denkbar sind. Zudem lassen sich Verwandtschaftsgruppen irgendwelchen Umfangs nur unter der ebenfalls biblisch-traditionellen, aber wissenschaftlich ganz unwillkürlichen Eliminierung der Mutterschaft (die wiederum anderswo . . . als das Mafsgebende betrachtet wird) streng voneinander absondern; tatsächlich nehmen wir nichts als eine durchgängige Kreuzung von Verwandtschaftsgruppen wahr, von der sich, wenn wir auf dem genealogischen Standpunkte beharren, die Mischung der Völker gar nicht durch eine feste Grenze trennen läfst. Die Fortpflanzung an sich bewirkt nur Differenzierung der Individuen; sollen Gruppen entstehen, die sich deutlich voneinander abheben, so ist es nötig, dafs die Teile einer Gesamtheit — diese Teilung braucht aber durchaus nicht nach Mafsgabe der Verwandtschaft zu geschehen — einer Verschiedenheit sei es natürlicher, sei es künstlicher Bedingungen unterworfen werden. Dem hat man allerdings Rechnung getragen, aber in der Weise, dafs man dem ethnischen Hauptmerkmal, dem der Abstammung, als weitere, gleichsam ergänzende, Körperbeschaffenheit, Sprache usw. hinzufügte, also Ursache und Wirkung, Vererbtes und Erworbenes einander koordinierte. Man hält zwar die Wissenschaft vom psycho-physischen Menschen und die vom sozialen Menschen als Anthropologie und Ethnologie auseinander, aber die Grenze zwischen beiden verläuft doch bei dem einen Forscher anders als bei dem andern. Wenn die Ethnologie, die Völkerkunde eine soziologische Wissenschaft ist, so mufs auch ihr Gegenstand, Volk, etwas Soziales sein; G. Gerland

aber („Über das Verhältnis der Ethnologie zur Anthropologie" . . .), indem er sie als „eine soziologische Wissenschaft auf exakter Grundlage" bezeichnet, entlehnt ihren Gegenstand der Anthropologie: „der Begriff Volk (auch von Mischlingsvölkern gilt der Satz) ist ein streng genealogischer Begriff". Denn wir haben hier natürlich unter Genealogie nicht die bekannte Schwesterwissenschaft der Heraldik zu verstehen, sondern die Lehre von der Blutsverwandtschaft als Trägerin physischer und psychischer Eigentümlichkeiten. Die sozialen Gruppen dürfen keinesfalls mit den Verwandtschaftsgruppen identifiziert werden, sie stehen zu ihnen in häufiger und inniger, aber nicht in fester und notwendiger Beziehung. Man darf die Sprache nicht als eine Folge der Blutmischung ansehen; ich habe mich schon längst gegen diesen blendenden Irrtum ausgesprochen. . . . Es stellt sich aber noch ein anderes Bedenken ein, wenn wir mit GERLAND die genealogischen Zusammenhänge als ethnologisches Prinzip gelten lassen wollen. Sie bedeuten ein Werden und können von uns nur insofern verwendet werden, als sie in dem Gewordenen deutliche Spuren hinterlassen; an Stelle dieser dürfen wir nicht schlechtweg die geschichtliche Überlieferung setzen, die uns ja oft fehlt, oft kein Vertrauen verdient. Damit soll keineswegs der beschreibenden Einteilung der Vorzug vor der genealogischen gegeben werden; es mufs sich eben jene, zur Vollkommenheit gebracht, mit dieser decken. Es ist allerdings nicht zu vergessen, dafs „genetisch" nicht dasselbe ist wie „genealogisch", sondern etwas mehr, es schliefst die schon angedeuteten Einflüsse des Milieu ein, sie spielen nicht weniger eine „genetische" Rolle als die Abstammung. 314, 50 ff.

Ein leichtes Spiel hatte man einst [bei der Anthropologie] mit ein paar Schädeln in der Hand; je mehr Menschen wir untersuchen, je mehr Dinge wir an ihnen messen, je feiner und abgestufter unsere Messungen werden, je mehr Kombinationen zwischen den gemessenen Kennzeichen sich ergeben, desto mehr wächst unsere Verlegenheit. Vor allem jedoch müssen wir fragen: ist nicht auch jetzt noch der Beobachtungsstoff [in der anthropologischen Beobachtung der Basken] zu wenig beträchtlich? Die Wehrpflichtigen bilden einen verhältnismäfsig kleinen Teil der Bevölkerung, einen durch äufsere Umstände uns dargebotenen; die notwendigste Ergänzung dazu würden die Schwestern und Bräute jener paar Hundert Jünglinge bilden. Wenn wir indessen auch diese Stichprobe als die günstigste unter den möglichen gelten lassen, können wir etwa aus allen den Einzelwerten nur durch Addieren, Dividieren oder irgendwelche Operationen einen Durchschnitt gewinnen, der den baskischen Typus darstellte? Schwerlich; um zu einem solchen zu gelangen, müssen wir auswählen, d. h. verschieden einschätzen, und das wiederum kann nur geschehen, wenn wir im alltäglichen Leben schon die wenn auch nur vage Vorstellung eines Typus gewonnen haben oder vielmehr sie sich ohne unsere Bemühung uns aufgedrängt hat. Mit anderen Worten, „el criterio impresionista" stünde hinter den Ziffern. Dann wäre vielleicht mehr als der geschulte Anthropologe ein fleifsiger und wanderlustiger Photograph geeignet, den baskischen Typus herauszufinden. . . . Der Skeptizismus des Laien bei derartigen Schauführungen ist begreiflich, der Anthropologe fühlt sich ja selbst nicht allzusicher dabei. Er möchte daher ganz gern sich auf den Sprachforscher

stützen, aber beileibe nicht von ihm leiten lassen. Der Sprachforscher seinerseits ist nicht abgeneigt, den Anthropologen als Gesellschafter anzunehmen, aber gleichfalls nur unter der gewissen Bedingung. Die „glücklichen“ Verbindungen sind ja stets nur die, in denen der eine Teil sich dem andern völlig unterordnet. . . . In der Tat müssen die Untersuchungen über die Sprache und die über die Rasse ganz getrennt geführt werden; sie können an demselben Endpunkt einmünden, aber sie brauchen es nicht. Die Wahrscheinlichkeit dafür vermindert sich, je weiter wir zurückblicken. Wie weit Körperbeschaffenheit und Sprache auseinanderzugehen vermögen, das lehren uns z. B. Hamiten und Sudaner in ihrem gegenseitigen Verhältnis und auch jene allein; ja wiederum unter den Berbern haben BERTHOLON und COLLIGNON ein Halbdutzend anthropologischer Typen unterschieden.

Doch bei Romanen und Germanen verhält es sich ja ähnlich. Besteht nun auch zwischen Körpergeschichte und Sprachgeschichte keine Abhängigkeitsbeziehung, so doch ein gewisser Parallelismus und aus ihm ergeben sich für das wissenschaftliche Studium ähnliche Schwierigkeiten: die Vieldeutigkeit des unmittelbar Beobachteten, die verschiedene Bewertung der einzelnen Kennzeichen. Unsere Vorstellungen von Sprachverwandtschaft bedürfen der Läuterung. Wir sollten nicht bei jeder Gelegenheit die Frage nach der Zugehörigkeit einer Sprache zu einem bestimmten Sprachstamm aufwerfen, als ob eine einfache Antwort darauf selbstverständlich wäre; wir sollten nicht meinen, nach dem Ex-ungue-leonem-Grundsatz alles erledigen zu können, oder kurz gesagt, wir sollten in uns alle Nachwehen jener Auffassung unterdrücken, derzufolge

die Sprache ein individueller Organismus ist. Man wird nicht leugnen wollen, dafs das, was wir als Verwandtschaft der Sprachen bezeichnen, gänzlich auf der Verwandtschaft einzelner Sprachtatsachen beruht. . . .

Eine klare Einsicht in die Veränderung der Sprache ist nur möglich, wenn wir nicht vergessen, dafs sie im Grunde eine Veränderung der Sprechenden ist, aber nicht etwa in anthropologischem, sondern in ethnologischem Sinne. Dafs die Rasse an sich einen unmittelbaren Einflufs auf die Sprache ausübe, ist unerwiesen. . . . Er [Aranzadi] fühlt sich fortdauernd durch die von Vinson und anderen geäufserte Behauptung erregt, dafs die Basken aufser der Sprache nichts Eigentümliches besäfsen; sie schliefst ja indessen nicht die geringste Herabsetzung der Basken ein. Was für den Ethnologen ein Mangel ist, ist für den Soziologen ein Vorzug und umgekehrt; des einen Leid, des anderen Freud. Gerade den kultiviertesten Bevölkerungen eignet am wenigsten Volkstümliches. Der Ethnologe hat die Tatsachen nicht zu bewerten, sondern in ihrem Zusammenhang zu untersuchen. . . . Hier drängt sich die Frage auf: wie unterscheiden sich in dieser Hinsicht andere Völker von den Basken? Es mufs zugegeben werden, dafs bei manchen eine erstaunliche Menge kultureller Merkwürdigkeiten sich vorfindet; wieviel davon sind aber dem betreffenden Stamm im vollsten Sinn eigentümlich? Sie pflegen Überbleibsel zu sein, Dinge, die einst weitverbreitet waren und jetzt nur noch in Vereinzelung vorkommen, oder noch jetzt weitverbreitete Dinge, die nur an den verschiedensten Punkten gewisse Abänderungen erfahren haben. Nehmen wir z. B. das von der grofsen Menge am meisten bewunderte, als Schofskind gehegte

Ethnographikum, die „alten" Volkstrachten; sie haben meistens trotz ihrer Buntheit gar keine tiefere Beziehung zu dem Charakter ihrer Träger; es sind unmodern gewordene Moden sehr verschiedener Zeiten, aber keine von hohem Altertum. Die Art, wie die Basken sich jetzt kleiden, weicht beträchtlich von der ab, wie sie ältere Bilder zeigen; aber das . . . sehr junge Männerbarett steht doch nicht wesentlich zurück hinter dem hohen Hut der Kymrinnen oder dem anliegenden Häubchen der Holländerinnen — alle sind von hohen Häuptern herabgesunken und steigen nun bei nationalen Gelegenheiten wieder auf sie empor. Und so werden auch wirklich uralte Dinge in bestimmter Absicht, nationaler oder anderer, neu belebt, wie z. B. der Druidismus in Wales. Um dieselbe Zeit herum, als ich bei den Basken den Johannisfeuersprung mit ansah, begann man ihm bei uns die deutschvölkische Weihe zu erteilen. Anderes hat sich ganz ungezwungen und allmählich zu gröfster Blüte entwickelt. Das im Altertum und Mittelalter überall gepflegte Ballspiel hat sich bei den Basken nicht nur erhalten, wie etwa das mittelalterliche Schauspiel, die „Pastoralen", sondern es ist zum baskischen Spiele geworden; es hat die Seele der Basken ebenso gefangen genommen wie die Stiergefechte die der Spanier, die Pferderennen die der Engländer. Warum von solchen Spielen sich gerade das eine hier, das andere dort so fest eingebürgert hat, das zu erforschen ist die Aufgabe des Ethnologen, nicht, wie schon gesagt, sie in gesundheitlichem, sittlichem, volkswirtschaftlichem Sinne einzuschätzen.

609, 942 ff.

... Diejenige Stetigkeit, die uns den Mann als dieselbige Person erkennen läfst wie den Knaben, fehlt hier [bei den Sprachen]; wir können nur von einer gegliederten, nicht fliefsenden Stetigkeit sprechen, einer solchen nämlich, die sich in der Fortpflanzung äufsert. Wir werden sagen, ein heutiges Volk sei dasselbe wie ein früheres, wenn es durch Inzucht aus ihm hervorgegangen ist. Im einzelnen wird sich das freilich selten nachweisen, oft genug aber im allgemeinen erkennen lassen, wobei eine gewisse Beimischung fremden Blutes als belanglos angenommen werden darf. Wir pflegen die Selbigkeit eines neuen mit einem alten Volke nach der Gleichheit des Wohnsitzes, daneben auch der des Namens zu bestimmen, vorausgesetzt, dafs uns über die Zwischenzeit eine oberflächliche „Evidenzhaltung" möglich ist. Dafs z. B. die *Lombarden* sich mit den *Langobarden* decken, lehrt uns die Geschichte. Der Name der *Vascones* lebt in den romanischen *Gascons* fort, auch sie selbst in den *Basken*. ... Die Blutsverwandtschaft äufsert sich in der Rasse,[1] d. h. es stehen mit ihr körperliche Eigentümlichkeiten (und darauf sich gründende geistige) in festem Zusammenhang, wenn sie auch durch äufsere Einflüsse bis zu einem gewissen Grad abgeändert werden können. Somit ist grundsätzlich die Möglichkeit gegeben, aus ihnen die erstere zu erweisen. Aber sie läfst sich in der Regel nur dann verwirklichen, wenn eine Kluft zwischen gegenwärtigen Menschengruppen zu überbrücken

[1] Nach dem vorher Gesagten ist dieses Wort zunächst in einem nicht gewöhnlichen, nämlich im relativen Sinne zu verstehen. Wenn eine gemischtrassige Bevölkerung sich durch Inzucht fortpflanzt, so besteht zwischen ihr und den Nachkommen Gleichheit der Rasse.

ist. Der Vergleich eines neuen mit einem alten Volke gewährt meistens deshalb keinen befriedigenden Erfolg, weil wir über dieses nur unvollkommen und ungenau, durch Gräberfunde, Abbildungen, Beschreibungen unterrichtet zu sein pflegen. . . .

Ein Volk hat aber nun neben diesem unveräufserlichen Besitz, der Rasse oder dem Typus, einen veräufserlichen, die Kultur. Jener ist dem einzelnen angeboren, dieser wird ihm überliefert, um von ihm erworben zu werden — hier kann ein Bruch, ein Wechsel eintreten. Der Zusammenhang der Kultur mit einem Volk ist zwar nicht ein loser, aber ein lösbarer, und ein solcher besteht, und in noch höherem Grade, zwischen den einzelnen Fächern der Kultur, wie Sprache, Glauben, Gesellschaftsordnung. Die Spracbe nimmt zwar keine eigentliche Ausnahmestellung ein, ist aber doch durchschnittlich fester mit einem Volk verbunden als alle sonstige Kultur. Deshalb liebt man es, von der Sprache auf ein Volk zu schliefsen, wenn dessen Rasse uns noch unbekannt ist. Auf diesem Wege ist man noch weiter gegangen, bis zu Ende; man hat das Volk und die Sprache geradezu gleichgesetzt: die Sprache macht ein Volk, die Sprache ist das Volk. Wir sagen: die Arier breiten sich von Irland bis Indien aus, die Hamiten von der Nordküste Afrikas bis zu seiner Südspitze. Dadurch ist in vielen Belangen eine heillose Verwirrung entstanden.[1] Die Sprache ist eine Funktion, das Volk ihr Träger; der Träger kann die Funktion wechseln,

[1] . . . Nach meinem Ermessen handelt es sich [ob nun Erhaltung des morphologischen Typus bei Änderung der Sprache oder Erhaltung der Sprache bei Änderung der Körperform] um ein und dieselbe Erscheinung.

nicht umgekehrt. Bezeichnen wir das Volk mit grofsen, die Sprache mit kleinen Buchstaben, so wandelt sich Aa zu Ab, aber nicht bB zu bA, wiewohl ich z. B. statt: „dieser slawische Stamm hat die deutsche Sprache angenommen“, auch sagen kann: „die deutsche Sprache ist von den Deutschen auf diese Slawen übergegangen“. In der Sache selbst besteht kein Unterschied, nur in der Auffassungs- oder Bezeichnungsweise. ... Allerdings zieht Boas als mitbestimmend die Blutmischung heran; aber der Sprachwechsel hängt nicht von ihr, sondern von dem Verkehr ab, von dem wiederum auch sie abhängt. Das sehen wir deutlich an den Juden, den Zigeunern, den amerikanischen Negern. ... Zu der Auffassung, die ich hier darlege, habe ich mich schon vor langer Zeit bekannt. ... Dort habe ich mich unter anderem gegen die Unterscheidung zwischen gewissen finnischen Völkern, die einen fast rein kaukasischen Rassentypus tragen, und den französisch redenden Negern von Haiti gewendet: bei jenen seien die Sprachen, bei diesen die Körperart das Dauerhafte gewesen. Es wirkt auch hier jene Verwechslung des Prädikats mit dem Subjekt. Wenn Finnen infolge von Blutmischung ihren Typus verloren haben, so sind sie eben keine Finnen mehr; es ist ein Subjekt an die Stelle eines andern getreten; dafs der Vorgang sich ganz allmählich, fast unmerklich vollzogen hat, spielt dabei keine entscheidende Rolle.

Sprachwechsel ist so oft geschichtlich nachweisbar, dafs wir seine Möglichkeit für geschichtlich nicht erhellte Zeiträume immer voraussetzen müssen, und dabei ist, wie gesagt, nicht zu übersehen, dafs er ohne jede Blutmischung vor sich gehen kann. ... Der Beweis für Sprachverwandt-

schaft ist immer nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis, allerdings in den verschiedensten Abstufungen; es kann Sprachverwandtschaft bestehen und doch in keinerlei Ähnlichkeiten sich deutlich offenbaren und anderseits können solche Ähnlichkeiten bestehen, die eine Sprachverwandtschaft nur vortäuschen.

778, 109 ff.

XI. SPRACHE UND NATIONALITÄT.

Der Satz: „Die Sprache ist die Nationalität“, hat manche mifsbräuchliche Anwendung erfahren. Es ist dies keine mathematische Gleichung, sonst könnte man überall den Ausdruck Nationalität eliminieren. Der schwankende Begriff der Nationalität hat nur an dem der Spracheinheit den festesten Anhalt. MAX MÜLLER versichert: ein englisch redender Neger sei ein Engländer, ein Indogermane, und es ist ihm damit das schwierige Experiment gelungen einen Mohren weifs zu waschen. Selbst dies zugegeben, will er etwa über den sich dreier Herzen rühmenden Ennius ein salomonisches Urteil aussprechen? Wären ferner Sprache und Nationalität ganz dasselbe, so müfste auch der Sprachverwandtschaft die Ähnlichkeit der Nationalität entsprechen. Stehen aber etwa die Walachen den übrigen Romanen so nahe wie das Walachische den andern romanischen Sprachen? Nein. Frankreich, Spanien, Italien haben immer Fühlung zueinander behalten, und besonders im regsten literarischen Verkehr gestanden, von dem Rumänien bis auf die neueste Zeit ausgeschlossen war. Fühlen sich etwa die Rumänen in der Tat ihren slawischen Nachbarn so fremd? 19, 1375.

Bei der jetzigen Heftigkeit unseres Nationalitätenstreites ist allerdings nicht zu erwarten, dafs die wissenschaftliche Prüfung der hier in Frage kommenden Prinzipien und Tatsachen die Wirkung des Öls auf das sturmbewegte Meer ausübe; immerhin wird man den Versuch nicht tadeln auf solchem Wege eine Verständigung innerhalb engerer Kreise anzubahnen. Vor allem mufs man sich bewufst werden

dafs der Entnationalisierung an sich kein ethisches Moment beiwohnt. Eine scharfe Definition des Ausdruckes „Nation“ ist nicht möglich; ich verstehe darunter — und ebenso unter „Volk“ — eine Sprachgemeinschaft die meistens zugleich eine Kulturgemeinschaft bedeutet. Der Nationalismus hat seine Schattenseiten und seine Lichtseiten. . . . In den Nationen findet eine Teilung der menschlichen Arbeit statt, wie ja auch die Nährkraft der Natur sich nicht blofs in einer Frucht konzentriert. Und wollen wir das nationale Gepräge in den grofsen Schöpfungen der Kunst und der Literatur eher missen, als die Mannigfaltigkeit des Geschmacks in den efsbaren Früchten? Wo aber in der herben Schale ein süfser Kern sich nicht gebildet hat oder wieder vertrocknet ist, da werden wir die Frucht ohne jede Teilnahme zu Boden fallen sehen. Keine nationale Eigenart bleibt in dem Sinne wie sie vermeint; keine aber auch, wenn sie nur den grofsen Zielen der Menschheit gedient hat, geht gänzlich unter. Die angestammte Sprache mag aufgegeben werden, es mag sich nicht einmal eine bemerkliche Sprachmischung vollziehen, dafür wird eine fruchtbare Kulturmischung nicht ausbleiben. Unter allen grofsen Völkern der Erde entnationalisiert sich keines so leicht wie die Deutschen und, da die „vagina gentium“ auch heute noch diesen Namen verdient, in solchen Mafsen. Aber wie das deutsche Blut zu Beginn des Mittelalters das Romanentum verjüngt hat, so verjüngt es heute das Yankeetum. Und wiederum unter uns äufsert das Judentum, nachdem es erst sich uns bis zu einem gewissen Grade assimiliert hat, auf allen Gebieten des geistigen und sittlichen Lebens eine erstaunliche Assimilationskraft. Solche nationalen Mischungen bilden die Knotenpunkte in der

Weltgeschichte; aus ihnen ergibt sich immer ein neues Spiel der Kräfte, andere Bahnen, andere Ideale.

Das Wort „Entnationalisierung“ ist mehr in reflexivem als in passivem Sinn zu verstehen. Bei weitem in den meisten Fällen bedeutet es einen langsamen, friedlichen, schmerzlosen Vorgang. Aber das Interesse welches eine Nation darein setzt dafs eine andere völlig in ihr aufgehe, kann sich allerdings bis zur Anwendung des härtesten physischen Zwanges steigern. Innerhalb unserer heutigen gesitteten Welt darf man die wahre Widerstandskraft einer Nation in ihrer schöpferischen Originalität erblicken. Wenn man mit RIEGER sagt: „jedes Volk ist seines Glückes Schmied“, so wird man das dahin erläutern dafs es nicht Waffen gegen andere Völker schmiede, gleifsende Ehrenketten und Schilder mit prunkenden Emblemen für sich selbst, sondern Werkzeuge des Friedens, Kunstwerke für die Menschheit. 160, 130.

Wir haben eine doppelte Zweisprachigkeit zu unterscheiden, eine kulturelle und eine lokale. . . . Nach GREGR zeigt uns ferner die Geschichte der Menschheit dafs die Erlernung einer fremden Sprache immer schliefslich zum Verlust der eigenen führe. Es wäre richtiger gewesen zu sagen dafs der Entnationalisierung immer Zweisprachigkeit vorausgehe. Wir sehen ja dafs in den höheren und mittleren Klassen fast jedes kleineren Volkes infolge eines wirklichen und dauernden Bedürfnisses die Sprache eines grofsen Nachbarvolkes weit verbreitet ist, so bei den Holländern das Deutsche, aber auch das Französische, und zwar ohne ersichtliche Schädigung der nationalen Eigenart. Ja, während man im vorigen Jahrhundert dem Kymrischen

einen baldigen Untergang prophezeien konnte, ist es in dem unsrigen, und zwar bei gleichzeitiger Zunahme der Zweisprachigkeit, fester und stärker geworden. . . . Damit soll nun nicht behauptet werden dafs der kymrische Wahlspruch: „die kymrische Sprache bis zum Ende der Welt!" in Erfüllung gehen müsse, es ist ja möglich dafs Wales doch einmal ganz englisch wird; aber dann wird nicht die Zweisprachigkeit, sondern das Erlöschen der wahrhaft nationalen Kraft die Schuld tragen. Und überdies, warum sollten wir hier und in allen ähnlichen Fällen unsere Blicke auf eine so weit vor uns liegende Zeit richten, in der, wenn nicht die Anzeichen trügen, alle nationalen Sorgen vor gewaltigeren den Platz geräumt haben werden? Allerdings kann man in objektivem Sinne, nämlich zufolge der gebräuchlichen Definition von Nationalität, behaupten dafs eine Person welche zwei Sprachen in vollkommen gleicher Weise beherrscht, auch zwei Nationen angehört; nur in subjektivem Sinne, nämlich zufolge der eigenen Willensäufserung, die ja sonst nirgends den Ausschlag gibt, gehört sie einer einzigen an. Also wenn auch wie gesagt das nationale Element durch die Koexistenz eines fremden nicht notwendigerweise gefährdet wird, so wird es doch in dem einsprachigen Individuum schärfer und unzweideutiger hervortreten als in dem zweisprachigen. Mufs man aber daraus die praktische Folgerung ziehen welche Gregr daraus zieht? Mufs man sich in dem so häufigen Konflikt der nationalen Interessen mit höheren und allgemeineren zugunsten jener entscheiden? 160, 133 f.

Anderen Bedingungen unterliegt diejenige Zweisprachigkeit welche sich an der Peripherie des Sprachgebietes und

in den Sprachinseln findet. Hier äufsert sich das subjektive Gefühl in bezug auf die Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen Nation oft in sehr schwankender Weise; hier pflegt die Zweisprachigkeit in der Tat Vorstufe der Einsprachigkeit zu sein, indem die Haussprache vor der öffentlichen Sprache mehr und mehr zurückweicht. Wie hier demnach die Gefahr der Entnationalisierung eine stärkere ist als im Innern des Sprachgebietes, so läfst sie sich auch schwerer bemeistern. Man müfste den internationalen Verkehr herabmindern, wenn nicht gänzlich aufheben; nicht nur zwischen Dorf und Dorf, mitten durch die Dörfer selbst müfste eine gut verteidigte chinesische Mauer hindurchlaufen. Allein sollen die unmoralischen Mittel durch die man die Entnationalisierung fördert, verpönt sein, und die unmoralischen Mittel erlaubt durch die man sie hindert? Die Entscheidung für die eine der beiden Nationalitäten geht in den Grenzbezirken aus wirklichen Bedürfnissen hervor; für die Erhaltung der Sprachgrenze mag gewirkt werden durch friedlich wetteifernde Tatkraft, nicht durch Anschürung des Hasses, der hier so reichen Zündstoff findet. Am allerschwierigsten sind die Verhältnisse der Sprachinseln, welche die andere Nationalität wie etwas Drückendes, Unverdautes in ihrem Körper empfindet, obwohl sie zur kulturellen Entwicklung des Landes meistens in sehr wesentlicher Weise beigetragen haben. . . . Angesichts der Schwierigkeiten nun denen die Enklaven ausgesetzt sind und die sie selbst bereiten, ist es höchst beklagenswert dafs nationaler Übereifer alles daran setzt neue Enklaven zu schaffen. Es ist immer als selbstverständlich betrachtet worden dafs Fremde die in einem einsprachigen Orte einwandern, um daselbst ihr

Brot zu verdienen, sich der Sprache und Sitte dieses Ortes anbequemen; das gereicht ihnen selbst zum besten. Jetzt aber sehen wir wie man Arbeitermassen welche durch Nahrungssorgen aus dem Gebiete der eigenen Sprache hinausgetrieben werden, im politischen Sinne, d. h. als kolonisatorische Vorstöfse verwendet. Dafs sie selbst nach Kräften ihre Muttersprache hegen und pflegen, dagegen läfst sich nichts einwenden; im höchsten Grade unbillig aber erscheint es dafs die Gemeinden gezwungen werden sie vor Entnationalisierung zu schützen. So bilden sie geschlossene nationale Minoritäten die an kleineren Orten leicht zu Majoritäten werden. Unter allen Mitteln die Sprachgrenze zu verrücken, besitzt keines, wie die Geschichte lehrt, gröfsere Wirksamkeit als eine in der Nähe der Grenze sich haltende Kolonisation, und diese Wirksamkeit wird nun noch durch unsere Schulgesetze gesteigert. Es wird hier das fremde Sprachgebiet in planmäfsigerweise angegriffen; und man kann es der anderen Nation nicht verargen wenn sie sich bemüht diesen Angriff abzuschlagen.

Wenn wir um die Sprachgrenzen zu ziehen an zweisprachigen Individuen noch eine Art salomonischer Teilung vornehmen können, so werden wir wo uns Sprachmischung begegnet, auf eine derartige Auskunft zu verzichten haben. Ich rede hier nicht von der individuellen Sprachmischung die ja immer Zweisprachigkeit sein mufs, sondern von jener traditionellen welche meist mit Zweisprachigkeit verbunden ist, aber es nicht zu sein braucht. Welcher von den beiden Hauptfaktoren einer Sprache als der wesentlichere zu betrachten ist, das hängt zum guten Teil von subjektiver Beurteilung ab. Wenn man als Linguist den äufseren Formen einer Sprache mehr Wert beilegt als den

inneren, so würde ich meinesteils wo es sich um nationale Gesichtspunkte handelt, der umgekehrten Schätzung den Vorzug geben und z. B. die Ladiner Graubündens, deren Sprache nach ASCOLI „materia romana con ispirito tedesco“ ist, mehr für Deutsche als für Romanen ansehen und wiederum die Cimbern . . . mehr für Romanen als für Deutsche. . . . Es ist begreiflich dafs das einigermafsen gesteigerte Nationalgefühl die Sprachmischung bekämpft, auch wo sie nicht zu dem Grade gediehen ist wie in den genannten Fällen. Indessen wird die vernünftige Grenze oft weit überschritten, man begnügt sich nicht mit der Ausmerzung unnützer Doubletten: „die falsche Nationalehre — wie Sie [= Miklosich] 1872 gesagt haben — hat in neuerer Zeit bei mehreren osteuropäischen Völkern einen wahren Kreuzzug gegen die Fremdwörter hervorgerufen, man ist bemüht die Fremdwörter, diese lauten Zeugnisse der Abhängigkeit jedes einzelnen Volkes von der mitlebenden und der dahingegangenen Menschheit, durch einheimische Fabrikate zu verdrängen“. So wird der Purismus leicht zur Geschichtsfälschung. Er wendet sich übrigens nicht nur gegen die Fremdwörter, sondern auch gegen die fremden Wendungen, deren Feststellung aber zum grofsen Teil vielen Schwierigkeiten unterliegt. Je mehr wir vom nationalen Standpunkt zurücktreten, mit um so milderen Blicken werden wir jede Sprachmischung betrachten die sich im Volke selbst auf ungezwungene, ja unwillkürliche Weise vollzieht. Vom Standpunkt der Zweckmäfsigkeit aus sogar mit wohlwollenden: stark gemischte Sprachen sind ganz besonders lebensfähig, und dafür gibt es keinen besseren Beleg als das Englische, welches nicht nur von den Germanen mit gröfster Leichtigkeit erlernt

wird, sondern auch von den Romanen mit fast derselben wie eine romanische Sprache, und dem die aufsereuropäischen Völker wegen seiner morphologischen Einfachheit den Vorzug unter allen europäischen Sprachen geben. Die gegen die Sprachmischung aus dem Wesen der Sprache selbst geschöpften Verdikte kann ich nicht als rechtskräftig ansehen, weil mir, wie schon oben gesagt, die dabei verwertete Auffassung der Sprache als eines unabhängigen, von festen Gesetzen regierten Organismus eine unannehmbare zu sein scheint. Der Irrtum entspringt daher dafs man unter Sprache entweder ausschliefslich oder doch in erster Linie die Schriftsprache versteht. Die „Sprachrichtigkeit" K. G. ANDRESENS und anderer mag zu verwirklichen sein für den welcher schreibt oder gar drucken läfst; die Regelung irgend welcher Umgangssprache nach so strengen Prinzipien wäre widersinnig und unmöglich.

Wie man die Sprache an sich als etwas Absolutes und nicht als etwas Relatives darzustellen liebt, so auch das Verhältnis der Sprache zu ihrem Subjekt, d. h. ihren Wert. Die Muttersprache figuriert in den nationalen Berechnungen als konstante Gröfse, während sie nach Mafsgabe der durch sie vermittelten Kultur eine unendlich variable ist, hier ein Schatz den man nicht um den höchsten Preis veräufsern möchte, dort nur ein Verkehrsmittel das man, wo das materielle Element es erheischt, gegen jedes andere endgültig zu vertauschen bereit ist.

In der Sprachenfrage läfst sich eine Verständigung nur erzielen wenn man nicht von den nationalen, sondern von den allgemeinen Bedürfnissen ausgeht. Ein auf diese gegründetes System würde keine Nation in der vollen heilsamen Entfaltung ihrer besonderen Kräfte hindern;

höchstens würden ihm üppige Auswüchse zum Opfer fallen. Es würde so jenem Worte von gutem Klange, aber schwerer Deutung, dem Worte von der „Gleichberechtigung“ aufs beste entsprochen werden. Denn wer für seine Nation nur ihr Recht, „kein Atom weniger, keines mehr“ verlangt, der ist der Shylockgefahr ausgesetzt in das Recht einer anderen Nation einzuschneiden. Treffend bemerkte daher . . . Graf CLAM-MARTINITZ, die Gleichberechtigung sei nicht mit dem Zollstab und der Wagschale durchzuführen, sie müsse im Geiste und in der Wahrheit gesucht werden. Sollte sie auch einer doktrinären Parallelisierung der Nationen mit den Individuen ihren Ursprung verdanken, welche in mehrfachem Sinne eine unglückliche wäre, jedenfalls ist sie, wie schon angedeutet, auf eine reale und neutrale Grundlage zu stellen. Hier wie nirgendwo sonst ziemt sich die Frage nach dem „Zweck im Recht“, und sie kann wesentlich dadurch erhellt werden dafs man die natürliche Regelung des sprachlichen Verkehrs zwischen nicht staatlich miteinander verbundenen Nationen beobachtet. Für welches Prinzip man sich übrigens auch entscheide, an seiner Einheitlichkeit ist festzuhalten; es darf nicht durch ein anderes Prinzip durchkreuzt werden, noch weniger durch eine historische Zufälligkeit, ein Privileg.

160, 134 ff.

Zunächst hat man sich ganz ablehnend gegen sie [die Schrift „Slawo-Dtsch. u. Slawo-Ital.“] verhalten, die einen vom exklusiv gelehrten, die anderen vom politischen Standpunkte aus. Jene sagen, man solle die Politik nicht in die Wissenschaft tragen — damit haben sie vollständig recht; sie übersehen aber, dafs ich umgekehrt die Wissen-

schaft in die Politik getragen habe — und die Wissenschaft darf, sie mufs sich mit allem beschäftigen. Die wissenschaftliche Betrachtung politischer Dinge kann nur förderlich wirken; was unseren nationalen Streit zu einem so erbitterten macht, das ist die Annahme so vieler falschen, die Unkenntnis so vieler wahren Tatsachen. Das Studium der geographischen und statistischen Sprachverhältnisse, wie sie heute sind und wie sie sich im Laufe der Zeiten gestaltet haben, wird nicht gründlich und gewissenhaft genug betrieben. Eine solche Einmengung der Wissenschaft in die Politik verbitten sich nun allerdings die Politiker von reinem Wasser. . . . Bei einer derartigen Auffassung ist aber ein modus vivendi zwischen den verschiedenen Völkern mit ihren verschiedenen Bedürfnissen schwer denkbar. Ich meine, da ist der Politiker, nicht der Philosoph und Philologe . . . derjenige, „der im Kämmerchen sitzt“. 187, 350.

Nirgends begegnen wir mehr und stärkeren inneren Widersprüchen als in den Darstellungen und Erörterungen, die sich, sei es näher, sei es weiter, auf die Sprachenkämpfe beziehen. Man betrachtet das, was gewesen ist und was ist, man entschleiert das, was werden wird, vom Standpunkt dessen aus, was sein soll. Dieser Standpunkt ist als fester und einheitlicher denkbar und dann im Bereich der Sittlichkeit zu suchen; der Name Gerechtigkeit knüpft sich an ihn. Die Bestimmungen der Gerechtigkeit ergeben sich allerdings nicht ohne weiteres aus ihrem Begriff. Zwischen welchen Parteien — von den Weltsprachen an bis zu den dürftigsten Idiomen herab — soll sie teilen? Soll sie, nach Matth. 20, 14, für ungleiche Leistungen

Gleiches gewähren? Vermag sie in jedem einzelnen Fall vollkommene Gleichheit durchzuführen? Indessen haben diese Erwägungen heutzutage einen geringen praktischen Wert; sie liegen hoch über den besonderen Standpunkten, die für das, was sein soll, gelten. Mit anderen Worten, die Nationen — ich meine damit zunächst nicht die Staats- sondern die Sprachgemeinschaften, die mit jenen allerdings zusammenfallen können — üben keine Gerechtigkeit gegeneinander, und jede hat einen guten Grund dafür in dem Verhalten der anderen. Hier kann keine Nation sich rühmen, eine Ausnahme zu bilden — es sei denn aus Mangel an Gelegenheit. Die eine wird jetzt bedrückt und hat einst bedrückt; die andere wird hier bedrückt und bedrückt dort; die dritte hebt flehend die Hände empor, und man sieht an ihnen schon die Krallen herauswachsen, die bereit sind, sich in fremdes Fleisch zu senken. Nur in der Art der Bedrückung zeigen sich die gröfsten Unterschiede. Langsam werden die Nationen heranreifen für den Wahlspruch „Weder Hammer noch Ambofs“, vorderhand heifst es allgemein „Entweder Hammer oder Ambofs“. Der Selbsterhaltungstrieb sieht ringsumher Gefahren, denen er auf jede Weise vorzubeugen sucht; die nationale Selbstsucht, die man mit dem Beiwort „gesund“ zu schmücken pflegt, bestimmt das nationale Handeln. Überall ruht die Erscheinung auf derselben natürlichen Grundlage, und somit ist auch der Widerstreit zwischen den Nationen etwas Natürliches. Das wird vielfach verkannt oder geleugnet, indem man das eigene Verhalten als sittlich, das fremde als unsittlich darstellt. Hierin liegt der erste und gröfste der Widersprüche, die ich vor Augen habe. Man gibt vor, nicht blofs dem nationalen

Interesse, sondern zugleich einem allgemeinerem oder dem allgemeinsten zu dienen. Man verweist besonders auf das Interesse des Staates, aber dieses deckt sich ja ganz mit dem der herrschenden Nation, für die er nur als der Organismus Wert besitzt, in dem sie sich voll ausleben kann. Wenn ihr Bestreben berechtigt ist, andere Nationen oder Bruchteile solcher, die innerhalb der Grenzen desselben Staates leben, sich anzugleichen oder in sich einzuschmelzen, so ist der Widerstand dieser Gruppen dagegen ganz ebenso berechtigt, da ihren nationalen Interessen eben der Staat nicht entspricht oder vielmehr widerspricht. Etwas annehmbarer erscheint der Verweis auf das Interesse der Kultur; aber auch hier dürfte, mit entsprechender Umwandluug, das Wort Friedrichs des Grofsen Geltung beanspruchen: „Es möge jeder nach seiner Façon selig werden“. Der Wert jeder einzelnen Kultur und die Wertfolge aller wird von den verschiedenen nationalen Standpunkten aus sehr verschieden bestimmt. Die Selbstsucht einer Nation wird immer vom höchsten Selbstgefühl begleitet; jede Nation, ob grofs, ob klein, vermag sich eine Zukunft der Menschheit gar nicht vorzustellen, in der sie selbst keinen Platz mehr hätte; sie würde es aber nur als eine ganz natürliche Entwicklung empfinden, wenn sie alles an sich heranzöge und in sich aufnähme. Jede schreibt sich eine besondere Sendung zu und sieht sich durch sie zur gewaltsamen Beglückung anderer Nationen veranlafst. Wie die Nationen einander ungerecht behandeln, so beurteilen sie einander auch ungerecht, und gerade kleine Abschattungen fallen dabei als grofse Verschiedenheiten auf. Eine Nation tadelt die andere als hartherzig oder hochmütig oder eitel, nicht als ob sie selbst es nicht

wäre, sondern weil sie es in anderer Weise ist. Den Franzosen, welche von der Brutalität Bismarcks reden, scheint jede Empfindung für die Brutalität Napoleons abzugehen. Und bis auf das Grobkörperliche erstreckt sich dieser Nationalismus; Messerstiche, Steinwürfe, Knüppelschläge haben in den einzelnen Ländern eine verschiedene sittliche Taxe, und aus der Ernährungsweise Bismarcks hat man im Ausland allen Ernstes geschlossen, dafs er ein Barbar sei. Also reine Geschmackssache! Wenn nun eine Nation die Hemmungen, die ihren selbstsüchtigen Bestrebungen von seiten einer anderen Nation entgegentreten, schon im allgemeinen als unsittlich zu betrachten geneigt ist, so wird die nationale Würze, die dazu kommt, sie ihr noch unsittlicher erscheinen lassen. Es ist nur zu bedauern, wenn auch leicht zu begreifen, dafs sich in den Berichten, welche die Tagespresse über die Sprachenkämpfe bringt, der falsch moralisierende Ton so fest eingebürgert hat. Warum nicht dem Beispiel wirklicher Kriegsberichte folgen, in denen doch auch die Niederlagen, Zurückdrängungen, Umgehungen der eigenen Truppen nicht mit Schmähungen und Entrüstungsrufen gegen die feindlichen glossiert zu werden pflegen? Solche pathetische Auslassungen sind überflüssig, wenn nicht schädlich; wir finden sie oft da, wo wir die Ursachen der gegnerischen Erfolge, die Mittel zur Wettmachung derselben oder die Schutzmafsregeln gegen drohende Gefahren vergebens hoffen erörtert zu sehen.

Diese Zwiespältigkeit bleibt nun keineswegs innerhalb der angegebenen Grenzen, sie strahlt auf alle möglichen Gebiete aus, das historische, ethnologische, juristische, pädagogische, und wiederum in allen möglichen Formen,

als Beobachtung, Schlufsfolgerung, Vorschrift, Bewertung, Benennung — und dabei ist es meistens unmöglich, die Grenze zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Fälschung zu ziehen. So werden von der nationalen Geschichtsschreibung die Ereignisse bald im Vergröfserungs-, bald im Verkleinerungsspiegel gezeigt und die verbindenden Fäden bald von der einen, bald von der anderen Farbe gewählt. Unendlich viele Meinungen bestehen darüber, inwieweit das Vergangene für das Gegenwärtige mafsgebend sei. Über „historische Rechte“ denkt der Russe anders, wenn es sich um sein eigenes Land, als wenn es sich etwa um die Länder der Wenzelskrone handelt. 325, 249.

Eine Sprache braucht sich in ihrem Bau nicht zu verändern wenn sich das Volk seelisch verändert und nicht einmal wenn sie auf ein ganz anders geartetes Volk übertragen wird, und die eine Veränderung kann gar nicht gleichen Schritt mit der andern halten. Es läfst sich daher für keinen Sprachbau behaupten dafs er eine gleichzeitige Seelenbeschaffenheit wiederspiegele: im allgemeinen müssen wir jeden als das sehr verwickelte Ergebnis der Wirkungen betrachten die im Lauf unübersehbarer Zeiten von verschiedenen, im günstigsten Fall nur ähnlichen Reizbarkeiten ausgeübt worden sind . . . die seelische Verschiedenheit der Völker ist in der der Einzelwesen innerhalb eines Volkes vorgebildet, aber für die bauliche Verschiedenheit der Sprachen suchen wir vergeblich ein Ähnliches bei den Individualsprachen einer und derselben Gemeinschaft. Nur ganz ausnahmsweise findet innerhalb einer Sprache ein Wechsel statt der in diesem Sinn zu verwerten wäre. Die beim Fluchen gewöhnliche Nach-

stellung des adjektivischen Attributs im Deutschen, wie „Schuft verdammter!“ ... bildet ... keinen Beitrag zur Kennzeichnung des Deutschen, zeigt sich aber doch als Wirkung grofser Reizbarkeit, und kann demzufolge solche Sprachen kennzeichnen in denen sie allgemein ist. Es scheint dafs wir im übrigen auf unser Gefühl oder unsern Geschmack angewiesen sind. Manche solcher aprioristischer Bestimmungen wie die der uralaltaischen Vokalharmonie als Merkmals von Phlegmatikern (wenn man nicht doch erst durch die Phlegmatiker selbst darauf kam) besitzt in einem gewissen Grade eine unmittelbare Überzeugungskraft; immerhin läfst sie die Frage ungelöst wie denn die gleichartigen, wenn auch in engerem Rahmen sich haltenden Vorgänge in arischen Sprachen zu beurteilen sind. In den meisten Fällen aber ist wenigstens die Möglichkeit verschiedener Deutung gegeben. ... Was wir als kennzeichnend für eine Sprachklasse betrachten, begegnet uns meistens auch irgendwo anders, in gröfserer oder geringerer Einschränkung, vielleicht nur spurenweise. Haben wir da nun mit Sicherheit Temperamentsquellen verschiedener Stärke vorauszusetzen? Es können ja durch gewisse Einwirkungen anderer Art solche Erscheinungen über enge Grenzen sich zur Allgemeinheit ausdehnen und umgekehrt. Schliefslich können aber auch ihre Ursachen auf einem ganz andern Gebiete liegen als auf dem der Temperamente, selbst der Lautwandel kann den Sprachbau beeinflussen. 432, 274 ff.

Die Unmöglichkeit der Sprachbewertung oder, was dasselbe ist, die Unanwendbarkeit des Wertbegriffs auf Sprachliches läfst sich nicht begründen; wohl aber sind dieser

Bewertung durch die Zusammengesetztheit der Sprache und durch die Mehrheit der zu Gebote stehenden Maſsstäbe gewisse Grenzen gesetzt. Eine allgemeine Rangordnung zwischen den Sprachen mag sich nicht feststellen lassen; oft genug aber, ob in einer bestimmten Hinsicht diese oder jene die vollkommenere ist. Darauf beruhen ja alle Versuche, eine Weltsprache zu schaffen. Da es auf die Grad-, nicht auf die Artunterschiede ankommt, so müssen für die Bewertung letztere, soweit es geht, in erstere umgewandelt werden. 805, 283.

XII. SPRACHPOLITIK UND -PÄDAGOGIK.

Wir glauben nicht an den Segen der Zweisprachigkeit; wenn man mit Recht gesagt hat, *qu'une population qui parle deux langues, a deux cordes à son arc*, so hat man vergessen hinzuzufügen, dafs keine dieser Sehnen sehr straff ist. 185, 288.

Die Sprachmischung des Einzelnen ist eine unvollkommene Zweisprachigkeit. Diese Gleichung darf ich umkehren, ich darf sagen: zur vollkommenen Zweisprachigkeit läfst sich nur vermittelst der Sprachmischung gelangen. Das ist in jenem südslawischen Sprichwort ausgesprochen ...: „wer danach strebt gut zu reden, mufs radebrechen". Wer aus irgend einem Grunde sich scheut eine fremde Sprache zu mifshandeln, der wird sie nie beherrschen. Der Einflufs der Muttersprache (oder einer anderen welche an ihre Stelle getreten ist) macht sich bei der Erlernung einer neuen Sprache auf jeden Fall geltend; seine Stärke und seine Dauer wird aber eine verschiedene sein. Am besten eignet man sich eine fremde Sprache unter dem fremden Volke selbst an, und wiederum indem man nicht nur jeden Verkehr mit den alten Sprachgenossen abbricht, sondern überhaupt auf jeden vermittelnden Dienst der eigenen Sprache verzichtet. Der gewöhnliche Mann, welcher die fremde Sprache ausschliefslich im alltäglichen Umgang erwirbt, ist dem Gebildeten gegenüber, der von ihrem theoretischen Studium ausgeht, vielleicht anfangs im Nachteil; aber er wird ihn, wenn nur sein Wille kein geringerer ist, ohne allen Zweifel überflügeln. Dieser wird nicht in einen solchen Jargon verfallen wie jener; aber er wird

sich auch nicht so rasch und in vollem Umfang den idiomatischen Sprachgebrauch aneignen. Bei jenem wirkt die Muttersprache in unbewufster und unwillkürlicher Weise, bei diesem in beabsichtigter und systematischer. Jener knüpft die neue Sprache unmittelbar an die Vorstellungen selbst an; dieser bedient sich dazu des doppelten Umwegs der Muttersprache und der Schrift. Wer nun gar das Studium einer Sprache in wissenschaftlichem Interesse treibt, wer sie mit zeitlichen oder räumlichen Varianten vergleicht, dem wird ihre praktische Beherrschung besondere Mühe kosten. Ein Diez war wenig geübt in den Sprachen deren geschichtliche Entwicklung er mit wunderbarer Klarheit erkannte; ein Mezzofanti ermangelte des tieferen Verständnisses für die vielen Sprachen die er mit wunderbarer Geschicklichkeit meisterte. Aber nicht blofs die Mezzofantis beschämen uns die wir unser ganzes Leben der Erforschung der Sprachen gewidmet haben, nein, jede Dame die im Salon die Unterhaltung rasch und sicher in drei, vier Sprachen zugleich führt. Es wäre das unbegreiflich, wenn in der Entwicklung der Sprache jene Art von Gesetzmäfsigkeit herrschte die man ihr insgemein zuschreibt.

... Bleibt nun aber die wissenschaftliche Ergründung einer Sprache ohne nützliche Wirkung auf unser praktisches Erlernen, so sehe ich nicht ein wie sie eine solche auf unser praktisches Lehren ausüben kann. Es ist seit langem meine feste Überzeugung, zu der mich nicht blofs reifliches Erwägen, sondern auch verschiedenartige Erfahrung geführt hat, dafs keinem Mittelschullehrer die gründlichste Kenntnis der Sprachgeschichte zu einem irgendwie gröfseren Erfolg verhilft als ihn der erste beste jener verrufenen

„Parleurs“ gehabt hat, und ich begreife nicht wie gerade an solchen deutschen Universitäten wo man die Bedürfnisse der Realschulen und Gymnasien als erste und letzte Richtschnur zu betrachten den Anschein hat, man die handwerksmäfsige Anfertigung von Doktordissertationen fördert in denen irgend ein altfranzösischer Text phonetisch und morphologisch ausgezogen wird. . . . Gilt es nun das Erlernen der fremden Sprache dem der Muttersprache möglichst analog zu gestalten und die letztere selbst möglichst beiseite zu lassen, so werden wir kein geeigneteres Alter finden als das allerzarteste, da die Muttersprache noch nicht so tiefe und weite Wurzeln geschlagen hat, und auch die zweite Sprache noch „spielend“ erlernt wird. In dieser Hinsicht haben die Kindergärten eine grofse Bedeutung. Man darf nicht befürchten dafs die Muttersprache durch eine solche frühe Nebenbuhlerin irgend welchen erheblichen Schaden erleide. Die Kymren halten ihre Sprache sehr fest, sie sprechen und schreiben sie durchschnittlich korrekter als die Engländer die ihrige und dieses obwohl die kymrische Sprache — was nicht zu rechtfertigen ist — in den öffentlichen Schulen nicht das geringste Plätzchen hat und selbst in den Sonntagsschulen mehr als Mittel denn als Zweck dient.

160, 129 f.

In welchem Verhältnis steht die Schule zur Sprachwissenschaft? Der breite Strom der sprachgeschichtlichen Forschung wälzt sich an den Saatfeldern vorüber ohne zu deren Fruchtbarkeit beizutragen. Selbst wenn zwei fremde Sprachen die miteinander verwandt sind, nacheinander erlernt werden, wie die lateinische und die französische,

wird der Lehrer mehr und Besseres durch das Waltenlassen der natürlichen Gedächtniskunst erreichen als durch das Bemühen die verwickelten Ergebnisse jener Forschung zu verwerten. Was für die Aneignung von fremden Sprachen, das gilt auch für die Festigung der eigenen. Wir haben bei ihr nicht nach rückwärts zu schauen, sondern nach vorwärts, auf Klarheit und Kürze und auch auf Schönheit. Dieser selbstverständlichen Forderung, die neuerdings von A. Noreen so ausführlich und unwiderleglich begründet worden ist, wird immer wieder von dem unsere Zeit beherrschenden überhistorischen Sinn der Weg vertreten. Auch bei der Sprache möchte man irgendwie den alten Satz betätigt sehen dafs die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker ist; allein der bewährt sich ja kaum in der Politik.

Gibt es nun aufser der Sprachgeschichte noch Sprachwissenschaft? H. Paul verneint es; aber falls er diesen Ausdruck nicht etwa zu eng nimmt, so dehnt er jenen über Gebühr und Herkommen aus. Man mag die Ontogenese ebenso wie die Phylogenese zur Sprachgeschichte rechnen; schliefslich wird man auch hier nicht alles Geschehen, trotz der Verwandtschaft beider Wörter, Geschichte nennen, sowenig wie das physikalische und chemische überhaupt. Und sind denn die Dinge blofs in ihrem Nacheinander, nicht auch in ihrem Nebeneinander der wissenschaftlichen Betrachtung zugänglich? Wir unterscheiden Lautgeschichte und Lautphysiologie; schliefst sich an die letztere nicht die Sprachpsychologie an? oder um ganz im allgemeinen zu reden, steht nicht der Sprachgeschichte eine Sprachphilosophie zur Seite? Ich sehe beide auch innerhalb der einzelnen Kreise zusammenwirken, wenn-

gleich in verschiedenem Verhältnis. Die philosophische Behandlungsweise hat auf dem Gebiete der äufseren Sprache weit weniger Spielraum als auf dem der inneren; zwischen Sprachen die uns als unverwandt gelten, können wir dort, etwa von den Naturwörtern abgesehen, nur die geschichtlichen Vorgänge, hier schon die festen Tatsachen zueinander in Beziehung setzen. Dieses verschiedene Verhältnis spiegelt sich recht deutlich in dem Umstand ab dafs unsere geschichtlichen Grammatiken in der Regel die Satzlehre ausschliefsen; es wird eben für diese eine ganz anderartige Befähigung erfordert als für die Laut- und Formenlehre, und nicht allzuhäufig finden sich beide Erfordernisse in entsprechender Ausbildung zusammen. Was sonst zur Begründung eines solchen Verfahrens vorgebracht wird (wenn man sich überhaupt dazu herbeiläfst), ist eitel Ausflucht. Dafs die Satzlehre weniger wichtig sei als die anderen Teile der Grammatik, wird man im Ernste selbst dann nicht behaupten wollen wenn man sich die Erhellung der Völkergeschichte als Ziel vorgesteckt hat. Frägt man nun warum bei der mehr oder weniger naturgemäfsen Arbeitsteilung gerade das Studium der äufseren Sprache in so hohem Grade bevorzugt wird, so wird man die Erklärung darin finden dafs hier jeder Fortschritt augenfälliger ist, die Arbeit des einen sich enger an die des anderen anschliefst und eine Schulung erzielt werden kann welche auch die bescheidenste Kraft verwendbar macht. Dabei bleibt jedoch gewifs die allgemeine Laienansicht nicht ohne Einflufs dafs die äufsere Sprache die wesentliche ist. Berechtigung hat das insofern als Verständigung ohne diese unmöglich ist und bis zu einem gewissen Grad möglich durch sie allein, d. h. durch falsch gebrauchte,

schlecht aneinandergereihte Wortformen. Nun erblickt man aber in der Sprache auch den Ausdruck des Volkstums und hat von diesem Gesichtspunkt aus den Wert der äufseren Sprache ins Grenzenlose gesteigert: die doppelten Ortsnamen an so vielen Stationsgebäuden unseres Vaterlands [Österreich-Ungarn], oft kaum durch einen Buchstaben, einen Akzent unterschieden, sind nichts Geringeres als die Wahrzeichen zweier gleichberechtigter Völker. Herrschte etwas mehr Neigung über Schlagworte nachzudenken, so würde man dahinter kommen dafs, wenn man sagt: „in der Sprache lebt ein Volk“, dies, soweit es sich um die äufsere Sprache handelt, einen ähnlichen Sinn hat wie der Satz: „in den Ringmauern lebt die Bürgerschaft“; die Sprache schliefst ab und schliefst aus, sie ist der beste Isolator für jede Art von Überlieferung. Zwischen dem Gefäfs und dem Inhalt besteht keine notwendige Beziehung. Ein Abglanz des Volkscharakters ist vielleicht in der Lautfärbung, sonst nur in der inneren Sprache zu finden. Und die ist es auch allein die bei der Erlernung fremder Sprachen unmittelbar lehrhafte Kraft in sich birgt; sie dient . . . als Grundlage der formalen Bildung. Nur haben wir diese nicht als eine allgemeine Geistesgymnastik aufzufassen. . . . Bei der Wahl die wir zwischen fremden Sprachen für den Unterricht treffen, haben wir, wenn wir ihren praktischen Wert und die mit der Aneignung der äufseren Formen verbundenen Schwierigkeiten beiseite lassen, zu entscheiden wie sie sich bezüglich ihrer bildenden Kraft abstufen. Mit vollem Recht hat man dem Abstand von der Muttersprache die gröfste Bedeutung beigemessen; doch scheint mir hieraus sich nicht ohne weiters ableiten zu lassen dafs die alten Sprachen

vor den neueren den Vorzug verdienen. Denn um die Einwände zu verschweigen die sich im einzelnen z. B. gegen eine solche anerkennenswerte Darlegung wie die von H. PLANCK . . . vorbringen lassen, frägt es sich ob wirklich an einem möglichst verschiedenen Inhalt, einem solchen wie wir ihn zwischen dem alten und dem neuen Leben wahrnehmen, und nicht vielmehr an einem möglichst gleichen Inhalt die Verschiedenheit der Anordnung und Beleuchtung die stärkste Wirkung erzielt. Das Unterrichtsverfahren hängt schliefslich zum grofsen Teil davon ab ob der Besitz der einen Sprache den Erwerb der anderen fördernd oder hemmend, dieser jenen festigend oder lockernd beeinflufst, wobei Verständnis und Gebrauch auf das bestimmteste auseinanderzuhalten sind. Soweit der letztere in Betracht kommt, halte ich es für einen Irrtum dafs der beste und kürzeste Weg zur fremden Sprache durch die Muttersprache führe, und mit B. BOURDON . . . für einen anderen dafs nur derjenige seine Sprache gut könne der fremde studiert habe. Über die fremde Sprache vergifst man, wie er sagt, bis zu einem gewissen Grade die eigene; nur setze ich hinzu dafs diesem Nachteil der Unsicherheit und der daraus erwachsenden unwillkürlichen Sprachmischung der Vorteil der willkürlichen gegenübersteht, die eine erlaubte, ja erwünschte sein kann, wenn nur den herüberverpflanzten Gewächsen die heimischen Raum und Licht verstatten. Zur Regelung aller solchen praktischen Fragen genügen die gesammelten Erfahrungen nicht, und würden auch nicht genügen wenn weniger zahlreiche und starke Widersprüche zwischen ihnen herrschten; man mufs die Sprachphilosophie um Unterstützung angehen. Hier also, und nicht anderswo, sind Schule und Wissen-

schaft durch ein enges Band verknüpft; und zwar strömt die Wirkung nicht blofs in einem Sinne über. Das „docendo discimus“ gilt hier in vollem Mafse; gerade Schulmänner werden angeregt „Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens“ anzustellen. Es berührt sich eben die Sprachwissenschaft nicht in ihrem Umkreis mit der Schule, sondern in ihrem Kern, in der Betrachtung der aus dem Denken sich gestaltenden, in die äufsere Sprache sich kleidenden inneren Sprache. Ich wiederhole es, auch hier soll das Geschichtliche nicht vernachlässigt werden; aber man braucht nicht von ihm auszugehen und nicht mit ihm abzuschliefsen. Manchem gilt es vielleicht für unwissenschaftlich zu prüfen in welchem Grade die Sprachen den Zwecken dienen denen die Sprache dienen soll; ist es aber nicht unwissenschaftlicher zu sagen, wie man gesagt hat, dafs für die Deutschen das Deutsche, für die Engländer das Englische und für die Chinesen das Chinesische die beste Sprache sei? Die Sprachschätzung, die jetzt wieder, als Gegengewicht gegen jene Sprachüberschätzung, zu Ehren kommt, kann allerdings in Verbindung mit dem Studium der Sprachgeschichte treten, und so wird von dem Fort- und Rückschritt der Sprachen eine tiefere und berechtigtere Auffassung gewonnen als sie einst vom einseitig geschichtlichen und zugleich scheinbar naturwissenschaftlichen Standpunkt aus gewonnen wurde.

266, 195 ff.

Es wird von niemandem verkannt, dafs für den Weltverkehr die Vielheit der Sprachen ein Übel, und somit eine internationale Hilfssprache — ich will von jetzt ab, der Kürze wegen, dafür „Gemeinsprache“ sagen — ein

Bedürfnis, und zwar ein steigendes ist. Wenn gegen die sich immer vermehrenden Bestrebungen dem Übel abzuhelfen, so viele sich ganz gleichgültig verhalten, so tun sie das keineswegs aus einem einzigen und triftigen Grund. Die einen halten das Übel für unheilbar; die andern fühlen es nicht an sich selbst; den dritten genügen Palliativmittel. Die ersten sind schon widerlegt worden und sollen es von neuem werden. Die zweiten, die gerade in den wissenschaftlichen Kreisen stark vertreten sind, entrücken sich selbst jeder sachlichen Auseinandersetzung. Nur das bleibt kurz zu erwägen, was die Gleichgültigen der dritten Gruppe mit ihrem Verfahren erreichen. Dabei fasse ich, wie überhaupt, den wissenschaftlichen Verkehr als den bedeutungsvollsten und zugleich hier nächstliegenden vorzugsweise ins Auge; eine verschiedene Lösung des Problems für die verschiedenen Arten des Verkehrs ist selbstverständlich ausgeschlossen. Zuvörderst unterbleibt, dank den sprachlichen Schranken, der Verkehr unzählige Male da, wo er im Interesse der Sache wäre. Das läfst sich freilich nicht streng statistisch erweisen, aber doch durch Stichproben; so erscheint der Briefwechsel zwischen Gelehrten verschiedener Nationen gerade wegen seiner verhältnismäfsigen Seltenheit heller beleuchtet. Wo mündlicher oder schriftlicher Verkehr stattfindet, wird es nur ausnahmsweise in ganz befriedigender Weise sein, nämlich so, dafs das Verständnis sich von dem zwischen Gleichsprachigen nicht unterscheidet, und dafs nicht der eine Teil allzu stark belastet wird. Die vom idealen Standpunkt einzig berechtigte Forderung, dafs der Umfang, in dem eine Sprache zur Anwendung kommt, ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zu entsprechen habe, läfst sich allerdings nie voll und ganz

durchsetzen; doch sollte man sie auch nie aus dem Gesichte verlieren und der bei manchen Nationen herrschenden Unlust zur Erlernung fremder Sprachen nicht allzuviel Nachgiebigkeit erweisen, wodurch ja mittelbar auch die gleichmäſsige Ausbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis gehemmt wird. Es wäre zu erwarten, daſs diejenigen, welche von der Herstellung einer Gemeinsprache absehen, eine andere grundsätzliche und dauernde Regelung der Sprachfrage anstrebten, statt sie von Fall zu Fall in wechselndem Sinne erledigen zu wollen. Vielleicht halten sie selbst eine derartige Regelung für unerreichbar; aber auch dem bisherigen Verfahren werden sich immer mehr Schwierigkeiten entgegen stellen — mit Recht hat man darauf hingewiesen, wie das Russische allmählich in den Kreis der Weltsprachen einrückt. So bleibt denn nichts übrig, als sich mit dem Gedanken an eine Gemeinsprache zu befreunden.

Begreiflicherweise hat man zuerst die Frage aufgeworfen, ob nicht eine natürliche Gemeinsprache möglich sei, d. h. ob nicht eine der vorhandenen Sprachen mit diesem Amte bekleidet werden könne. Sie ist so entschieden verneint worden, daſs ich sie hier nur wegen eines gewissen Zusammenhanges mit dem Gesagten und dem zu Sagenden berühre. Die Wahl einer lebenden Sprache würde, ganz abgesehen von den einer jeden anhaftenden Unvollkommenheiten, zwischen dem Volke, das sie als Muttersprache besitzt, und den andern Völkern ein unerträgliches Miſsverhältnis erzeugen und die letzteren mit völliger Entnationalisierung bedrohen. Auf ein Ziel aber, das man nicht erreichen kann oder will, wird man auch nicht Richtung nehmen; man wird unter verschiedenen gleichberechtigten

Sprachen nicht die eine oder andere auf Kosten der übrigen begünstigen. Von den toten Sprachen wiederum läfst sich wegen der Schwierigkeit ihrer Erlernung keine als Gemeinsprache empfehlen; doch werden die Männer, welche mit Bedauern sich der einstigen völkerverbindenden Rolle des Lateins erinnern, angesichts der zahlreichen ganz lateinisch gefärbten Systeme der Geheimsprachen, bis herab zu dem *Latino sine flexione*, sich damit trösten, dafs neues Leben aus den Ruinen erblühe.

Wenn ich einige Stufen bis zu dem Plan einer künstlichen Gemeinsprache zurückgelegt habe, . . . so ist es geschehen, um zu zeigen, dafs jener auf einer festen Grundlage ruht, dafs notwendige und folgerichtige Erwägungen ihn selbständig an sehr verschiedenen Stellen erzeugt haben, dafs er nicht, wie man gemeint hat, eine vorüberrauschende Modetorheit ist. Allerdings wird die Gleichgültigkeit gegen eine Gemeinsprache überhaupt zur Abneigung gegen eine künstliche, und das erklärt sich leicht aus dem Gefühlsverhältnis, in dem wir zu den Sprachen stehen. Der Naturmensch begreift es kaum, wie man sich in einer anderen Sprache verständlich machen könne als in der seinigen; auch bei einiger Bildung betrachtet der Einsprachige jede fremde Sprache noch als eine mehr oder weniger barbarische; der Philologe, an die Sprachen als an den Stoff gewöhnt, aus dem schöne oder merkwürdige Schöpfungen geformt sind, wird abgestofsen von einer Sprache, die zu solchen ganz unfähig zu sein scheint; dem Sprachforscher flöfst eine künstliche Sprache die Empfindung ein, als ob man das Skalpell, mit dem er die feinsten, verwickeltsten Züge der Sprachen auseinanderzulegen pflegt, seiner Hand entwunden habe, um

damit ein plumpes Gebilde zu schnitzen. Aber Gefühle, wenn sie auch nicht selten als die Begleiter tief begründeter Reaktionen auftreten, sind an sich noch keine Beweise, und es fragt sich, ob überhaupt der Beweis dafür geliefert worden ist, dafs eine künstliche Gemeinsprache der Aufgabe nicht gewachsen sein könne, der sie dienen will, dafs sie nicht leichter erlernbar und klarer sei als die Natursprache, oder wenigstens, dafs sie durch Vermeidung und Beseitigung all des Zwecklosen und Zweckwidrigen, das diesen innewohnt, selbst nicht zweckmäfsiger werde. Nichts davon ist dargetan worden. Wir stofsen zwar auf einen Einwand, der die Sache an der Wurzel zu erfassen scheint und auch das eben erwähnte Unlustgefühl erklären würde; allein, näher besehen ist dieses das Ursprüngliche und hat sich in jenem nur scheinbar verwissenschaftlicht. Ich meine den Homunkulus-Einwand, der, so oft er auch niedergeschlagen wird, immer von neuem sich erhebt. Nicht umsonst hüllt er sich in bildliche Schleier, die wir nacheinander abstreifen müssen; zuerst heifst es: „die künstliche Sprache ist ein Homunkulus"; dann wird fortgefahren: „denn die Sprache ist ein Organismus, dem menschlichen vergleichbar." Das trifft nun ganz und gar nicht zu. Es mag nicht verboten sein, von der Sprache ebenso wie z. B. vom Staate als einem Organismus zu reden; aber man darf das Bild nicht ernst nehmen, nicht Folgerungen daraus ziehen, wie es eben im vorliegenden Fall geschieht. Die Sprache ist kein Organismus, sondern eine Funktion, und das mufs immer deshalb wiederholt werden, weil diese Auffassung der Sprache als eines Lebewesens auf mancherlei Abwege geführt hat und noch führt. Es mufs betont werden, dafs

im weitesten Umfang die wissenschaftliche Sprachbetrachtung, auch bei hervorragenden Forschern, von der Gefühlssphäre aus nachhaltig beeinflufst worden ist, dafs dieser Mystizismus, wie wir wohl sagen dürfen, sich nicht nur unbewufst geäufsert, sondern gegen die „rationalistische“ Sprachbetrachtung geradezu gewehrt hat, die doch nicht im mindesten von der wissenschaftlichen verschieden sein kann. Eine unregelmäfsig gebaute, altertümliche oder halb zerfallene Stadt gewährt dem Maler die schönsten Vorwürfe, dem Dichter die lebhaftesten Anregungen; werden beide den Forscher daran hindern, die Geschichte der Stadt mit nüchternem Sinne festzuhalten? Werden alle drei etwas dagegen einzuwenden haben, dafs der Baumeister anderswo eine neue Stadt baue, die den Anforderungen des Verkehrs und der Gesundheitspflege entspricht? Wenn man aus dem Homunkulus-Einwand den Gegensatz zwischen Gewordenem und Gemachtem herausschälen wollte, so würde das keine weitere Bedeutung für die Praxis haben; wir ersetzen ja in gröfster Ausdehnung und mit bestem Erfolg Naturerzeugnisse durch Kunsterzeugnisse, natürliche durch künstliche Vorgänge. Aber, und damit berühren wir gleichsam die Achse der theoretischen Erörterung, ein solcher Gegensatz besteht in Bezug auf die Sprache gar nicht: künstliche Sprachen sind mehr oder weniger auch natürlich, natürliche Sprachen mehr oder weniger auch künstlich. Um zuerst die letzteren ins Auge zu fassen, so hat die Frage der Alten, ob die Sprache *φύσει*, auf natürliche Weise oder *θέσει*, durch Satzung, auf künstliche Weise entstanden sei, längst die Antwort erhalten: *φύσει καὶ θέσει*, und zwar gilt das von der Entwicklung im allgemeinen, der späteren ebensowohl wie

der ursprünglichen; denn von einem eigentlichen, einem punkthaften Ursprung der Sprache läfst sich nicht reden. Man hat sich vielfach um den Nachweis des Künstlichen in den Sprachen bemüht, und man hat es in besonders breiter Strömung innerhalb unserer Schriftsprachen vorgefunden, die man daher ohne weiteres als Kunstsprachen bezeichnet hat. Freilich scheint dann und wann eine Verwechslung zwischen „künstlich" und „kunstvoll" unterzulaufen, z. B. wenn man sagt, je natürlicher eine Sprache sei, desto künstlicher sei sie.

Es ist nun bei jeder einzelnen Sprachneuerung ein Doppeltes auseinander zu halten: ihr Ursprung und ihre Ausbreitung. Nur dann wird sie als eine ganz natürliche anzusehen sein, wenn beides zusammenfällt, d. h. wenn sie sich aus einer inneren Notwendigkeit bei jedem Gliede der Sprachgemeinschaft selbständig und gleichzeitig vollzieht, wie man das insbesondere bezüglich der „Lautgesetze" angenommen hat. Geht eine individuelle, sei es willkürliche, sei es unwillkürliche Neuerung auf die ganze Gemeinschaft über, so geschieht dies kraft einer Übereinkunft oder Nachahmung, die gar nicht zum deutlichen Bewufstsein zu kommen braucht. Als Grenzfall, und nicht zu häufig auftretender, wäre zu betrachten, dafs einer oder einige das zuerst aussprechen, was gleichsam auf aller Lippen schwebt. Ein allgemeines Gesetz aber für die Sprachentwicklung, dem zufolge Altes und Neues oder auch verschiedenes Gleichzeitige einen darwinistischen Kampf eingingen und das Bessere den Sieg davontrüge, läfst sich schon deshalb nicht aufstellen, weil es gar zu oft kein Besseres und kein Schlechteres gibt. Eine stetige und durchgängige Vervollkommnung werden wir überhaupt

nicht erwarten, wenn wir uns darauf besinnen, dafs die Sprache kein selbständiger Organismus ist, sondern eine gesellschaftliche Tätigkeit, und dafs aller Widerstreit nicht in ihr, sondern zwischen den Sprechenden entsteht und vergeht. Wie bei allen gemeinsamen Angelegenheiten, so entscheidet auch hier im wesentlichen die persönliche Macht. Auf hohen Kulturstufen sammelt sie sich zuweilen in den Händen von wenigen, von Befugten und Berufenen allerdings, die aber doch mit ihren Anempfehlungen sich oft in Widerspruch zum Volk setzen. Es mufs auch beachtet werden, dafs nicht einmal zur gleichen Zeit, geschweige denn zu verschiedenen, eine Übereinstimmung in betreff des sprachlichen Ideals besteht; man führt z. B. Fremdwörter ein, um die Sprache zu verfeinern und zu vermannigfachen, und wiederum um ihr ein einheitliches Stammgepräge aufzudrücken, treibt man die Fremdwörter aus. Im grofsen Ganzen breiten sich sprachliche Neuerungen ohne den ausdrücklichen Willen ihrer Urheber aus, wohl aber vermittels des gesellschaftlichen Einflusses, den diese ihrer äufserlichen Stellung oder ihren rein persönlichen Eigenschaften verdanken, und im entsprechenden Sinne wirken bestimmte Kreise oder Schichten auf die übrigen ein. Aus dem Wesen der Sprache selbst erheben sich keine Schranken, die für die Willkür unübersteigbar wären. Es sei mir gestattet, das durch zwei Beispiele zu erläutern. Im Madjarischen bedeutet *minta* „Muster" und hat eine Menge von Ableitungen und Zusammensetzungen um sich; es ist ein Wort von echt madjarischem Klang und versieht seinen Dienst so gut wie irgend eines. Aber wenn irgend eines in einer Retorte fabriziert ist, so ist es dieses, noch dazu nach einem verlesenen Rezept. Im

Schwedischen heifst „Münze“ *mynt*; das ging ins Lappische über als *mynta*. In einem alten lappischen Wörterbuche war durch irgend ein Versehen die zu dem Worte *minstar* gehörende Erklärung „Muster“ zu dem folgenden Worte *minta* heruntergeglitten. Hier fand es gegen 1770 der Pater FALUDI; *minta* gefiel ihm sehr, weil es ihn an das madjarische *mint a* „wie das“ erinnerte, und er verpflanzte den Schreib- oder Druckfehler aus dem Lappischen in das weitläufig damit verwandte Madjarische, wo er, wie gesagt, gedeiht und „non olet“. Einen ganz anders gearteten, fast entgegengesetzten Fall stellt das *Sie* unserer höflichen Anrede dar. Von den Romanen, die in diesem Sinne bald die 2. Person des Plurals, bald die 3. Person des Singulars gebrauchen, nahmen die Deutschen beides an: *Er* und *Ihr*, verschmelzten dann aber beides mit weiterer Steigerung zur 3. Person des Plurals. So haben wir denn für die vier Formen der vertraulichen Anrede: *du, dich, ihr, euch* eine einzige der höflichen: *Sie*, und das macht mit dem alten *sie* nicht weniger als acht verschiedene Bedeutungen. Im mündlichen Verkehr wird daher *Sie* (*sie*) oft genug falsch verstanden, und man ist dann genötigt, mit einer Bewegung des Fingers oder mit einem Hinweis auf die Schrift („*Sie* grofs geschrieben“) abzuhelfen. Eine so grofse Sünde gegen das Haupterfordernis der Sprache, die Verständlichkeit, konnte dem Deutschen nur durch eine besondere Gewalt eingeimpft werden, und die finden wir in der übertriebenen Devotion und Submission, die früher der Niedere dem Höheren freiwillig oder gezwungen darbrachte. Wir können uns gegen die Sprachdummheiten im Sinne WUSTMANNS nach Kräften wehren, die wirklichen Sprachdummheiten, die uns eine lange Folge

von Geschlechtern aufgebürdet hat, vermögen wir nicht abzuschütteln; doch werden wir aus ihnen, wie weit und tief die Willkür innerhalb der Sprache wirkt, zu deutlich erkennen, um dieses Wirken bei zweckmäfsigen Neuerungen zu bezweifeln und durch das blinde Walten „organischer“ Triebe zu ersetzen. Wir sind demnach nicht berechtigt, die Kunstsprache, welche in Gänze auf Willkür beruht, der Natursprache gegenüberzustellen; bei beiden ist das Gespinst gleich, nur das Gewebe verschieden, hier feiner und verwickelter, dort gröber und einfacher. Das führt mich auf einen Punkt zurück, den ich schon flüchtig berührt habe, der aber etwas näher beleuchtet werden mufs, weil sich an ihn ein schwerwiegendes Mifsverständnis knüpft. Man hebt den Gefühls- und Gedankenwert der Natursprache hervor, welcher der Kunstsprache abgehe; er besteht in der Tat, liegt aber wiederum nicht in der Sprache selbst, sondern in unserem Verhältnis zu ihr, nicht in dem Werkzeug, sondern in unserer Geübtheit, mit ihm zu arbeiten. Wie Antäus in der Berührung mit der Erde, so wird jeder nur in seiner Muttersprache seine volle Kraft entfalten, oder in der Sprache, die deren Stelle vertritt, wie die Pflegemutter die Stelle der Mutter. Gegen diese eine Sprache stehen alle anderen zurück, mögen sie Kunst- oder Natursprachen sein. Natürlich wird man sich mit einer fremden Sprache auch einen wesentlichen Teil der Kultur aneignen, die sich in ihr ausprägt; aber dafs irgend jemand über die höchsten Interessen in zwei oder gar drei fremden Sprachen ebenso klar und geistvoll, richtig und mühelos sich auszudrücken vermöchte wie in seiner Muttersprache, das ist wohl unerhört. Wenn es vorkommt, dafs einer, um mit Ennius zu reden, drei

Herzen besitzt, und diese wirklich gleich grofs sind, so werden sie an sich ziemlich klein sein. Wie dem auch sein mag, die Erfahrung lehrt uns, dafs alles, was in einer natürlichen Vermittlungssprache gesagt wird, eben so gut oder besser in einer künstlichen gesagt werden könnte. Eine Sprache der letzten Art hat keine besondere Kultursphäre und soll keine haben; damit ist aber nicht gesagt, dafs sie keine haben könnte. Als Muttersprache eingepflanzt, würde sie sich bald nicht mehr von einer Natursprache unterscheiden. Hat man doch gerade als eines der schwersten Bedenken gegen eine künstliche Gemeinsprache das anführen wollen, dafs sie voraussichtlich binnen kurzem die kühle Objektivität einbüfsen und zu einer Natursprache verwildern würde. Und soviel ist auch sicher, dafs wenn uns eine wirklich vertiefte und künstlerische Darstellung, sogar wissenschaftlicher Dinge, nur in einer Sprache möglich ist, dies doch anderseits die Sprache ist, die „für uns dichtet und denkt“, d. h. verdunkelte Bilder und schablonenhafte Wendungen für uns bereit hält, um uns über viele innere Schwierigkeiten hinwegzutäuschen, und dafs ferner gerade künstlerische Rücksichten, hauptsächlich die auf Mifsklang oder Gleichklang, uns daran hindern, unsere Gedanken so scharf und gleichförmig auszudrücken, wie es ihnen angemessen wäre. So wiegen sich die beiden Einwände auf, die nicht gegen eine, sondern gegen verschiedene Phasen der künstlichen Gemeinsprache gerichtet sind. Diese stehen übrigens in Wechselbeziehung zu den Zwecken, denen sie dienstbar gemacht wird, und so wird immer eine gewisse Selbstregulierung vor sich gehen. Während die Nationalsprache vielfach mit mehr oder weniger starkem Zwang Anders-

sprachigen aufgedrängt wird, würde der Gebrauch einer künstlichen Gemeinsprache vollständig freigestellt sein, sie würde sich so weit ausdehnen, wie das Bedürfnis reicht; wäre keines vorhanden, würde sie verschwinden, wäre es ein allgemeines und dringendes, würde sie zur Weltsprache werden: Schaden erwüchse aus ihr nie und nimmermehr. . . .

Wer völlig unbefangen . . . [die] Geschichte des gemeinsprachlichen Gedankens durchläuft, der wird sicherlich nicht den Eindruck einer geistigen Verirrung oder eines utopistischen Bemühens wie des um das Perpetuum mobile erhalten, selbst wenn er ganz aufser acht läfst, welche bedeutende Männer sich für die Sache eingesetzt haben. Ebenso wie die Erwägungen, beweisen die Versuche das Vorhandensein eines wirklichen Bedürfnisses.

Man hat gemeint, in ihnen sei kein Fortschritt wahrzunehmen; es ist das ein Irrtum. Wenn man zuerst versucht hat, sich von den Natursprachen ganz unabhängig zu machen, und es auch heutzutage nicht an Vertretern dieser Richtung fehlt, so rührt dies daher, dafs man zwei Ideale miteinander entweder verwechselt oder verquickt hat, das einer möglichst praktischen Sprache mit dem einer möglichst tiefsinnigen, einer reinen Begriffssprache. Es kann nicht geleugnet werden, dafs auch eine solche berechtigt ist; sie mag zwar international sein, wird aber immer nur für besondere Zwecke sich bewähren, und zwar als geschriebene; man denke an die Algebra der Logik, der Grammatik und ähnliche. Der wissenschaftliche Charakter, der den Systemen der ersten Gruppe eignet, fördert nicht einmal ihre Brauchbarkeit für den allgemeinen wissenschaftlichen Verkehr. Man ist daher ziemlich davon abgekommen,

ein philosophisches Wörterbuch anzufertigen, aber man verbleibt notwendigerweise bei der philosophischen Grammatik. Auch darin hat sich eine wesentliche Übereinstimmung hergestellt, dafs man sich hinsichtlich des Wörterbuches nur an die europäischen Kultursprachen halten will; man betrachtet als seinen Kern die vielen Wörter, die diesen gemeinsam sind. Da die Mehrzahl derselben lateinischen Ursprunges ist, so sind einige Erfinder darauf geführt worden, ausschliefslich aus dem lateinischen oder romanischen Wortschatz zu schöpfen und gleichsam eine Art Neulatein (*Nov Latin*, *Novilatiin*, *Nuove-Roman*) vorzulegen. Fast ebensogut könnte man eine der kreolischen Mundarten des Romanischen zur Gemeinsprache erheben; sie besitzen eine regelmäfsige und einfache Grammatik und eine feste Wortstellung, vermeiden alle einigermafsen schwierigen Lautverbindungen, begünstigen die Zweisilbigkeit und haben sich zum Teile schon literarischer Verwendung fähig erwiesen.

Mit jenem Latinismus ist man offenbar zu weit gegangen; man mufs umkehren, und zwar mufs man auch, wie ich denke, wenngleich nicht wieder philosophisch, doch etwas psychologisch verfahren, nämlich die in Vorschlag kommenden Wörter daraufhin untersuchen, ja geradezu experimentell prüfen, wie leicht sie sich dem Gedächtnis einprägen, wie fest sie in ihm haften, wie sicher sie von andern unterschieden werden. Es hat also ein Fortschritt nur bis zu einem gewissen Punkte stattgefunden; die darüber hinausgehende Konvergenz gibt keine Gewähr für eine jemalige Einigung. Man wird aber überhaupt jede Analogie unseres Problems, will man seine Natur nicht verkennen, mit einem mathematischen ablehnen und

vor allem nicht die einzelnen Versuche seiner Lösung einfach als Näherungswerte auffassen. Vielmehr könnte man sagen: es gibt eine unbegrenzte Zahl von Lösungen; sie sind teils gleichwertig, teils verschiedenwertig, aber selbst diese Verschiedenheit gibt nicht unmittelbar den Ausschlag. So ist das *Volapük*, obwohl an sich eine der unvollkommeneren Lösungen, doch insofern als die beste der bisherigen zu betrachten, als es gegen das Ende der Achtzigerjahre etwa eine Million Anhänger zählte, 25 Blätter zu seiner Verfügung hatte, sowie über 300 Lehrbücher und als auf dem Pariser Kongrefs von 1889 nur *Volapük* gesprochen wurde und zwar mit Leichtigkeit von den Angehörigen aller möglichen Nationen. Damit wurden glänzend die Bedenken jener widerlegt, welche meinten, die nationale Verschiedenheit der Aussprache und der inneren Sprachform mache die allgemeine Verständigung in einer künstlichen Sprache zu einer allzu schweren.

Den bedeutendsten Erfolg nach dem Volapük hat das *Esperanto* gehabt; allerdings beträgt die Zahl seiner Anhänger nur über *50000*, aber es ist im Wachsen begriffen und verbreitet sich besonders in Frankreich mit aufserordentlicher Raschheit. Dennoch ist es nicht in erster Linie die innere Überlegenheit des *Esperanto* gewesen, welche das *Volapük* zurückgedrängt hat, und sie allein vermag auch nicht jenes vor einem gleichen Schicksal zu bewahren. Alle diese Lösungen sind nur scheinbare oder vorläufige; sie wollen eine möglichst einfache und leichte Vermittlungssprache schaffen; das eigentliche, das Endproblem aber ist das: einer solchen Sprache, und sei es sogar nicht die beste, zur Ausschliefslichkeit zu verhelfen. Man darf nicht wähnen, es müsse von allen diesen er-

fundenen und noch zu erfindenden Sprachen, dank einer natürlichen Auslese, schliefslich eine einzige am Leben bleiben; viel gröfser ist die Wahrscheinlichkeit, dafs sie sich räumlich von einander absondern und so in ihrer Gesamtheit ein mehr als überflüssiges Gegenstück zu der Gruppe der Nationalsprachen bilden werden. Auch wenn sie sich wirklich den Platz streitig machten, wäre doch nicht auf das Überleben der zweckmäfsigsten zu rechnen, einesteils weil sie, ähnlich den stenographischen Systemen, in bezug auf die Zweckmäfsigkeit sich nicht wesentlich unterscheiden, anderenteils weil für ihre Verbreitung nicht ihr eigener Wert das entscheidende Moment ausmacht, sondern der ihrer Anhänger, deren Einsicht, deren Eifer, deren gesellschaftlicher Einflufs. Es handelt sich also hier um eine ähnliche Machtfrage wie bei dem Wettbewerb, der innerhalb einer Sprache stattfindet, zwischen den in gleicher Funktion stehenden Wörtern, Wortformen, Wendungen, Satzverbindungen. Und auch hier wird man darauf denken, die persönlichen Kräfte zu zielbewufstem Wirken zu einigen; nur von einem autoritativen Mittelpunkt aus kann die gemeinsprachliche Bewegung glücklich abgeschlossen werden. 454, 281 ff.

Die Engländer beherrschen Meere und keine Sprachen; die Franzosen Napoleons I. fühlten sich in Deutschland recht heimisch, ohne Deutsch zu verstehen. Sehr mit Unrecht preist man Sprachkenntnis als „Gradmesser der Bildung"; die Bildung besteht nur in der Vertrautheit mit fremden Literaturen, und diese wird allerdings durch jene vermittelt. Ausgeübte Sprachkenntnis, das „Parlieren" hat mit Bildung gar nichts zu tun, sonst fänden sich nirgends

gebildetere Leute als in den Handelsstädten des Morgenlandes. Was bei uns noch sehr im argen liegt, ist das Lesen fremdsprachlicher Werke. Soll aber das praktische Bedürfnis in erste Linie gestellt werden, was nützt es in Österreich, englisch reden zu können? Hier ist in dieser Hinsicht, auch wo es nicht die benachbarte Landessprache ist, das Italienische viel wichtiger, mag der politische Wind kommen woher er wolle.

776, 611.

XIII. SPRACHTHERAPIE.

(„Sprachdummheiten"; Purismus usw.)

... ich stelle ... meinerseits die Behauptung auf, dafs derselbe Trieb, welcher im „Zeitungsdeutschen" so üppige Blüten treibt, nicht schlechter und nicht besser ist als der, welchen wir immer und überall in der Sprachgeschichte sich betätigen sehen; er ist ein vollkommen naturgemäfser. Jede wirkliche Sprachneuerung ist eigentlich ein grober Sprachfehler. Manche krankhaften Auswüchse treten dabei zu Tage; sie werden abgestofsen und mit Recht. ... Die Vorstellung von der Sprache als von einem lebenden Wesen, das gemifshandelt wird — oh qual ti veggio, formosissima donna! — ist eine durchaus unzutreffende. ... Wenn die Sprache als etwas ganz Festes uns von aufsen entgegenträte, dann würde das Spiel ein leichtes sein. ... Allein die Sprache ist eine Tätigkeit, die wir vermittelst einer mehr oder weniger mangelhaften und widerspruchsvollen Überlieferung erlernen, die wir, grofsenteils unbewufst, ohne Unterlafs unseren Zwecken immer mehr anpassen und die sich nie des individuellen Gepräges entäufsern kann. Zu allen Zeiten werden die Philologen die Spracheigentümlichkeiten der Schriftsteller zu studieren haben. Es ist nicht möglich, dafs Alles, was zur Sprache gehört, von Jedem in gleicher Weise aufgefafst werde. 145.

... die Gesamtsprache ist etwas Abstraktes, ebenso wie die Gesamtseele gegenüber der Individualseele. ... Nun findet vom Individuellen zum Kollektiven kein Sprung statt, sondern ein allmählicher Übergang und dieser Übergang ist zudem ein ganz äufserlicher, das heifst, es ändert sich dabei das

Wesen der betreffenden Tatsachen nicht im geringsten. Was von einer Minderheit gesprochen wird, gilt als Fehler; was von der Mehrheit oder von allen, als Regel. Ich möchte sagen, es gebe hier nicht einmal einen Unterschied wie zwischen einer unreifen und einer reifen Kirsche, sondern nur wie zwischen der reifen Kirsche am Baum und der auf dem Teller. 799, 8.

Wie in vielen anderen Dingen, so neigen wir Deutschen auch in dem Verhalten hinsichtlich der Fremdwörter dazu, eine von zwei entgegengesetzten Richtungen einzuschlagen; bei der einen artet die Sprachreinigungssucht zum Wahnsinn aus, bei der anderen herrscht vollständige Gleichgültigkeit gegen die Reinheit der Sprache. Aufserordentlich wenige gibt es, die den Mittelweg, den einzig richtigen, geschmackvollen Weg, gewählt haben.

74, 1114.

... so sehe ich, dafs die Masse der Lehnwörter schon in geschichtlicher Hinsicht sich auf das Mannigfachste gliedert und sich fast mit der der Erbwörter berührt; insofern nämlich als noch nicht lang erloschene Wörter derselben Sprache wieder ins Leben gerufen werden. In Hinsicht auf den Gebrauch aber fliefsen die beiden angenommenen Gruppen durchaus ineinander über. Als Kinder lernen wir eine Menge Fremdwörter als Bezeichnungen der uns vertrautesten, alltäglichsten Dinge, ohne irgendwie zu fühlen dafs es keine Erbwörter sind; dafür tritt uns später manches Erbwort das eine besondere technische Bedeutung hat, wie ein Fremdwort entgegen. Es besteht keine Spur einer solchen Zweiteilung in der individuellen Sprache und auch

in dem Durchschnitt aller individuellen Sprachen ist sie nicht wahrzunehmen. Wenn wir alle Wörter einer Sprache wie auf eine Karte projizieren könnten, so würden wir eine allmähliche Abstufung von Hell und Dunkel bemerken und zwar auch bei den Erbwörtern, wie sich das sogar in ihrer formalen Entwicklung offenbart. Gesetzt nun auch, es stünde neben der überlieferten Sprache als der natürlichen die gelehrte als die künstliche, denkt in dieser der Mathematiker, der Physiker, der Philosoph nicht ebenso sicher, lebendig, wirksam über die Probleme die ihn beschäftigen, wie in jener der Handwerker über seine Handarbeiten, der Bauer über seine landwirtschaftlichen Verrichtungen? 322, 245.

... Zwischen Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhafs — oder auf welchen Grad immer diese reichgereimten Superlative [Spitzers] herabgeschraubt werden mögen — besteht kein notwendiger, nicht einmal ein natürlicher Zusammenhang; sie sind, sozusagen, nicht blutsverwandt, sondern nur gelegentlich verbündet. Man findet sie oder glaubt oft sie nebeneinander zu finden. ... Der Vf. darf sich allerdings auf den Sprachverein als Blasebalg berufen; aber der Gluthauch des Weltkrieges ist doch auf den Kampf gegen die Fremdwörter nur übertragen worden, der schon während langer Friedenszeiten bestanden hatte. ... Anderseits mufs gerechterweise eingeräumt werden, dafs die Begünstigung der Fremdwörter zum grofsen Teil in Fremdtümelei wurzelt und somit einen gewissen Unwillen begreiflich macht, der freilich nie ungebührliche Formen annehmen darf. Dieser Unwille kann aber schon deswegen nicht als Fremdvölkerhafs ausgelegt werden, weil er sich

nicht gegen die Fremden, sondern gegen die eigenen Landsleute richtet, und würde auch jenen so wenig zu schaden vermögen wie dem geliebten Mädchen der Nadelstich, den seinem Wachsbilde die verschmähte Nebenbuhlerin beibringt. . . . Statt der Fremdwörterhatz (mit Assonanz) der Fremdvölkerhafs zur Seite, war ihr (mit Konsonanz) der Fremdwörterschutz gegenüber zu stellen. Übertreibungen und Verirrungen nimmt der erste Blick auf beiden Seiten wahr; aber wenn auch nicht in allem einzelnen ein Übereinkommen, so läfst sich doch etwas wie ein Verständigungsfrieden erzielen. Der Vf. hat den Wahlspruch des Sprachvereins in drei Zielscheiben zerlegt und sie mit seinen Pfeilen gespickt; allein das Wort darin, um das sich alles dreht und das vor allem der Auslegung bedarf, hat er übersehen. Was ist deutsch? Wie jede Sprache ist auch die deutsche nichts Festes, Starres, Vollkommenes; welche Tatsache immer ihr verloren ginge, welche neue in sie einträte, sie würde nicht aufhören, deutsch zu sein. Die Sprache Otfrieds ist deutsch, und sie ist den heutigen Deutschen fremd wie irgendeine wirklich fremde Sprache. Das brauchen wir uns nicht immer gegenwärtig zu halten; es ist meistens nichts dagegen einzuwenden, dafs wir das Verhältnis zwischen Volkstum und Sprache mit dem Überschwang unseres Herzens erfassen. Aber für die Fremdwörterfrage heischt dieses Verhältnis eine nüchterne Ergründung, um so mehr, als daran eine recht willkürliche und gewaltsame Einschätzung der volklichen Gesinnung bei dem einzelnen geknüpft zu werden pflegt. Das Volkstum setzt sich aus sehr verschiedenen Überlieferungen zusammen, und von ihnen ist wiederum die Sprache die einzige nie fehlende, die

ursprünglichste, natürlichste, die alle übrigen umschlingt, sie schützt und abschliefst. Sie ist die Hülle, das Gefäfs des Volkstums, aber nicht sein Abbild, sein Spiegel. Wir schätzen, wir bewundern sie, nicht als das, was sie ist, sondern wegen dessen, was in ihr geschaffen worden ist; nicht in der Grammatik und dem Wörterbuch, sondern in den Werken unserer Dichter und Denker. Wir sind keineswegs blind gegen ihre Unvollkommenheiten und Widersprüche, wir beklagen sie und hegen den lebhaften Wunsch nach Verbesserung. Diesem können wir nur in sehr bescheidenem Mafse und im langsamsten Schritte nachkommen, nicht als ob die Sprache ein Organismus wäre und keine willkürlichen Eingriffe vertrüge, sondern weil allzu gewaltsame die Verständigung zwischen den Volksgenossen, sei es auch nur vorübergehend, sehr erschweren würden. Die Verständlichkeit ist aber die Hauptbedingung für die Sprache, die ja ein Verständigungsmittel ist; das beste Deutsch werden wir in dem deutlichsten Deutsch (eine Merketymologie!) sehen, wobei dieses Adjektiv im tiefsten und weitesten Sinne zu nehmen ist. Leicht setzen sich Änderungen im Wortschatz durch, vor allem die Beseitigung von Fremdwörtern, mit und ohne gleichzeitige Neubildungen aus deutschem Stoff; wir haben da die Sprachverbesserung in der besonderen Gestalt der Sprachreinigung. Wir müssen die Entscheidungen in dieser Frage gänzlich dem eben dargelegten Gesichtspunkte der Verständlichkeit unterordnen. Die Sprachverbesserung gründet sich nun ebenso wie die Sprachbewertung auf einen Ruhezustand der Sprache, und zwar auf den jüngsten, den gegenwärtigen, der freilich nur ein relativer, keine Linie, sondern ein Streifen ist und Absterbendes wie

Aufkeimendes in sich schliefst. Wir können uns bestreben, jenes zu beleben, aber wirklich Totes können wir nicht zu neuem Leben erwecken. Die Vergangenheit ist für uns abgetan, sie kümmert uns nicht, somit auch nicht das Fremde seiner Herkunft nach, sondern nur seinem Eindruck nach, das heifst insofern es sich, was ja grofsenteils der Fall sein wird, als Fremdartiges darstellt. Dann pafst es schlecht in das Gefüge der deutschen Sprache und beeinträchtigt die Verständigung. Das gilt auch bei syntaktischen Erscheinungen; es ist gleichgültig, läfst sich übrigens in den meisten Fällen gar nicht feststellen, ob solche aus der Fremde stammen oder nicht; man hat nur dann ein Recht, sie als undeutsch zu bezeichnen, wenn sie die Überlieferung nicht verbessern. Aber man will nicht einmal gestatten, dafs das französische Vorbild so manches wieder gutmache, was das lateinische an uns versündigt hat. Besonders nun mufs das Verhältnis der fremden Wörter ins Auge gefafst werden; verlieren sie ihre Fremdartigkeit, so heifsen sie Lehnwörter. Die Entlehnung, Abgabe, Wanderung der Wörter ist ein so allgemeiner und beherrschender Vorgang, dafs man fast sagen dürfte, jedes Wort einer Sprache sei einmal, wenn auch jenseits aller geschichtlichen Feststellung, ein Fremdwort in ihr gewesen. Unsere Vorfahren haben es verstanden, die Fremdwörter einzudeutschen; heutzutage bringen wir leider die Kraft oder den guten Willen dazu kaum noch auf. Die Ersetzung der fremden Aussprache durch die deutsche ist von geringem, die der fremden Schreibung durch die deutsche von gar keinem Belang. Wenn wir für frz. *salon* *Salong* sprechen, so mögen wir auch, wie die Schweden tun, *Salong* schreiben. Dem Vf. misfallen solche

Schreibungen wie *Büro*, *Frisör* als „Überkleisterungen“ . .; aber es sind vielmehr „Entkleisterungen“, der Franzose wie der Deutsche sprechen *o* und *ö*, die unter den geschichtlichen Buchstabengruppen *eau* und *eu* liegen — die Wortgeschichte aber, darin stimmt ja der Vf. mit mir überein, hat in dieser ganzen Angelegenheit nichts zu sagen. Die eigentliche Eindeutschung geschieht vermittelst des Lautwandels, und zwar haben wir nur einen einzigen, der unter allen Umständen das Lehnwort scharf vom Fremdwort scheidet, die Verlegung des Worttons von der Endung auf die Stammsilbe. *Musík* wird ebenso wie *Natúr* wegen seiner Gebrauchstiefe als Lehnwort angesehen; auch in der Lautung ein solches ist das öst. *Músik*. . . . Wenn das Fremdwort schon von der fremden Sprache aus die Stammbetonung hat, also das Kennzeichen der Tonverlegung wegfällt, so erlangt es sehr leicht das Bürgerrecht; man denke vornehmlich an die meist ganz volkstümlichen einsilbigen Adjektive und Adverbe *brav*, *fad*, *fesch*, *forsch*, *nett*, *quitt*, *wag*, *wif* usw. gegenüber von *galánt*, *honétt*, *famós*, *fatál* (aber mitteld. *égal* ist jedenfalls Lehwort) usw. *Wag* und *wif* sind in besonderer Weise empfohlen; jenes als positiver Ausdruck für einen positiven Begriff, der sonst negativ, als Vor- oder Nachstufe (*unklar*, *verworren*; vgl. *unbedingt*, *ununterbrochen* u. a.) ausgedrückt wird, dieses durch seine Lautung in so hohem Grade das, was es meint, vergegenwärtigend (weshalb sogar Engel ein *wiewe* mit deutschen Buchstaben anführt). Engel, Deutsche Stilkunst [21], 215 weist darauf hin, dafs wir die Fremdwörter in Wallensteins Sprache possierlich fänden. „Possierlich, aber wodurch? Weil die Fremdwörter, die Wallenstein gebrauchte, seitdem zufällig veraltet sind.“ Aber auch die

nun veralteten Erbwörter klingen uns possierlich; wenn jene in höherem Grade, so nicht schlechtweg als Fremdlinge, sondern wegen ihrer fremden Tracht. Diese allein entscheidet über die Stellung eines Fremdwortes in der lebenden Sprache. *Hausieren* ist nicht besser als *hantieren* und *spazieren*; wohl aber sind alle besser als *zivilisieren*, *mediatisieren* usw., diese aber wiederum als *regularisieren*, *säkularisieren* usw. Für das Ohr mindert sich die Verständlichkeit, für die Zunge die Sprechbarkeit. Die Endbetonung bildet gewifs den Angelpunkt der ganzen Fremdwörterfrage; aber neben der unmittelbaren Fremdartigkeit, die sich in ihr ausprägt, gibt es auch eine sozusagen mittelbare Fremdartigkeit, die nicht völlig unberücksichtigt zu bleiben hat. Man gestatte mir den Vergleich mit einer grofsen, wesentlich gleichartigen Gesellschaft, in der wir uns befinden. Einzelne fallen uns, ohne dafs wir von ihrer Herkunft wissen oder danach fragen, durch ihr Äufseres auf, daneben aber oder ausschliefslich andere durch ihre Vereinzelung, ihren Mangel an Ansprache. So fehlt es auch den Fremdwörtern an etymologischen Beziehungen innerhalb der Sprache, die sie aufgenommen hat, und das scheint die Verständigung zu hindern. Indessen lehnt KLUGE, Unser Deutsch [3], 140 Anm. einen von hier aus gehenden Einwand ab: „Denn wie grofs ist die Zahl der gut deutschen Erbworte, die keine Deutung aus einheimischem Sprachgut finden können!“ Dem füge ich hinzu, dafs die für die Gelehrten klaren Zusammenhänge oft von den andern gar nicht oder in irrigem Sinne gefühlt werden. Wo aber solche Zusammenhänge vor aller Augen liegen, sollte man sie nicht durch Einschiebsel aus andern Sprachen verdunkeln. Es ist nicht

blofs, aber doch hauptsächlich im Interesse der Wissenschaft, dafs die substantivischen und adjektivischen Ableitungen von fremden Länder- und Städtenamen ohne Zwischensilben mit *-er* und *-(i)sch* gebildet werden, damit man den Namen selbst daraus entnehmen kann. Aber statt *Barcelonaer*, *Bergamoer*, *Granadaer*, *Madrider*, *Nizzaer*, *Smyrnaer* usw. (und *barcelonasch* usw.) heifst es *Barceloneser*, *Bergamasken*, *Granadiner*, *Madrileñer*, *Nizzarden*, *Smyrnioten* usw.; ein wahrer Kostümball! ... Ich bin in diesem Falle, wie in allen ähnlichen, nicht einmal einfacher Etymologe; ich bilde *Triester* von *Triest* wie *Grazer* von *Graz*. Die Fremdartigkeit kann natürlich auch auf andere Lautverhältnisse als die Betonung sich gründen; ich gebe ein Beispiel. Für das frz. *brouillon*, das ich übrigens als Kind auch in deutscher Rede zu gebrauchen pflegte, sage ich *Unreines*, im Gegensatz zu *Reines*, *Reinschrift*; fremd sind mir bis heute *Kladde* und *Strazze* geblieben. Müfste ich zwischen diesen beiden wählen, so machte mir das zweite einen hochdeutscheren Eindruck als das erste mit seinem *dd*; was verschlüge es mir, dafs es weiter herkommt? Anderseits, wenn man uns einredete, dafs *Nase* aus dem Lateinischen ... und öst. *Grand* üble Laune aus dem Romanischen entlehnt wären, würde sich unser Gefühl und unser Benehmen in Hinsicht auf sie irgendwie ändern? Und wäre ein blofs gedachter Zusammenhang des oben erwähnten *wag* (von *vague*) mit *wiegen*, *wogen* nicht ebenso wirksam wie ein wirklich vorhandener? Endlich würden wir Nichtetymologen den Fremdwörtern um dessentwillen, dafs sie Zeugnisse unserer Kulturvergangenheit seien, kein gröfseres Entgegenkommen zeigen. Das antiquarische Interesse verfängt hier nicht. Des Sprachhistorikers Freud ist des Sprachbrauchers Leid.

Bevor ich mich von dem Äufserlichen der Fremdwörter zu ihren inneren Beziehungen wende, mufs ich feststellen, dafs das Arbeitsgebiet einer strengeren Begrenzung bedarf. Es mufs schon bis zu einem gewissen Grade einheitlich sein, wenn auf ihm vereinheitlicht werden soll. Es wird gebildet durch die allgemeine Schrift- und Vortragssprache; auszuscheiden sind die Fachsprachen und die örtlichen Umgangssprachen. . . . Wie das als gut und richtig Erkannte durchgeführt wird oder werden soll, lasse ich ganz beiseite, nur mache ich auf die häufige Folgewidrigkeit aufmerksam, mit der man fest Wurzelndes, weil es nichts tauge, zu entwurzeln sich bemüht, und anderes, was wirklich nichts taugt, gelten läfst, weil es Wurzeln geschlagen habe. Das Problem der Synonymie erstreckt sich über die Fremdwörter hinaus. Es gibt überhaupt keine Synonyme im strengsten Sinne, und gerade da nicht, wo man sie am ehesten erwarten sollte, in der gesprochenen Sprache des einzelnen; hier wird ein und dasselbe Wort nie in ganz derselben Bedeutung, demselben Zusammenhang, mit demselben Stimmungsgehalt gebraucht — freilich müssen wir sofort verbessern: es ist auch dem Laute nach nicht dasselbe. . . . Es liegt eine Notwendigkeit vor; der Mensch kann nicht zweimal ganz das gleiche in gleicher Weise tun, noch weniger, wie es ja im Sprichwort anerkannt wird, können es zwei Menschen. Die Wörter zweier Sprachen, mögen sie sich auch gegenseitig übersetzen, decken sich nie völlig . . ., und wenn sie in einer Sprache nebeneinander zu stehen kommen, so rückt das entlehnte Wort noch mehr von dem andern ab, bekommt eine Begriffsschattierung, die der Stammspracde ferner liegt (so kann man im Deutschen sagen: das ist kein Unglück, das

ist nur ein *Malheur*). Da sind wir denn mitten auf dem weiten Plan, auf dem E. ENGEL sein Streitrofs tummelt, mit Geschick, Glück und Grobheit. Ich bestreite nicht, dafs ein Fremdwort eine „Nüance", wohl aber, dafs eine Nüance das Bedürfnis nach einem Fremdwort hervorruft. Die Nüance wird beim Vf. durch den Affekt vertreten. . . . „Das Fremdwort ein Eindringling? wieso? wenn unser eigener Affekt es in die Sprache bringt und in die Sprache bringen mufs." Mufs? Die gesprochene Sprache verfügt über eine Mannigfaltigkeit von Ausdrucksmitteln, die den Gebrauch von Fremdwörtern zu diesem Zwecke überflüssig macht; die geschriebene Sprache aber vermag mit der gesprochenen hierin nicht zu wetteifern und braucht es auch nicht — wir lesen ja zwischen den Zeilen. An dieser Stelle kreuzen unsern Weg allgemeine Überlegungen: spricht der Vf. nur *de lege lata* oder auch *de lege ferenda*? Erstreckt sich die Fremdwörterhatz auch auf die Abwehr der fremden Wörter, die noch auf der Schwelle stehen oder vor ihr harren? Wer sind die eigentlichen Bringer, und gibt es Eintrittsbedingungen? Zweisprachigkeit ist jedenfalls vorauszusetzen. Auch sage man nicht, dafs der Gebildete ein neu auftauchendes Fremdwort sofort verstehen müsse, er sei denn zugleich sprachkundig und zwar der Sprache kundig, aus der das Wort stammt; als ich auf *Mentalität* stiefs, wufste ich nichts von *mentalità* und *mentalité* (beides allerdings schon belegt) und ahnte nicht, dafs dahinter etwas längst Bekanntes und Benanntes stäke, ebenso wie hinter dem *prominent*, das in den Schweizer Zeitungen neben *urchig* wie die Lilie neben dem Edelweifs blüht. Es gibt nun aber Paare von Erbwort und Fremdwort, wo der innere Unterschied so unendlich klein ist,

dafs er für die Praxis gar nicht in Betracht kommt. Wenn beides dennoch nebeneinander als etwas Verschiedenes angewendet wird, so mufs Mifsdeutung oder Unkenntnis vorliegen. Allerneueste Beispiele: „es gibt zuviel der Maler, die das Handwerk lediglich als Métier betreiben“; „fortifikatorisch stark befestigte Grenze“. Im Grunde nicht besser ist: „es ergibt sich das Resultat“, wie ich im Laufe von Jahrzehnten unzählige Male gelesen habe (auch bei den Besten); ebenso berechtigt wäre: „es ergibt sich das Ergebnis“. Und schliefslich verhält es sich nicht anders, wenn *Ergebnis* und *Resultat* in einem Schriftstück abwechselnd gebraucht werden, und zwar um abzuwechseln; denn dieser Beweggrund ist abzulehnen; mufs ich dieselbe Vorstellung, so darf ich auch dasselbe Wort wiederholen. Wenn A. Fried von „einer zwischenstaatlichen Organisation und einer internationalen Kooperation“ schreibt, so empfinde ich das als einen Mangel an Ebenmafs (Konzinnität). . . .

Das umstrittenste Gebiet ist das der Fremdwörter, die sich nur teilweise mit Erbwörtern decken, sei es als einander schneidende, sei es als einander einschliefsende Kreise. Im letzteren Fall kann wiederum das Fremdwort den engeren oder den weiteren Umfang haben. Jenes in einem mir kürzlich sehr verlebendigten Beispiel. Ich unterhielt mich mit einem Bekannten über eine literarische Mystifikation, und wir konnten beide, sogar trotz dem Nachschlagen in Wörterbüchern, des betreffenden Verbs nicht habhaft werden. Dann sagte der andere zögernd: *düpieren*, setzte aber hinzu: das ist es nicht. Endlich fanden wir *mystifizieren*, das also einen viel bestimmteren Begriff ausdrückt als die ihm gegenübergestellten deutschen Verben.

Das umgekehrte Verkältnis zeigt sich bei *interessant* (*Interesse, interessieren*), nach ENGEL einem „Schwammwort", berühmt durch die Unzahl von Erbwörten, mit denen es sich übersetzten läſst. Allein der Reichtum der Sprache darf uns hier so wenig blenden wie bei dem oder jenem wildem Volksstamm, wo einem bei uns sehr Einfachen (z. B. etwa „waschen") eine groſse Mannigfaltigkeit entspricht. Die Annahme, daſs die Klarheit des Gedankens durch die Verdeutschung gefördert werde, beruht selbst auf einer Unklarheit. Nicht daſs wir nicht immer uns klarer äuſsern könnten, wir wollen es in gewissen Fällen gar nicht; das Mädchen, das von einem interessanten Herrn spricht, darf von ihrer Mutter gefragt werden, was sie damit meine, aber nicht von einem Sprachmeister. Also möchte ich so wenig wie der Vf. . . . das Wort *interessant* aufgegeben sehen, würde vielmehr wünschen, es ganz eingedeutscht zu sehen: *intressant* (wie engl. *interesting*). Was man von uns verlangt, ist nichts Geringeres als umzudenken. A. OSTERRIETH beschlieſst einen guten Aufsatz über ENGELS „Sprich Deutsch!" mit den Worten: „Die Sprache ist der Ausdruck unseres Denkens und Empfindens. Solange das nicht durch und durch deutsch ist, werden wir das schöne Gebot ‚Sprich Deutsch!' nicht voll befolgen können" (Z. d. A. D. S. 1917, 206 f.). Aber was bedeutet dies: denk deutsch, das einem: sprich deutsch, vorauf gehen soll? Auf die Gesinnung wie sonst so oft, kann es nicht bezogen werden, nur auf den Verstand. In der verstandesmäſsigen Erfassung und Anorduung der Dinge sind wir aber von unsern Nachbarn weniger entfernt als von unsern Ahnen; und wiederum unser Arminius vom gallischen Vercingetorix weit weniger als wir Heutigen voneinander. Unsere Pforten

müssen dem geistigen Einflufs des Auslandes offenstehen wie bisher; wir müssen abweisen, was unserem Wesen widerspricht; wir müssen das Fremdartige uns anpassen, einpassen, mit unserem Besitze verschmelzen. . . . Ich habe meinerseits nichts gegen Zitate in der Ursprache einzuwenden oder überhaupt gegen Sätze und Redensarten aus einer fremden Sprache, sobald man zu einem engeren Kreis spricht und auf Besonderes anspielt. . . . Wie wir fremde Werke und Stellen aus solchen übersetzen, so auch fremde Wörter; das sind „Übersetzungswörter“ oder „Lehnübersetzungen“; das verdeutschte *conscientia* } *Gewissen* und das eingedeutschte *cellarium* } *Keller* erscheinen uns als so gute deutsche Wörter wie irgendwelche. Wenn der Vf. . . . sich gegen die Annahme des Sprachvereins wendet, mit dem Fremdlaut oder der Fremdendung wäre alles Fremde in der Sprache beseitigt, so hat er recht; unrecht, wenn er sich gegen das Verfahren der Übersetzung selbst wendet. Allerdings wird es nicht immer verständig und geschickt ausgeübt; viele Neuwörter (in Bedeutung oder Bildung) sind mifsraten. Hat die Behörde ihren Stempel darauf gedrückt, so füge ich mich stumm. In allem übrigen bin ich frei; ich schreibe anders als die andern, auf meine Gefahr, weniger verständlich zu sein. Nur über ein Wort spreche ich mich rückhaltlos aus, weil es ein sehr schlechtes ist und das für den besten Begriff, der unserem oder irgendeinem Volke eignet: *völkisch.* Aber nicht in dem Wahne, ich vermöchte sein Durchdringen zu hindern, sondern in dem Wunsche, sein Emporkommen möge in der Sprachgeschichte einen weithin sichtbaren Platz einnehmen und der Verdunklung seines Ursprungs rechtzeitig vorgebeugt werden. . . . *Volklich* ist längst gesagt worden, von Bürger,

Arndt, Jahn u. a. (*völklich* von A. Bartels 1905); es schliefst sich fest an *menschlich, staatlich, fürstlich* usw. an; die entsprechende Form besitzen die skandinavischen Sprachen. Ich weifs nicht, aus welchem triftigen Grunde diese Bildung zu beanstanden wäre; doch nicht wegen Fehlens des Umlauts? ... Neuerungen können nur auf der zutage liegenden Sprachschicht aufwachsen. Engel hat das, was er für *völkisch* in die Wagschale wirft, nur gezählt, nicht gewogen. Nicht sachliche Gründe haben das Glück von *völkisch* gemacht, sondern Zufall oder Willkür. Später wird man einmal, an der Hand besonders von Zeitungen, eine Verbreitungskarte für dieses Neuwort anfertigen können. Wie es scheint, ist die Bewegung hauptsächlich von den Alldeutschen Österreichs ausgegangen, und so hat das Wort zunächst einen politischen Beigeschmack gehabt. ... Bis auf den heutigen Tag kommt *volklich*, wenn auch sehr vereinzelt, vor. Das Bessere kennend, hat man das Schlechtere gewählt; mehr als durch irgendein Fremdwort ist durch *völkisch* „der deutschen Sprache Ehrenkranz verschandelt“.

... Wenn es an das hier berührte Tischtuchzerschneiden ginge, müfste ich es nach rechts wie nach links zerschneiden und würde am Katzentischchen sitzen. Das wäre nicht einmal so schlimm; ich würde weder für einen guten Deutschen noch für einen guten Europäer gelten, aber doch nicht den Namen eines ehrsamen Sprachforschers einbüfsen. Der Vf. scheint nicht zu wissen, dafs man Mitglied des Sprachvereins sein kann, ohne sich geistig irgendwie gebunden zu haben. Wie weit ich mit dem Sprachverein übereinstimme, wie weit nicht, ... zum Teil ist es aus dem Vorhergehenden zu ersehen; jetzt bezeuge

ich nur meine Dankbarkeit gegen den Sprachverein für die vielen und starken Anregungen, sei es auch zum Widerspruch, die mir als Sprachforscher in seiner Zeitschrift und den Beiheften zuteil geworden sind. Denn der Sprachforscher mufs vor allem das Gebot: erkenne dich selbst, beherzigen, das heifst: erkenne, wie du selbst sprichst; und auf diesem Wege hat mich nichts so gefördert wie die Arbeiten des Sprachvereins. Tausend praktische Fragen führen zu allgemeinen Erkenntnissen; von gewollten und bewufsten Neuerungen aus fällt Licht auf die ungewollten und unbewufsten Wandlungen der Vergangenheit. Und ein ähnliches Verhältnis oder vielmehr das gleiche, nur auf das grofse Ganze übertragene besteht zwischen den weltsprachlichen Bestrebungen und den „glottogonischen“ Studien. 814, 5 ff.

XIV. ÜBER WISSENSCHAFT IM ALLGEMEINEN.

(Kühnheit—Vorsicht; die Rolle der Eris; die „Schulen“; Methodik und Stoffbereicherung; Mikro- und Makroskopie; die Systematik; Wissenschaft und Leben.)

Zuweilen galt es, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Denn es liegt mehr im Interesse der Wissenschaft, über schwierige Punkte zuerst überhaupt eine, wenn auch kühne Ansicht aufzustellen, als dieselben blofs mit einem kritischen Kreuze zu bezeichnen, da auf jene Weise der Widerspruch, das belebende Element der Forschung, geweckt wird. 2a, XI.

Wird einer wissenschaftlichen Arbeit, welche neue Bahnen einschlägt, das schmeichelhafteste Lob, aber ohne jede kritische Beigabe, zuteil, so kann dasselbe sogar beim Verfasser keine Befriedigung erregen; es bedeutet entweder, dafs er nicht verstanden hat, Fruchtsamen auszustreuen, oder dafs der Andere nicht den Boden besitzt solche aufzunehmen und zu entwickeln. Der Wert einer Leistung läfst sich nicht blofs an dem ermessen, was ihr nachfolgt; und in dieser Hinsicht ist das rasche Veralten gerade mancher epochemachender Werke recht lehrreich. 117, XL.

Die Wissenschaft wäre nie vorgeschritten, hätte sie nie vorgegriffen. Ich will aber der Weite des Vorgreifens keine Grenze gesetzt wissen, nur ihr gemäfs die Sicherheit der Annahmen abgestuft. Der Maler kann schliefslich alle

Natur auf die Leinwand bringen, wie dunkel und verschwommen sie ihm auch erscheine; aber er darf eben nicht einen Berg oder eine Wolke mit festen Umrissen zeichnen, wenn er selbst nicht zu erkennen vermag ob es ein Berg, ob es eine Wolke ist. 286, 5 f.

... ich meine, es gehört auch zu einer guten wissenschaftlichen Arbeit das was Goethe als Erfordernis eines guten Gedichtes bezeichnet; sie mufs uns zu denken und zu sagen übrig lassen, nicht in dem Sinne, dafs Lücken auszufüllen und Fehler zu rügen wären, sondern in dem, dafs wir zahlreiche wichtige Fäden nach unserer eigenen Weise weiterspinnen. Wenn es, von reinen Stoffsammlungen abgesehen, wirklich „abschliefsende“ Arbeiten gäbe, wir würden wenig Freude daran haben. 163, 68.

Das Prädikat „qui nisi quod ipse fecit, nil rectum putat“ ... es kommt uns allen in einem gewissen Grade zu. Wer von uns einmal einen festen Standpunkt eingenommen hat, weicht auch vor schwerem Angriff nicht zurück; wie jene alten tapfern Ritter, scheuen wir das „a loi de recreü“. Die Dinge in Ordnung zu bringen, dazu sind die Schiedsgerichte da, wenn nicht die der Mit-, so die der Nachlebenden. Nur in einem müfste eine Änderung eintreten; es müfste so etwas wie Kampfregeln beobachtet werden, nämlich zwischen Leuten, die einander für ebenbürtig halten. Wird auf des Einen ausführliche Begründung der eigenen oder Bekämpfung einer fremden Ansicht von dem Andern geantwortet: „bleibt unerwiesen“, „hat mich nicht zu überzeugen vermocht“ usw., so hat solches entweder den Sinn, dafs ihm Zeit und Lust

fehle auf die Sache einzugehen, hat also den Wert einer rein privaten Mitteilung, oder es soll dadurch die Meinung Anderer beeinflufst werden, dann hat es den Wert einer Zensur, die der Lehrer dem Schüler erteilt, dann wird eben von jener Voraussetzung der Ebenbürtigkeit abgegangen. 281, 532.

Schweigen mag leichter sein als Widerrufen; manche Forscher aber — und sehr hervorragende haben mir das eingestanden — enthalten sich grundsätzlich jeder Rückäufserung auf eine gegen sie gerichtete Kritik. Das verstehe ich eben gar nicht; eine Stellung die nicht wert ist dafs man sie verteidigt, ist auch nicht wert dafs man sie besetzt. Die Polemik ist ein unentbehrliches Förderungsmittel für die Wissenschaft; sie entstammt nicht notwendigerweise persönlicher Gereiztheit, und sie gebiert nicht notwendigerweise häfsliche Auswüchse. Darum braucht man nicht eigens eine „vornehme“ Polemik zu empfehlen. Wenn ich in einer Gesellschaft den allzuausführlichen oder allzueifrigen Auseinandersetzungen eines Andern ein verbindliches und doch ungläubiges Lächeln entgegensetze und mit einem kleinen Scherz das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenke, so erwerbe ich mir den Dank der Übrigen, man erkennt mir den Preis des „vornehmen“ Tons zu. Läfst sich ein solches Verfahren in die Sphäre ernsten gedruckten Gedankenaustausches übertragen ohne sein Beiwort zu verlieren? hat auch hier die Rücksicht auf ein leicht gelangweiltes Publikum obzuwalten? Nein, die Höflichkeit des Denkers und Forschers ist eine andere als die des Gesellschafters; will man jenem etwas als vornehm nachrühmen, so sei es das dafs er die Worte des

Andern wägt, seine Gründe würdigt und den eigenen Widerspruch begründet. 279, 5 f.

Den Vorwurf der „Schraube ohne Ende“ fürchte ich ... nicht; eine Debatte soll nicht willkürlich abgebrochen, sondern fortgesetzt werden solange neue Tatsachen oder neue Erwägungen bekannter in die Wagschalen zu werfen sind, hätten sie auch nur das Gewicht von Skrupeln oder Granen. Und es mag die sinkende Schale wieder steigen, und umgekehrt, und wir selbst werden uns zugleich ändern; wir sind keine Advokaten welche die Stimmen eines hohen Areopags für einen von vornherein angenommenen und niemals aufzugebenden Schützling zu gewinnen trachteten.
532, 5 f.

Mit welchem Rechte urteilen denn manche von ihrem speziellen Studienfeld wie von einem festen Zentrum aus über die Beschäftigung mit den „Prinzipien“ ab? Mit welcher Logik können sie z. B. beweisen dafs die Bemühung um die Rekonstruktion einer Ursprache verdienstvoller sei als die Beobachtung des Sprachlebens im Individuum? Zunftgeist und Vorurteile wollen unter den Gelehrten nicht aussterben; von Lippe zu Lippe pflanzt sich ein verächtliches Lächeln fort, der Philologie gegen die Sprachvergleichung, der Lautgeschichte gegen die Lautphysiologie, des Etymologismus gegen die Sprachphilosophie. Aber es gibt nur eine Wissenschaft; freilich ist die Arbeitsteilung etwas Unumgängliches, es ist gewifs dafs, vermöge der individuellen Veranlagung, der Eine sich besser zur Erledigung dieser, der Andere jener Aufgaben eignet, allein es ist auch gewifs dafs bei einer wirklich

hervorragenden Kraft von der Notwendigkeit einer solchen Lokalisation nicht die Rede sein kann. Es gibt eben Männer einer „Wissenschaft“ und Männer der Wissenschaft, und die Namen der letzteren finden ihren Platz in der allgemeinen geistigen Entwicklungsgeschichte. Ich kann mir die Sprachwissenschaft nicht ohne ASCOLI denken, wohl aber ASCOLI ohne die Sprachwissenschaft; auch in andere Bahnen gelenkt, hätte dieser Geist eine weithin sichtbare Tätigkeit entfaltet und dem Ruhme Italiens und der Menschheit gedient. 202, 25.

Das Bild einer Landschaft wird in mannigfacher Weise aufgenommen, je nachdem wir sie auf diesem wie auf jenem Wege durchkreuzen, von diesem oder von jenem Punkte überschauen. Absolute Ergebnisse lassen sich nur an Gegenwärtigem gewinnen, durch Bemessen und Berechnen. Aus dem Nebel der Vergangenheit tauchen einzelne Spitzen auf, deren wirkliche Lage zueinander, wirkliche Entfernung voneinander wir nicht erkennen. Innerhalb gewisser Grenzen müssen wir die Mehrheit von Möglichkeiten zugeben und zugleich die Mehrheit angängiger Methoden. Es mufs ein weiter Spielraum für die freie Entfaltung der individuellen Kräfte verbleiben, und doch auch ein einheitlicher. 836, 258.

. . . ich möchte nicht, indem ich die Unerschütterlichkeit meiner Überzeugung betonte, andern den Mund verschliefsen, der Triftiges zu erwidern hätte. Von Andersdenkenden lernt man noch mehr als von Genossen, hauptsächlich weil man angeregt wird, nachzuforschen, warum sie anders denken. So kommt man dahin, an-

geborene Unterschiede auch bei den Männern der Wissenschaft zu entdecken: die einen sind mehr Hörmenschen, die andern mehr Sehmenschen, den einen erscheint die Welt mehr als etwas Werdendes, den andern mehr als etwas Seiendes, die einen sind Schüler des Heraklit, die andern sind Eleaten. Dem Forscher dient alles zum Gewinn; er sieht hier Quellen versickern, dort hervorsprudeln, hier die Wässer auseinandergehen, dort sich vereinigen, und schliefslich sieht er „im ew'gen Abendstrahl ... den Silberbach in goldne Ströme fliefsen". 841, 662.

Diez hat keine Schule gebildet, d. h. nicht in dem Sinne, wie so manche Philologen und Historiker es getan haben, und wie so viele strebsame Universitätslehrer es zu tun versuchen; als Gründer seiner Disziplin mufste er ja von jeder Einseitigkeit frei sein, konnte keinen Parteistandpunkt einnehmen, hatte keine Parole auszuteilen, keine Kunstgriffe beizubringen; aber er hat überhaupt nie in dringender und zwingender Weise auf die Entwicklung der Jüngeren eingewirkt, nie für die Kanalisierung der Wissenschaft gesorgt.

Seine Grammatik und sein Wörterbuch bilden für uns Alle, die wir uns Romanisten nennen, in einem Grade den Ausgangs- und Mittelpunkt der Forschung, wie es selten vorkommt; wir sind im besten und weitesten Sinne seine Schüler und rühmen uns, dafs wir von ihm gelernt haben, nie auf die Worte des Meisters zu schwören.

98, 119.

Das Wort [„Schule"] ist mir nicht „verhafst"; ich wünschte nur, dafs es auf seinen alten, bescheidenen Gebrauch beschränkt würde: man müfste auch sagen dürfen:

zu dem und dem Meister in die Lehre gehen, wie ja nach schwedischer Sitte z. B. G. PARIS ein *lärjunge* von DIEZ war. Arbeitswerkzeug und Arbeitsweise lernt man in der Schule kennen; auch auf Arbeitsziele wird man da aufmerksam gemacht; aber das Beste, was der Meister besitzt, kann er nicht übertragen: das Schöpferische. Das ist der grofse Irrtum, dafs man meint, die Schule gebe die Richtung; diese — sie sei denn nichts anderes als eine ganz äufserliche Form — findet das Individuum nur in sich selbst. Grofse und Kleine wird es immer geben; aber in jedem steckt eine Verbindung von Kräften und Trieben, die nur ihm erkennbar, ihn zu eigenartigen Leistungen befähigen — jeder ist sein eigener Mafsstab. . . . Der Fortschritt der Wissenschaft vollzieht sich nicht in einem Massenaufmarsch, sondern in dem sanfteren oder schärferen Aneinanderreiben der geistigen Individuen, die sich so gegenseitig fortschieben. Die Wissenschaft liegt nicht vor uns als Festung, als Ackerfeld, als Tempel; sie liegt in uns. 805, 287.

Wer mit Eifer an eine neue Sprache herantritt, arbeitet aus ihr vor allem heraus, was ihm bisher fremd war, und leicht mit übertriebener Schärfe; der, welcher längere Zeit hindurch sich mit ihr beschäftigt hat, sucht — oder ist das überhaupt eine Eigenart des Alters? — mehr das Verbindende als das Trennende. 813, 406.

Wie der Doktorand verpflichtet ist seiner Abhandlung einen „Lebenslauf“ beizulegen, so sollte der Forscher in der Reife seiner Kraft zwischen seine Fachschriften ein Blatt einlegen, auf dem in grofsen, glatten Zügen sein Glaubensbekenntnis stünde. Ich meine natürlich das

wissenschaftliche; dieses entspringt ja schliefslich auch aus irgend einer geheimnisvollen Quelle, möge sie Determinismus oder Indeterminismus, Psychologismus oder Logismus oder wie immer heifsen. Und wäre er allen philosophischen Grübeleien von Herzen abhold, so hätte er auch das zu bekennen. Auf jeden Fall würden die Vertreter der Wissenschaft in lebendigerer Beleuchtung erscheinen und ihre Geschichte ist doch die der Wissenschaft selbst.

799, 1.

Man kann mir den Vorhalt machen und hat ihn wohl auch schon gemacht, dafs ich zu Vieles angegangen, zu Weniges abgeschlossen habe. Das beruht aber hauptsächlich darauf, dafs es mir von jeher nicht sowohl auf die lehrhafte Darstellung eines bestimmten Gebietes angekommen ist als auf die Lösung von Problemen, und dafs die Freizügigkeit sich aus dem Wesen der Forschung ergibt. Die Vorstellung von der Wissenschaft als Einheit hat mich stets beherrscht und die damit verbundene Ausschau ins Weite gerade vor dem Verkennen wesentlicher Unterschiede bewahrt; das Hineintragen gewisser naturwissenschaftlichen Anschauungen und Verfahrungsweisen in die Sprachwissenschaft habe ich unausgesetzt bekämpft.

722, 983.

... mehr als die schwierigste Rechnung, die mit Hilfe alter Operationen ausgeführt wird, bedeutet die Ermittelung einer neuen Operationsart; in der Vervollkommenung der Methoden liegt der wahre Fortschritt der Wissenschaft. Und wenn diese Äufserung auf Widerspruch stofsen wird, so nur deshalb weil unter uns der Geist der Routine vorherrscht, und nicht jener philosophische Geist welcher

eine Wissenschaft nicht nur mit den andern in lebendige Fühlung bringt, sondern sie auch in sich einigt und vor Zerbröckelung bewahrt, welcher uns feste Mafsstäbe liefert um die Wichtigkeit der verschiedenen Aufgaben zu bewerten, und die Einzelleistungen einer gleichmäfsigen Kritik zu unterziehen, welcher uns antreibt unübersehbare Aneinanderfädelungen durch plastische Übersichten zu ersetzen und welcher uns nicht damit zufrieden sein läfst dafs unsere Blicke bis zur nächsten Biegung des Weges reichen, sondern welcher die Sehnsucht nach fernen Zielen in uns wach hält. 497, 621.

Die paritätische Verbindung von Mikroskopie und Makroskopie bildet das Ideal der wissenschaftlichen Arbeit; in Wirklichkeit kommt meistens die eine gegen die andere zu kurz. 580, 135.

Das Widersprechende auszugleichen, das Getrennte zu verbinden, das Vielfache zu vereinfachen, darum bemüht sich der Forscher; und es wird ihm das Ideal der Wissenschaft gern zum Ideal des Lebens. Wer sollte dem Frieden mehr huldigen als er? Wer kann es ertragen Wörter und Laute die seinem geistigen Auge als Einheiten erscheinen, von den erhitzten Parteien als Schibolethe und Kampfeszeichen verwendet zu sehen?

Non fumum ex fulgore . . .
. . . .
sed ex fumo dare lucem
cogitat

160, 140.

Unter allen äufseren Zwecken welchen die Wissenschaft dienen kann, gibt es gewifs keinen edleren als den: die

Völker zu versöhnen und zu befreunden. Die wahre Wissenschaft ist international, und sie betrachtet dies, trotz „schwarzer“ und „roter“ Internationale, als einen Ehrentitel. . . . Wer nicht meint, der Friede sei nur eine Pause um für den Krieg zu rüsten, der mufs wünschen dafs die zerrissenen Bande wieder zusammengeknüpft werden, ja fester als sie es waren, und für diese Aufgabe haben sich gerade die Männer der Wissenschaft zu begeistern. Sie würden ein Unrecht begehen, wollten sie nicht jeden Anlafs ergreifen den Mifsstimmungen und Mifsverständnissen zwischen den Völkern entgegenzuwirken. 158, 293.

Und ich bescheide mich hiermit [Anreihung statt Klassifikation] um so lieber als ich den Hang zum Systematisieren, des geradezu Wunderlichen ganz zu geschweigen was er so vielfach unter uns Deutschen ins Leben gerufen hat, für eine sehr reiche Fehlerquelle bei der Untersuchung grofser Erscheinungskomplexe halte. Typen treten uns ja überall entgegen, aber sie sind eben Typen nur dank entweder unserem Apriorismus oder äufseren Umständen die mit der Sache selbst gar nichts zu tun haben; sie als Zentren abgegrenzter Gebiete zu betrachten, dazu haben wir kein Recht. Immer noch sucht man weit lieber nach dem Trennenden als nach dem Verbindenden während doch nur auf diesem das Verständnis alles Werdens beruht.
160, 92.

Saussure wird als Systembildner gekennzeichnet und das ebenso in rühmendem Sinne verstanden wie der Ausdruck „unsystematisch“ in tadelndem. Nun gibt es Systeme die schon fertig in den Dingen liegen und von uns nur entdeckt werden, und Systeme die wir bilden um sie in

die Dinge hineinzulegen. ... Systeme dieser Art haben nur zeitweilige und bedingte Geltung; A. HARNACK hat mit Recht einem jungen Ethnographen ins Stammbuch geschrieben: „Systeme sind Nester; sie haben keinen Wert mehr wenn die Wahrheiten die in ihnen lagen, flügge geworden sind". Das gilt hauptsächlich von den Klassifikationen der Wissenschaften. Jede Wissenschaft berührt sich mit verschiedenen andern und zwar so dafs die Art oder die Stärke der Berührung in mehrfacher Weise ausgelegt werden kann. Auch SAUSSURE gibt zu dafs die Grenzen unserer Wissenschaft gegen andere nicht immer deutlich hervortreten ...; doch ist es ihm vielleicht entgangen dafs im allgemeinen an den anerkannten Grenzen das wissenschaftliche Leben am stärksten pulsiert, dafs Grenzen geradezu Zentren werden — von seiner hohen Warte aus hat POINCARÉ sich ähnlich geäufsert. Wenn SAUSSURE die Sprachwissenschaft der Semiologie und diese der sozialen und schliefslich der allgemeinen Psychologie unterordnet ..., so wird man ihm nicht widersprechen; aber ebenso gut wird man sie an die Soziologie, die Kulturgeschichte usw. anschliefsen dürfen. 799, 2.

Ich denke nicht daran zu leugnen, dafs die Popularisierung der Wissenschaft mit manchem Nachteil verbunden ist. Aber welcher Nutzen erwächst aus ihr der Wissenschaft selbst! Die Wissenschaft ist eine, und zwischen ihren sämtlichen Teilen besteht eine lebhafte Wechselwirkung. Jeder Gelehrte wünscht und erwartet auch aus Gebieten, über die sich seine Herrschaft nicht erstreckt, angeregt und befruchtet zu werden; doch wie wäre solches ohne Gemeinverständlichkeit möglich? Diese wird gerade

darum von den Gelehrten am meisten geschätzt; sie durchbricht nicht nur die Schranken der Wissenschaft, sie durchbricht vor allem die Schranken zwischen den einzelnen Wissenschaftsgebieten. Die Talente zweiten und dritten Ranges reichen für die Popularisierung nicht aus, die in der Hand bedeutender Männer an Gehalt und Erfolg gewinnt. Wer überhaupt Schöpferkraft besitzt, wird nicht umhin können, sie auch in der populären Darstellung zu bestätigen; unbehindert von abwärts ziehendem Kleinwerk, schwingt er sich hoch empor und entdeckt neue Fernsichten. So lange die Einen in der Abfassung populärer Schriften, die Andern in der Lektüre solcher wirklich sich erfrischen und geistig erweitern, so lange bleibt jede Einrede töricht und nutzlos: dies aber ist nicht Alles. Es hat die exoterische Sprache der Wissenschaft auf ihre esoterische einen äufsert günstigen Einflufs ausgeübt. Vor dem engsten Kreise mufs man, wenn auch nicht gemeinverständlich und nicht elegant, zum mindesten doch verständlich und richtig reden. In Deutschland aber gibt es noch bis auf den heutigen Tag Gelehrte, welche diesen Grundsatz durch die Tat verleugnen. Manche neigen sich allen Ernstes der Ansicht zu, die Sprache bestehe zu dem Zweck, die Gedanken zu verbergen; man mag sie noch so oft auf einen unklaren Ausdruck in ihren Schriften aufmerksam machen, sie werden immer die Achseln zucken und uns mit bewunderungswerter Unerschrockenheit entgegnen, dafs doch der Gedanke klar sei. Mit anderen Worten: was man schwarz auf weifs sieht, hat wenig zu bedeuten; lest zwischen den Zeilen, das ist die Hauptsache! In der Brust dieser Leute wohnt kein Erbarmen mit ihren Mitmenschen. Wie viele Stunden, die ruhigem

Genufs bestimmt sind, verbittern sie denselben? Wenn sich in dieser Beziehung neuerdings Vieles gebessert hat, so finden wir anderseits gegen früher eine gröfsere Mifsachtung der deutschen Grammatik. Nicht nur die Syntax erhält starke Ohrfeigen, nein, sogar die Formenlehre. Doch dies nur beiläufig, zum zu zeigen, was sich die Gelehrten gegen die unwürdige Hülle ihrer Gedanken erlauben. Abgesehen von der klaren und richtigen Sprache ist einem rein wissenschaftlichen Vortrag auch einige Anmut gewifs nicht nachteilig. Die Grenzen ziehen sich von selbst. Wir verlangen von einem dickleibigen Wörterbuch nicht den graziösen Pas eines literarhistorischen Versuchs, von einer steifen mathematischen Abhandlung nicht die geschmeidige Allbeweglichkeit eines darwinistischen Aufsatzes.

Wir würden uns noch weiter über diesen Gegenstand ergehen; aber man hält uns ein versteinerndes Medusenhaupt vor, man wirft uns das Wort von der „Phrase“ entgegen. Mit wieviel Phrasen hat man die unglückselige Phrase überschüttet? Und doch kommen wir bis jetzt nie und nirgends ohne Phrasen aus. Wollt ihr jeden Überschufs des Wortes über den Gedanken aufheben, dann verabschiedet jedes Gleichnis, vernichtet, neue Ikonoklasten, jeden bildlichen Ausdruck der Sprache, tötet ihre Sinnlichkeit und sie selbst, ersetzt sie durch ein System starrer Formeln! Auch in der nüchternsten und abgezogensten Sprache lebt die „Phrase“ noch fort. Und, so sei im Vorbeigehen gefragt, ist es nicht auch ein wenig „Phrase“, wenn es heifst: „Denn wo die Phrase sich zeigt,. verhüllt die Wahrheit schweigend ihr Haupt und entfernt sich“? Mit mehr Klarheit scheint uns Goethe zu sagen: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein

Wort zu rechter Zeit sich ein.“ Allerdings wimmelt die Welt von Phrasen der schlimmsten Art; doch diejenigen, die in ihren Netzen hängen bleiben, verdienen es nicht besser und es lohnt sich nicht, um ihretwillen die Übrigen zu alarmieren. In manchem berühmten populären Werke segelt mancheiner mit angenehmer Brise über manchen Unsinn, ohne ihn zu bemerken, hinweg; aber es ist seine Schuld, der Spiegel ist glatt, das Wasser durchsichtig, er könnte die Ungeheuer erblicken, die auf dem Grund kauern. Um wie vieles gefährlicher in dieser Hinsicht ist nicht die schwerfällige und ungeglättete Sprache, von der man einst glaubte, sie gezieme der Würde der Wissenschaft, wie Perücke und Barett der Würde des Richters. Nein, meine Herren Gelehrten, fürchten Sie sich nicht allzusehr vor der Phrase, — der Teufel ist nicht so häfslich wie man ihn malt, hätte ich fast gesagt. Die meisten von Ihnen können der „Phrase“, der schönklingenden Phrase ohne jede Besorgnis noch beträchtlich näher treten.

21, 285 ff.

Wissen und Leben fliefsen bei dem Kind, das noch nicht lesen kann, ineinander, später rücken sie mehr und mehr auseinander; beim Mann der Wissenschaft kann sich eine wahre Kluft zwischen ihnen bilden; er wirft die Wissenschaft beiseite und stürzt sich in das Leben, um sich zu erfrischen, und er kehrt zu ihr zurück, um sich zu läutern. Dem Greise wird das Leben, an dem er sich nicht mehr betätigen kann, zum Gegenstand der Betrachtung, und in der Wissenschaft allein fühlt er sich leben. So fliefsen Wissen und Leben bei ihm wieder ineinander wie beim Kind. . . . 776, 613.

NACHTRÄGE[1] (a) UND BERICHTIGUNGEN (b) ZUR BIBLIOGRAPHIE.

a) 1877: Le redoublement des consonnes en Italie dans les syllabes protoniques — Romania **6**, 593 f.

1898: [Brief an den Herausgeber in einer Mitteilung von G. LACOMBE unter dem Titel „Entre bascophiles“ gegen DODGSON] — L'Avenir des Pyrénées et des Landes 13. Jan. S. 3, Kol. 1.

1905: [Hunde in Graz] — GT 2. VII.

1914: Made in Germany — GT 1. IX.

1915: D'Annunzio — GT 30. V.

1917: Wir wehren uns unserer Haut — GT 6. X.

1922: Heimisches und fremdes Sprachgut — Rev. basque S. 69—82

b) No. 65: l. *di* st. *de*.

No. 181: l. 513—515 st. 313—515.

No. 184: füge hinzu: S. 441 f.: „The Slaves and the Germans“ und l. statt 20. Juni: 15. Juni.

l. No. 262 st. 268, 271 st. 277, 272 st. 278 auf S. 23.

No. 432 l. Lb 23, 274—279 (st. . . . 277 . . .).

l. No. 479 st. 279 auf S. 32.

Zwischen No. 502 und 503 ist die Jahreszahl 1906 einzuschalten.

No. 503: hinzuzufügen: GT 1. I.

No. 556: l. *camurça* st. *camarça*.

Zwischen No. 621 und 722 ist ein bedauerlicher Sprung eingetreten.

No. 815 erschien 1920.

BERICHTIGUNGEN ZUM TEXT.

S. 81, Z. 11 v. u. l. Wort st. Worte, Z. 5 v. u. alle st. alles.
S. 90, Z. 10 v. u. l. vergrößert st. vergößert.
S. 121, Z. 8 v. o. zwischen „und“ und „Wörter“ einzuschalten: die.
S. 150, Z. 4 v. o. l. sich st. nicht.
S. 151, Z. 7 v. u. l. abweichende st. abweicheinde.
S. 160, Z. 5 v. o. l. Organisation st. Organistion.
S. 164, Z. 1 v. o. l. dies st. die.
S. 171, Z. 4 v. o. l. und st. nnd.
S. 184, Z. 2 v. u. l. dieser st. diese.
S. 193, Z. 14 v. u. l. als st. und.

---

[1] Ich verdanke sie SCHUCHARDT und stud. phil. HERBERT STEINER.

S. 211, Z. 12 v. o. l. verführt st. vollführt.
S. 311, Z. 12 v. o. l. nüchternem st. nüchteruem.
S. 329, Z. 8 v. u. l. ausgehenden st. aus gehenden.
S. 331, Z. 2 v. u. l. Stammsprache st. Stammspracde.
S. 350, Z. 5 v. o. l. Formenlehre ... st. Formenlehre.
S. 351, Z. 1 v. o. l. zur rechten st. zu rechter.

* * *

Zur Bibliographie noch hinzuzufügen:

1900: Halászati műszók — Magyar Nyelvőr **29**, 56—65; 111—115 [vgl. 335].
1908: Érdekes jelentésfejlődés — Magyar Nyelvőr 37, 359 [vgl. 571].

No. 167 l. 5, 280 st. 5, 281.
No. 196 l. 1201 st. 1202.
No. 226 l. Franz. st. Eranz.
No. 785 l. 182, I, 1—60 st. 182, I, 60.

SACHREGISTER.[1]

---

[1] Die Stichwöiter sind soweit aufgenommen als sie sich mit den Kapitelüberschriften nicht decken. Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten des Breviers; über vgl. siehe S. 8: hier sind nur solche Stellen aufgenommen, bei denen nicht schon der Titel der Abhandlung den behandelten Gegenstand vermuten läfst. Steht bei einem Stichwort eine Belegstelle nur unter dem Strich, so ist das Stichwort in diesem Werke nicht vertreten. Bei „vgl." beziehen sich die Zahlen auf Nummer der Bibliographie und Seite der Originalschrift.

[2] vgl. 2a, 85.
[3] vgl. 93, 111; 163, 61 f.
[4] vgl. 2a, 78; 14, 348.
[5] vgl. 2a, 85.
[6] vgl. 119, 116.
[7] vgl. 722, 984.
[8] vgl. 44, 188 f.; 191, 483; 200, 510 f.; 371, 572 f.; 421, 398 ff.; 431, 393 f.

---

[1] vgl. 27, 2284.
[2] vgl. 263, 429.
[3] vgl. 816, 158 ff.; 833, 649.
[4] vgl. 816, 158.
[5] vgl. 21, 285 ff.; 185, 51.
[6] vgl. 2a, 270; 5, 1 ff.; 20, 262; 120, 385; 125, 309 ff.
[7] vgl. 196, 1207 f.; 431, 393 f.; 474, 322; 504, 45.
[8] vgl. 2a, 52; 14, 348; 121, 141; 279, 17 ff.
[9] vgl. 2a, 57.
[10] vgl. 2c, 186.
[11] vgl. 188, 297; 196, 1201 f.
[12] vgl. 460, 52 ff.
[13] vgl. 504, 45.
[14] vgl. 160, 37 f.; 724, 20.

C

---

[1] vgl. 115, 137 f.; 261, 236.
[2] vgl. 125, 307.
[3] vgl. 2a, 78; 26, 394; 223, 317 f.
[4] vgl. 146, 2779.
[5] vgl. 167, 280 f.; 792, 156 ff.
[6] vgl. 489, 1 ff.; 801, 1 f.
[7] vgl. 504, 41.
[8] vgl. 34, 721; 227, 532.
[9] vgl. 117, XX f
[10] vgl. 480, 1 ff.
[11] vgl. 2c, 35; 185, 279.
[12] vgl. 11, 4401.
[13] vgl. 187, 322; 188, 297.
[14] vgl. 127, 579; 273, 98 f.
[15] vgl. 185, 271.
[16] vgl. 821, 76 und die daselbst angeführten Stellen.
[17] vgl. 49, 1403.
[18] vgl. 254, 114.

D

E

---

[1] vgl. 4/8, 241. [2] vgl. 239, 26 f.; 324, 9; 777, 153 ff.
[3] vgl. 239, 26 f. [4] vgl. 144, 492; 115, 137 f.
[5] vgl. 2a, 76; 160, 63.
[6] vgl. 479, 1 ff.; 603, 734 f.; 620, 393 f.; 748, 23; 801, 1 f.
[7] vgl. 5, 1 f.; 120, 385. [8] vgl. 188, 297; 460, 52 ff.
[9] vgl. 261, 236. [10] vgl. 833, 646. [11] vgl. 98, 119 f.

[1] vgl. 2a, 111; 204, 179. [2] vgl. 84, 366.
[3] vgl. 32, 466. [4] vgl. 792, 156 ff.
[5] vgl. 278, 6. [6] vgl. 188, 297.
[7] vgl. 2a, 30; 20, 258; 117, XXIX; 153, 319; 177, 110; 562, 373.
[8] vgl. 433, 287. [9] vgl. 153, 319. [10] vgl. 429, 97 f.
[11] vgl. 117, IV ff. u. XX ff.; 454, I, 36.
[12] vgl. 160, 4 f.; 202, 14.
[13] vgl. 28, 446 ff.; 30, 431; 117, XVII f. u. XXX f.; 200, 510 f.; 244, 238; 270, 334; 337, 325 ff.; 366, 569 ff.; 400, 496; 405, 614 ff.; 466, 144; 467, 155 f.; 537, 18 f.; 554, 659; 589, 464 f.; 597, 214 f.; 601, 341 f.; 620, 393 f.; 801, 1 f.; 833, 648.
[14] vgl. 603, 734 f. [15] vgl. 2b, 394.

[1] vgl. 421, 398ff.; 554, 659; 601, 341f.
[2] vgl. 160, 131; 251, 305; 431, 393ff.
[3] vgl. 117, IX.
[4] vgl. 2a, 270.
[5] vgl. 178, 417.
[6] vgl. 66, 323.
[7] vgl. 213, 417.
[8] vgl. 2a, 2; 757, 27f.
[9] vgl. 785, 51; 314, 125.
[10] vgl. 160, 37f.
[11] vgl. 160, 37f.
[12] vgl. 213, 417.
[13] vgl. 115, 137; 121, 144; 125, 301; 833 pass.
[14] vgl. 527, 259ff.

[1] vgl. 185, 26.
[2] vgl. 384, 1 ff.
[3] vgl. 250, 412; 273, 390.
[4] vgl. 724, 21.
[5] vgl. 366, 569 ff.
[6] vgl. 185, III.
[7] vgl. 204, 179.
[8] vgl. 191, 483.
[9] vgl. 324, 9 ff.
[10] vgl. 196, 1201 f.; 273, 98 f.; 515, 640.
[11] vgl. 263, 429 s. Wortschatz.

H

I

[1] vgl. 117, XX.
[2] vgl. 143, 608.
[3] vgl. 620, 393.
[4] vgl. 279, 17 ff.
[5] vgl. 589, 464 f.
[6] vgl. 196, 1202.
[7] vgl. 418, 332.
[8] vgl. 279, 17 ff.
[9] vgl. 527, 259 ff.
[10] vgl. 160, 3; 202, 13; 460, 52 ff.
[11] vgl. 2a, 85; 125, 307; 261, 236; 279, 17; 833, 652.
[12] vgl. 117, XXX; 132, 915; 251, 204 ff.; 266, 200 f.; 792, 156 ff.

[1] vgl. 117, IV ff.; 146, 2779.
[2] vgl. 260, 199; 279, 23 ff.
[3] vgl. 14, 348.
[4] vgl. 2 a, 85.
[5] vgl. 260, 198 f.
[6] vgl. 2 a, 270; 250, 411 f.
[7] vgl. 279, 17 ff.; 322, 239; 460, 52 ff.
[8] vgl. 5, 1 f.; 125, 309 ff.
[9] vgl. 371, 572 f.
[10] vgl. 163, 61 f.
[11] vgl. 166, 277.
[12] vgl. 757, 27 f.

---

[1] vgl. 279, 17 ff.
[2] vgl. 125, 307.
[3] vgl. 2c, IV; 188, 297; 272, 47; 515, 640.
[4] vgl. 133, 800; 620, 393 f.
[5] vgl. 117, XVII f.; 200, 510 f.; 263, 429.
[6] vgl. 74, 1113; 91, 222 f.; 160, 139; 177, 110; 324, 9 ff.; 757, 9 ff.; 777, 153 ff.
[7] vgl. 117, XXX f.; 489, 1 ff.
[8] vgl. 2a, 52; 279 pass.; 527, 259 ff.
[9] vgl. 160, 21; 185, 261.
[10] vgl. 153, 316.
[11] vgl. 160, 38 und 93.
[12] vgl. 5, 1 f.; 125, 306 ff.; 196, 1201 f.; 200, 510; 226, 529; 250, 411 f.; 272, 45; 273, 98 f.; 421, 398; 460, 40; 479, 1 ff.; 510, 207 f.; 515, 640.
[13] vgl. 196, 1201 f.
[14] vgl. 322, 243.
[15] vgl. 154, 111.
[16] vgl. 2a, 168.
[17] vgl. 504, 41.
[18] vgl. 322, 241.

[1] vgl. 273, 94 ff. [2] vgl. 185, 239 f. [3] vgl. 2 a, 50.
[4] vgl. 49, 1403. [5] vgl. 279, 17 ff.; 777, 153 ff.; 833, 650.
[6] vgl. 200, 510 f.; 620, 393 f.
[7] vgl. 537, 18 f.
[8] vgl. 200, 510 f.; 279, 17 ff.; 337, 325 ff.
[9] vgl. 2 a, 28. [10] vgl. 14, 344; 185, 236 f.; 833, 654.
[11] vgl. 182, 312; 200, 510 f.
[12] vgl. 121, 127; 185, 233.
[13] vgl. 125, 121. [14] vgl. 2 a, 85; 421, 388.

N

---

[1] vgl. 128, 581; 162, 195 f.; 200, 510 f.; 202, 14; 251, 204 ff.; 504, 41; 508, 83; 510, 207 f.
[2] vgl. 239, 26 f.
[3] vgl. 28, 446 ff.; 200, 510 f.; 554, 659.
[4] vgl. 93, 111.
[5] vgl. 820, 188.
[6] vgl. 421, 393.
[7] vgl. 160, 63; 278, 6.
[8] vgl. 2 c, 17; 28, 434 f.
[9] vgl. 480, 1 ff.
[10] vgl. 279, 17 ff.; 527, 259 ff.
[11] vgl. 2 c, III; 14, 348.
[12] vgl. 35, 722; 156, 234 f.
[13] vgl. 279, 42 ff.; 324, 9 ff.
[14] vgl. 185, 291.
[15] vgl. 279, 17 ff.; 325, 250, 3 f.
[16] vgl. 325, 250, 6.

---

[1] vgl. 272, 45.
[2] vgl. 200, 510 f.; 251, 305; 322, 241 f.
[3] vgl. 8, 1370; 200, 510 f.
[4] vgl. 125, 313.
[5] vgl. 505, 528 f.; 816, 158 ff.
[6] vgl. 185, 365; 202, 13.
[7] vgl. 240, 1646; 504, 41.
[8] vgl. 322, 241 f.
[9] vgl. 2 a, 85 ff.
[10] vgl. 2 a, 10 ff.; 314, 125.
[11] vgl. 187, 322; 188, 297.
[12] vgl. 20, 262.
[13] vgl. 19, 1375; 117, IV ff.; 185, 315.
[14] vgl. 156, 234 f.; 601, 341.

---

[1] vgl. 32, 466. [2] vgl. 160, 127 f.; 185, I f.
[3] vgl. 421, 398 ff.; 510, 207 f.
[4] vgl. 185, 236 f. [5] vgl. 32, 466. [6] vgl. 185, 291.
[7] vgl. 504, 41. [8] vgl. 185, 244 f. [9] vgl. 76, 1331.
[10] vgl. 17, IV ff.
[11] vgl. 322, 239; 429, 97 f. [12] vgl. 117, IV ff.; 185, 303.
[13] vgl. 93, 111; 833, 652. [14] vgl. 156, 234 f.; 601, 341 f.
[15] vgl. 156, 234 f.
[16] vgl. 44, 168; 125, 309; 279, 17 ff.; 322, 241 f.
[17] vgl. 125, 306.
[18] vgl. 2 c, 6; 19, 1375; 29, 73 f.; 185, 260 f.; 384, 2; 757, 14 f.
[19] vgl. 537, 18 f.

---

[1] vgl. 384, 4. [2] vgl. 466, 144.
[3] vgl. 11, 4423; 33, 714 f.; 596, 292.
[4] vgl. 185, 157. [5] vgl. 36, 724.
[6] vgl. 28, 434 f. [7] vgl. 117, XX; 185, 261.
[8] vgl. 93, 111; 117, XVII f.; 125, 250.
[9] vgl. 160, 127 f.; 200, 510.
[10] vgl. 168, 336; 777, 153 ff.; 833, 649 ff.
[11] vgl. 291, 2 f. [12] vgl. 185, 239 f. [13] vgl. 42, 2; 278, 6.
[14] vgl. 732, 109 f.; 748, 23; 836, 490.
[15] vgl. 2 a, 51.

[1] vgl. 117, IX.
[2] vgl. 617, 384.
[3] vgl. 384, 4.
[4] vgl. 421, 398 ff.
[5] vgl. 372, 139; 460, 52 f.
[6] vgl. 527, 289 ff.
[7] vgl. 279, 23 ff.; 724, 20.
[8] vgl. 790, 158.
[9] vgl. 2 a, 33.
[10] vgl. 19, 1374.

1 vgl. 2 a, 28.
2 vgl. 32, 467; 185, 306 ff.
3 vgl. 279, 39 f.
4 vgl. 322, 241 f.
5 vgl. 2 a, 52; 2 c, 17; 724, 20.
6 vgl. die von Sch. selbst gegebene Bibliographie in 793.
7 vgl. 185, 300.
8 vgl. 2 a, 85.
9 vgl. 527, 259 ff.
10 vgl. 169, 131.
11 vgl. 508, 83; 724, 401.
12 vgl. 279, 17 ff.; 421, 398; 431, 393 f.
13 vgl. 160, 3; 280, 237.

[1] vgl. 160, 7; 167, 280f.; 266, 200f.; 480, 1ff.; 601, 341f.; 801, 1f.; 805, 285.
[2] vgl. 278, 6.
[3] vgl. 2a, 52 und 270; 28, 437; 44, 168 und 180f.; 137, 120; 223, 317f.; 322, 246.
[4] vgl. 239, 26; 816, 158ff.
[5] vgl. 421, 398ff.; 510, 207f.
[6] vgl. 121, 128.
[7] vgl. 91, 222; 185, 271; 273, 98.
[8] vgl. 127, 579; 185, 198f.
[9] vgl. 241, 305; 290, 3ff.; 805, 285.
[10] vgl. 241, 295f.

[1] vgl. 504, 41. [2] vgl. 160, 127 f. [3] vgl. 757, 141.
[4] vgl. 160, 127 f. [5] vgl. 146, 2779; 199, 12.
[6] vgl. 792, 156 ff.
[7] vgl. 527, 259 ff.; 785, 60.
[8] vgl. 273, 98 f. [9] vgl. 156, 234 f. [10] vgl. 163, 61 f.
[11] vgl. 160, 3.

---

[1] vgl. 2 c, 153; 204, 15 f.
[2] vgl. 2 a, 27; 119, 116; 204, 179; 618, 82.
[3] vgl. 117, XX; 724, 40 f.
[4] vgl. 2 a, 85 ff.; 2 c, 186.
[5] vgl. 261, 236.
[6] vgl. 279, 39 ff.; 324, 17 f.
[7] vgl. 620, 393 f.
[8] vgl. 279, 39 ff.; 325, 250, 5.
[9] vgl. 724, 20.
[10] vgl. 2 a, VII u. 85 f.; 200, 510 f.; 776, 609 f.
[11] vgl. 36, 724; 146, 2779; 466, 134; 776, 609 f.
[12] vgl. 91, 222 f.; 185, III, 73, 101 u. 311; 480, 40 f.; 776, 603 f.
[13] vgl. 127, 579.

[1] vgl. 279, 23 ff.
[2] vgl. 117, XLIII; 527, 259 ff.; 776, 609 f.
[3] vgl. 117, XLIII.
[4] vgl. 2a, X.
[5] vgl. 2a, X; 504, 411.
[6] vgl. 801, 1 f.
[7] vgl. 2c, 36; 121, 127; 215, 225 f.
[8] vgl. 28, 446 ff.; 117, XVII f.
[9] vgl. 44, 170; 279 pass.; 322, 242 f.; 527, 259 ff.
[10] vgl. 589, 464 f.
[11] vgl. 188, 297; 213, 419; 280, 537; 337, 325 f.; 515, 640.
[12] vgl. 28, 443.
[13] vgl. 2a, VII.
[14] vgl. 185, 294.
[15] vgl. 160, 3.
[16] vgl. 273, 98 f.
[17] vgl. 5, 1; 213, 417; 226, 529; 431, 393 ff.

Z

[1] vgl. 91, 222ff.; 160, 127f.
[2] vgl. 98, 119; 167, 280f.; 480, 1ff.; 792, 156ff.
[3] vgl. 322, 241.
[4] vgl. 239, 26f.
[5] vgl. 2a, 35; 185, 274; 251, 204ff.; 263, 429.
[6] vgl. 617, 383f.
[7] vgl. 474, 316.
[8] vgl. 115, 137ff.
[9] vgl. 286, 237.
[10] vgl. 617, 383f.
[11] vgl. 250, 411; 792, 156ff.; 833, 647.
[12] vgl. 215, 225f.
[13] vgl. 786, 3.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).